

Pressestimmen zum Film „Der Baader Meinhof Komplex“

(zusammengestellt von Robert Dambon, Stand: 16.01.2009)

Link zum Trailer: <http://www.bmk.film.de/>

(offizielle Seite zum Film)

Die Gesichter des Baader Meinhof Komplexes

Ein erster Blick auf die Besetzung von Bernd Eichingers Kino-Adaption der RAF-Geschichte

Von Tobias Kniebe und Andrian Kreye

SZ vom 2./3. Februar 2008

http://archiv.sueddeutsche.apa.at/sueddz/index.php?id=A41708334_OGTPOGWPPHPWPWGSWEORGOSAREGROCPHEER

(nicht frei verfügbar)

Die vier Gesichter des Andreas Baader

Die ZEIT vom 07. Februar 2008

http://www.zeit.de/2008/07/Die_vier_Gesichter_des_Andreas

Im Herbst kommt Bernd Eichingers Baader Meinhof Komplex in die Kinos. Schon jetzt sind die täuschend echten Fahndungsfoto von Moritz Bleibtreu als Andreas Baader zu sehen: Er ist nicht der Erste, der sich an diese Rolle wagt.

Ulrich Tukur spielt 1986 in Richard Hauffs Stammheim.

Ähnlichkeitsfaktor? Mäßig: blonde Haare, Seitenscheitel, offenes Hemd.

In der Kritik galt Tukur als schauspielerisch brilliant. Bei der Berlinale-Vorführung flogen dennoch Stinkbomben.

Sebastian Koch spielt 1997 in Heinrich Breloers Todesspiel. In der Kritik hieß es, er habe eine »frappierende Ähnlichkeit«. Zur Vorbereitung auf die Rolle schrieb Koch Tagebuch: Wie fühle ich, Baader, mich in den letzten Wochen meines Lebens. Sehr authentisch.

Frank Giering gibt 2002 in Christopher Roths Baader den Terror-Macho: laut, blond, Fliegerbrille. Der Giering-Baader sei meist damit beschäftigt, cool auszusehen, Zigaretten zu rauchen und Sonnenbrillen zu tragen, hieß es.

Moritz Bleibtreu Schon jetzt wird ihm eine verstörende Ähnlichkeit attestiert. Er sagt, er habe recherchiert, bis ihm Baader zu den Ohren rausgekommen sei. Mal sehen, ob es was genützt hat.

Der Aust-Eichinger-Komplex

Von Hans-Hermann Kotte

Frankfurter Rundschau vom 04. September 2008

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/medien/?em_cnt=1588741&

Werbung in kleinen Häppchen vor der Filmpremiere von "Der Baader-Meinhof-Komplex"

In einer repräsentativen Villa an der Hamburger Außenalster wurde am Mittwoch die nächste Eskalationsstufe im Vermarktungsgewitter rund um den kommenden RAF-Kinofilm ausgelöst. Der Verlag Hoffmann und Campe stellte eine überarbeitete Version des Sachbuches "Der Baader-Meinhof-Komplex" von Stefan Aust vor, das Grundlage des Films von Produzent Bernd Eichinger ist. 80 Journalisten waren da, darunter vier Kamerateams.

Stolz wurde der "Longseller" präsentiert, der dank der umfangreichen Überarbeitung und neuer Fotos auf 900 Seiten angeschwollen ist. Ein Ziegelstein, der seit seinem ersten Erscheinen 1985 inzwischen eine Gesamtauflage von über 300 000 Exemplaren erreicht hat. Das Buch sei "lebendiger" geworden, sagte Autor Aust, es habe nun mehr "Farbe" und "Geruch".

Mit Lockangebot

Der Ex-Spiegel-Chef konnte zwar keinerlei Neuigkeiten in Sachen RAF-Geschichtsschreibung vermelden. Aber immerhin: Die Spiegel-Enthüllungen vom vergangenen Jahr zu den Abhöraktionen im RAF-Knast von Stammheim durch verschiedene Geheimdienstabteilungen seien im Buch "etwas ausführlicher" dargestellt. Eigentlich wollte der Verlag bei dem Termin auch den Bildband zum Eichinger-Film präsentieren, wozu die Autorin Katja Eichinger, Gattin des Produzenten, angereist war.

Dies allerdings stellte sich als reines Lockangebot heraus, das Film-Buch wurde vorenthalten. Es hätte ja auch nicht so recht in die PR-Strategie gepasst, drei Wochen vor dem Kinostart massig Filmfotos und Schauspieler-Interviews in Buchform auf den Markt zu werfen.

Schließlich soll die Presse noch ihre Arbeit tun, und zwar kontrolliert. Nach einer exklusiven Voraufführung des Films im August hatte es böse Schlagzeilen gegeben, denn da sollten die Journalisten Verträge unterschreiben, die eine Konventionalstrafe von 50 000 Euro androhten, falls Filmbesprechungen vorzeitig, also vor den Premieren Mitte September in München und Berlin, erscheinen sollten. Schon am heutigen Donnerstag steht übrigens der nächste PR-Termin des Aust-Eichinger-Komplexes an: Am Abend liest Stefan Aust in Kampen auf Sylt aus seinem Buch vor.

Bilder der Barberei

Von Dirk Kurbjuweit

Der SPIEGEL Nr. 37 vom 08. September 2008

Am 25. September startet der Film von Bernd Eichinger und Uli Edel zum "Baader-Meinhof-Komplex". Er lenkt den Blick auf die grausamen Taten und wird die Debatte über den deutschen Terrorismus verändern. Von Dirk Kurbjuweit

Vor dem großen Töten sitzt Vinzenz Kiefer in einem Wohnwagen und bittet um Verzeihung. Es ist niemand bei ihm, er führt ein stummes Gespräch mit sich selbst. Ohnehin gibt es niemanden, an den er sich mit seiner Bitte wenden könnte, weil er niemandem etwas antun wird. Er ist Schauspieler. Er spielt das große Töten.

Gleich wird er Peter-Jürgen Boock sein, Mitglied der RAF. Er wird eine Heckler & Koch nehmen und sich an die Kreuzung stellen. Das ist sein Job, die Kreuzung decken. Dann kommt der Konvoi von Hanns Martin Schleyer, und der Überfall beginnt. Wenn die Terroristin, die den Kinderwagen geschoben hat, in die Knie geht, weil sie nachladen will, marschiert Kiefer los und feuert, feuert, feuert. So steht es im Drehbuch, so hat er es geübt.

Im Wohnwagen geht er gedanklich seine Schrittfolge durch. Ihm ist nicht wohl, es ist alles so seltsam. Schleyer wurde in der Vincenz-Statz-Straße entführt, und Kiefers Vorname ist Vinzenz. Und gleich wird er auf einen Menschen zielen, auf den Kameramann, der dicht vor ihm hergeht, hinter einem Schutzschild, weil auch eine Waffe, die mit Platzpatronen geladen ist, verletzen kann, durch die Mündungsfeuer, durch die herausfliegenden Hülsen. Und dann ist er irgendwie dieser Boock, ein Mörder.

Kiefer will seine Sache gut machen. Er will ein guter Mörder sein, aber er sucht noch einen Satz, der ihm das erträglich macht. "Was ich gleich empfinden werde, ist nur gespielt", denkt Kiefer. Er bittet stumm um Verzeihung, dann geht er raus und mordet.

Vom 25. September an wird Vinzenz Kiefer in den deutschen Kinos zu sehen sein. Dann startet der Film "Der Baader-Meinhof-Komplex", die Regie führt Uli Edel, Produzent und Autor des Drehbuchs ist Bernd Eichinger. Dem Film liegt das gleichnamige Buch von Stefan Aust, ehemals Chefredakteur des SPIEGEL, zugrunde.

Schon wieder Baader-Meinhof, schon wieder RAF? Schon wieder die Geschichte von Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof, die entsetzt sind von der Bundesrepublik und dem Krieg in Vietnam und deshalb das Bomben anfangen, die ins Gefängnis kommen, weshalb eine zweite Generation von Terroristen ein Blutbad anrichtet, um sie zu befreien? Tausendmal erzählt, tausendmal gedeutet.

Nichts wurde in der Geschichte der Bundesrepublik so beleuchtet wie die RAF, ein Zeichen für die Ruhe in diesem Land. 33 Menschen wurden getötet, einfache Bürger und hohe Repräsentanten von Staat und Wirtschaft. Die Bundesregierung reagierte mit schärferen Gesetzen. Als im Herbst 1977 Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer und die Passagiermaschine "Landshut" entführt wurden, stand die Regierung von Helmut Schmidt auf der Kippe. Die "Landshut" wurde befreit, Schleyer ermordet. Mit diesem Mord endet Eichingers Film.

Will man es noch mal erzählt bekommen? Ist nicht alles gesagt? Das ist das Wagnis, das Bernd Eichinger eingegangen ist. Er muss etwas Neues zeigen, er muss die ewige Debatte um die RAF neu ausrüsten, sonst ist da nur Langeweile.

Ein Kino in Hamburg, der Film beginnt. Er beginnt am Strand von Sylt, Ulrike Meinhof macht Urlaub mit ihrer Familie. In den folgenden Minuten wird Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen, und Rudi Dutschke wird von einem rechtsradikalen Spinner angeschossen, und man kennt das alles. Noch zwei Stunden. Aber dann passiert etwas mit diesem Film, und am Ende stellt sich das Gefühl ein, dass es ein Gewinn war, ihn gesehen zu haben, nicht nur wegen der großartigen Darsteller.

Es ist die erste Garde der deutschen Schauspieler, und wegen dieses Films haben sie in den vergangenen Monaten einen Zugang zu den Terroristen finden müssen. Ihr Umgang mit der RAF wirft ein Licht auf einen neuen Umgang mit der RAF insgesamt.

Moritz Bleibtreu, der mit seinen Figuren einen gemeinsamen emotionalen Nenner finden muss, überwand seine Distanz, indem er in Andreas Baader auch einen Liebenden sah. Für Bleibtreu ist die Liebe zwischen Baader und Ensslin eine romantische Liebe, da kann er sich reinfühlen, da hat er eine Tür zu Baader.

Johanna Wokalek saß in der Maske, und das Make-up wurde probiert, und ihre Augen wurden dunkel geschminkt, wie es damals Mode war, und Eichinger rief: "Mehr, mehr!", und ihre Augen wurden immer dunkler, und dann sah sie im Spiegel die Augen der Gudrun Ensslin. Jeden Morgen begann so ihr Einfühlen in die Rolle. "Es war wie eine Kriegsbemalung", sagt sie.

Martina Gedeck erlebte einen Moment, wo sie nicht mehr aus der Rolle der Ulrike Meinhof rauskam, wo sie, als die Kamera nicht mehr lief, so argumentierte, wie die Meinhof argumentiert hätte. Sie erschrak.

Nadja Uhl hat erst gar nicht versucht, Brigitte Mohnhaupt zu verkörpern. Sie erschloss sich die Rolle, indem sie die Mörderin in sich suchte und fand.

Alle vier haben sich ihren Figuren aus großer Ferne genähert. Sie kannten die Namen, sie wussten ungefähr, was die RAF war, aber dieses Kapitel deutscher Geschichte war ihnen, die damals Kinder waren, nicht wichtig.

Uli Edel dagegen, der Regisseur, wurde von Eichinger mit dem Satz gewonnen: "Den Film musst du machen, das ist unsere Generation."

Edel ist 61, er sitzt in einem Büro der Constantin in München, er trägt einen Bart, eine Jeans und ein olivgrünes Hemd. Er ist ernst und von einer gewissen Schwere, ein Mann in einer Zwischenzeit, nach der Arbeit, vor den Kritiken.

In den sechziger Jahren war Edel auf einem Jesuiteninternat, in dem "militärische Richtlinien" galten. Man bezog Prügel und durfte nur dreimal im Jahr nach Hause. Edel rettete sich mit der Filmgruppe, die sich jeden zweiten Sonntag traf und am liebsten Western sah. "Wir waren eingesperrt, und da war der weite Horizont", sagt Edel. "Die Filme haben uns geholfen zu überleben."

Er ging nach München und erlebte das, was später "68" genannt wurde, eine "aufgewühlte Uniwelt", einen Aufbruch, eine Befreiung. Er zog mit Leuten vom ultralinken Spartakus-Bund herum und schraubte an einem VW-Bus, der sie nach Indien bringen sollte. 1970 fuhr der Bus los, aber Edel saß nicht drin. "Sonst wären meine Filmpläne in einer Haschwolke verrauchert." An der Filmhochschule traf er einen Mann, der einen Karmann Ghia fuhr und nicht so radikal links sein wollte wie Edel. Das war Bernd Eichinger.

Edel besuchte Kurse zum "Kapital" von Marx. Er hat kein Wort verstanden, aber er fand, dass der Krieg der Amerikaner in Vietnam eine Schweinerei war, er litt an den Ungerechtigkeiten der Welt, und in Deutschland sah er noch immer einige Nazis am Werk. Uli Edel war absolut dafür, dass man das alles ändert. "Natürlich waren wir Revolutionsromantiker", sagt er.

Er las die Kolumnen von Ulrike Meinhof in der Zeitschrift "konkret". Da stand das, was er auch gedacht hat, nur besser formuliert. Dann, 1970, sah er ihr Gesicht auf Fahndungsplakaten. Sie hatte mitgeholfen, Andreas Baader aus der Haft zu befreien, und war in den Untergrund gegangen. "Da lassen sich welche was nicht gefallen", dachte Uli Edel.

Als im folgenden Jahr die Terroristin Petra Schelm erschossen wurde, nachdem sie auf einen Polizisten gefeuert hatte, sagte sich Edel: "Vielleicht ist der Staat doch faschistisch." Aber dann kam 1972 die sogenannte Mai-Offensive der RAF, an sechs Orten gingen Bomben hoch, vier Menschen wurden getötet, 74 verletzt, und da hat die RAF das Verständnis von Uli Edel verloren. "Bomben legen", dachte er, "hat so etwas Feiges, Hinterhältiges."

Das Jahr 1977, als die zweite Generation der RAF in Deutschland wütete, um Baader, Ensslin und andere aus dem Gefängnis zu holen, empfand Edel "als ganz grauenhafte Zeit, deprimierend".

Mit diesem Leben im Rücken ging er seinen Film an, noch immer ein Linker, noch immer mit den alten Spartakus-Freunden verbunden, aber frei von jeder Revolutionsromantik. Er wollte einen Film machen über das, was wirklich war.

Es gibt einige Spielfilme zum deutschen Terrorismus, "Die Stille nach dem Schuss" von Volker Schlöndorff, "Die Innere Sicherheit" von Christian Petzold oder "Baader" von Christopher Roth. All diese Filme schauen mit einer gewissen Sympathie auf ihre Protagonisten. Bei Schlöndorff und Petzold sind sie nicht so sehr Täter, sondern Leidende. Roths Baader ist ein cooler Hund, schick.

Diese Filme, als Kunstwerke in sich durchaus gelungen, haben den Diskurs der Linken gestützt, sie schaffen erträgliche Bilder für ein unerträgliches Geschehen. Es ist ein Diskurs, der gern das Monströse der Taten ausblendet und über die Beweggründe der Täter räsoniert. Eine Ikone dieses Diskurses ist Ulrike Meinhof, einst eine bürgerliche Intellektuelle, in deren Gesellschaftskritik sich Intellektuelle gern wiederfinden, da ihr unterstellt wird, sie habe eine Rückkehr des Nazismus in Deutschland verhindern wollen.

Zuletzt hat ihr Carolin Emcke, Journalistin und ehemalige SPIEGEL-Redakteurin, in ihrem Buch "Stumme Gewalt - Nachdenken über die RAF" bescheinigt, dass sie "eine moralische Herausforderung" war und "die Frage der Dissidenz eine ethische". In einer Hinsicht, "der Bezugnahme auf die Shoah, war und blieb sie auch mir nah".

Sympathien für die Meinhof haben sich oft auf die RAF insgesamt übertragen, haben Verständnis gefördert. Vor allem über sie wurde aus einer Bande von Verbrechern ein Mythos für das Linksbürgertum.

Es war die große Frage, wie Eichinger und Edel in diesen Diskurs eingreifen würden. Die erste wichtige Entscheidung traf Eichinger. Er wollte einen realistischen Film, keine künstlerische Dramaturgie, keinen Versuch, einen eigenen Spannungsbogen zu schaffen, keinen Versuch, Identifikationsfiguren zu erfinden wie bei Schlöndorff oder Petzold, irgendwie nette Terroristen. Eichinger will die Personen zeigen, wie sie wahrscheinlich waren, und reiht die Ereignisse schlicht aneinander. Er schafft weniger ein Kunst- als ein Geschichtswerk. Illustrierte Geschichte.

Schon der Dreh wird so realistisch, dass es Uli Edel manchmal nicht aushalten kann. Er steht im Audimax der TU Berlin, es drängen sich die zornigen Studenten, und Rudi Dutschke redet, und rote Plakate prangern den Krieg in Vietnam an, und Edel kann nicht mehr. Er muss raus, der Assistent übernimmt.

Edel hat nah am Wasser gebaut, und er kann nicht mehr, als Benno Ohnesorg vor der Deutschen Oper in Berlin in seinem Blut liegt, erschossen von einem Polizisten bei einer Demonstration gegen den Schah von Persien am 2. Juni 1967. Der Assistent übernimmt.

Der Film erzählt all diese Ereignisse, er bebildert die Gründe, warum man damals zornig gewesen sein kann, die gleichen Gründe, warum Uli Edel zornig gewesen ist. Und wie in Edels Leben findet auch in seinem Film Ulrike Meinhof die deutlichsten Worte dafür. Er nennt sie in einem dreistündigen Gespräch immer nur "die Ulrike". Zunächst dominiert sie diesen Film, und das liegt auch an einer großartigen Leistung von Martina Gedeck.

Das Café Bazar in Salzburg ist ein Café, wie es sein muss. Helles Holz, Kronleuchter, ein Ständer mit einem großen Strauß von Zeitungen, die in Holzleisten geklemmt sind. Stille, nur manchmal faucht die Espressomaschine. Es stört allein die große Uhr, die daran erinnert, dass die Zeit, die man in diesem Café verbringen kann, nicht endlos ist. Sie zeigt 13.38 Uhr, als Martina Gedeck das Café betritt. Hosenanzug, Spitzenbluse, Sommersprossen.

Sie sieht überhaupt nicht aus wie Ulrike Meinhof, Martina Gedecks Gesicht ist schmaler, spitzer, aber im Kino hat man nie Zweifel, dass die Gedeck die Meinhof ist.

Es gibt unendlich viel Material über Ulrike Meinhof: Filme, Tonbänder, Biografien, Texte. Es gibt ein ziemlich klares Bild von dieser Frau, und Martina Gedeck hat schnell entschieden, dass sie diesem Bild nicht entkommen kann, nicht entkommen will. "Ich wollte sie möglichst wenig interpretieren, sondern verkörpern", sagt sie. "Ich habe mich mit ihr sehr verbunden."

Martina Gedeck guckt die Filme, hört die Tönbänder, liest die Biografien, bei denen ihr auffällt, wie positiv sie Ulrike Meinhof schildern, und liest die Texte, die sie geschrieben hat, in "konkret", später in Kassibern aus dem Gefängnis.

Sie kann den Zorn der frühen Meinhof nachvollziehen, ihr gefällt dieser Wortkampf für Gerechtigkeit, aber in den Fernsehbildern sieht sie eine sanfte, freundliche Frau, die sich entschuldigt, wenn sie anderen ins Wort fällt, und dazu findet Martina Gedeck nicht leicht Zugang.

An die spätere Meinhof, deren "Kratzbürstigkeit", deren Härte, daran kann sie besser anknüpfen.

Weil sie selbst so ist?

Sie lacht.

Aber an der späteren Meinhof gefallen ihr die Worte nicht mehr, der Hass, die Gewalt. "Ich konnte ihren Gedanken nicht mehr folgen, es war erschreckend, wie abgekapselt das war, fern von jeder Realität." Es fällt ihr schwer, diese Texte zu lernen: das Grauen in verrenkten Sätzen. So pendelt Martina Gedeck zwischen Nähe und Ferne zu dieser Person, zwischen Verständnis und Erschrecken. Aber als Schauspielerin nimmt sie die ganze Meinhof an, und das Wichtigste werden dabei die Tonbänder. "Über die Stimme habe ich sie reingeholt zu mir."

In den Szenen mit Ulrike Meinhof bewegt sich der Film in der Tradition von Schlöndorff und Petzold. Er zeigt das Leid einer Täterin, die Isolation im Gefängnis in Köln, den Krieg gegen Gudrun Ensslin im Gefängnis von Stammheim, eine zunehmend einsame und verzweifelte Meinhof, eine zerstörte Frau.

Die Uhr im Café Bazar zeigt 15.42 Uhr, als das Gespräch zum Ende kommt. Martina Gedeck will aufstehen, aber dann fällt ihr noch etwas ein. Sie erzählt von den drei Drehtagen in Stammheim, vom Prozess gegen Baader, Ensslin, Raspe und Meinhof, der in der Mehrzweckhalle des Gefängnisses abgehalten wurde. Dort wird auch gedreht.

Die Halle ist voll mit Zuschauern, da vorn sind die Richter, die Staatsanwälte, und Martina Gedeck sitzt auf dem Platz, auf dem Ulrike Meinhof gesessen hat, und in einer Drehpause fängt sie an, Ulrike Meinhof gegenüber Bernd Eichinger in Schutz zu nehmen. Sie sieht plötzlich ein Opfer in ihr. "Hör auf, Martina, du bist in der Rolle", knurrt Eichinger. Aber sie kommt da nicht raus, argumentiert weiter, bis Eichinger das Gespräch abbricht.

Er habe recht gehabt, sagt sie im Café Bazar und tupft mit einem Finger Milchschaum aus ihrer Tasse.

Martina Gedeck hat sich gefragt, wie ihr das passieren konnte, und sie kam auf ihre Schulzeit. Da hätten die Älteren mal einen Aufstand gemacht, nieder mit den etablierten Mächten, warum überhaupt noch eine Klassenarbeit schreiben, weg mit dem Kapitalismus und so weiter. Sie habe da ein Gedankengut aufgenommen, das vielleicht in Stammheim neu belebt wurde, ein Gedankengut, das mit einer einfachen Logik arbeite. Wenn A dann B dann C, und dann ist irgendwann auch Gewalt okay und der Gewalttäter ein Opfer.

Es liege eine Verführung darin, sagt Martina Gedeck, die auch sagt, dass sie Gewalt vollkommen ablehnt.

Wenn man den Film sieht, kann man eine Zeitlang das Gefühl haben, dass er dieser Verführung erliegen könnte. Doch dann tritt Nadja Uhl auf. Sie ist Brigitte Mohnhaupt, sie hat ihre Strafe abgesessen und verlässt Anfang 1977 das Gefängnis in Stammheim, wo sie ein halbes Jahr täglich vier Stunden mit Baader und Ensslin zusammen war. Nun beginnt "Big Raushole".

Nadja Uhl sitzt auf einem Sofa im "Varieté Walhalla" in Potsdam und bedankt sich wortreich, dass man gekommen ist, und entschuldigt sich für alles Mögliche, zum Beispiel, dass der Raum, ein Restaurant, leer ist, eine Renovierung.

Kaffee? Wasser? Was anderes? Ein Tisch wird herbeigeschleppt und unter einen Kronleuchter gestellt, Kaffee, Cola, eine Kerze, ihre Augen, warm, sprechend.

Ihr Lebensgefährte setzt sich dazu, er leitet ein Projekt, das jugendlichen Straftätern ins normale Leben helfen soll. Sie haben dieses Restaurant renoviert, Steine geklopft, hart gearbeitet, Zuspruch bekommen. Nadja Uhl macht da mit.

In ihrer Nähe ist man sofort umfassen vom Guten, Lieben. Es ist ein weiter Sprung von Nadja Uhl unter dem Kronleuchter bis zur Brigitte Mohnhaupt des Films, aber sie hat ihn geschafft. Wie?

Sie trifft eine andere Entscheidung als Martina Gedeck. Nadja Uhl will das Leben von Brigitte Mohnhaupt nicht in seiner Ganzheit ergründen, will nicht nach Worten und Ideen schauen. Sie kümmert sich um das, was sie für wesentlich hält an dieser Frau: die Taten. "Ich muss versuchen, das Töten zu verstehen", hat sie sich gesagt.

Ihr ist bange. Liebe, Pazifismus, das sind die Prinzipien ihres Lebens. Nun soll sie das Gegenteil davon in sich finden. "Wir reden von Menschen, die aus tiefster Überzeugung handeln, dafür Morde begehen und sie legitimieren", sagt sie. "Das zu erkunden ist eine Art Grenzgängertum." Sie fragt sich, wie sie ein Gleichgewicht finden kann, wenn sie nun "diese zerstörerische Kraft" in sich aufnimmt. Die Antwort ist ihr Kind. Sie ist gerade Mutter geworden, es geht ihr gut. Sie nimmt die Rolle an.

Nadja Uhl erinnert sich an ein Buch, das sie mal gelesen hat: "Täter" von dem Sozialpsychologen Harald Welzer. Es geht viel um die Täter von Holocaust und Weltkrieg, aber es sind kaum Frauen dabei. Nadja Uhl will in dieser Rolle ganz Frau bleiben, weiblich sein. Sie denkt an die Geburt, "diesen martialischen Moment des Lebengebens". Vielleicht könne sie mit "derselben Kraft auch Leben nehmen".

Marianne Bachmeier, die Frau, die den Mörder ihres Kindes erschoss, ist der nächste Schlüssel zu ihrer Rolle. Das ist eine Begründung für das Töten, die Uhl nachvollziehen kann. So hat sie das Töten in sich gefunden, und dann hat sie es von der Begründung gelöst, nur noch den Willen und die Kraft zum Töten mit in die Rolle genommen.

Bald steht sie im Wohnzimmer Jürgen Pontos, und sie schießt ihm aus kurzer Distanz in den Kopf, und ihre Augen sind so kalt, und abends füttert sie ihr Baby. Es ist nicht ganz leicht, das Gleichgewicht zu finden, aber es geht schon, und dann verpflichtet sie die ganze Bande darauf, beim Überfall auf Schleyer niemanden zu schonen, auch den unbewaffneten Fahrer nicht, und so kommt der Film langsam in eine Balance. Mit Nadja Uhl hält das schiere Töten Einzug, der Blutrausch, der sich von den Begründungen entkoppelt.

Das Gespräch im "Variété Walhalla" ist zu Ende, ihr Lebensgefährte ist längst weg. Sie entschuldigt sich noch einmal für Unannehmlichkeiten, die es gar nicht gegeben hat, und dann stellt sie fest, dass die Tür zur Straße abgeschlossen ist. Kein Problem, es gibt eine Seitentür, aber die ist auch abgeschlossen. Eingesperrt mit Nadja Uhl.

Sie lächelt, sie kann sehr schön lächeln. Im nächsten Moment wird ihr Gesicht hart, und sie duckt sich zur Attacke. "Sie wollen die Mohnhaupt, Sie kriegen die Mohnhaupt", faucht sie, und der Wille zum Töten steht stumpf in ihren Augen. Sie lächelt wieder, es findet sich eine dritte Tür, und die ist offen.

Nadja Uhls Umgang mit der Figur Brigitte Mohnhaupt, das Weglassen einer biografischen Recherche, die Konzentration darauf, das Töten in ihr Gesicht zu kriegen, ist ein Meilenstein für den deutschen Umgang mit der RAF. Bislang wählten Künstler und Intellektuelle eher den Ansatz von Martina Gedeck, das Hineindenken, Hineinfühlen in eine spannende Person, die sich gegen die unterstellte Fürchterlichkeit der Verhältnisse stemmt. Viele sind der Verführung erlegen.

Aber das Killen der Mohnhaupt ist auch ein Ergebnis des Denkens der Meinhof. Am Ende steht die Barbarei, und vom Ende gesehen ist Ulrike Meinhof eine Textlieferantin für die Barbarei (überdies hat sie selbst einen Anschlag auf den Springer-Verlag organisiert). Erst aus Gedecks Meinhof und Uhls Mohnhaupt wird die ganze Geschichte.

Bislang gibt es sehr viele Worte zur RAF, aber noch nicht die wichtigsten Bilder, und das sind die Bilder von den Taten. Hier setzt Bernd Eichinger an. "Die Menschen zeigen sich über die Tat, die sie tun", sagt er. "Entscheidend ist, dass sie es tun, nicht, warum sie es tun." Und so hat er vor allem einen Film über Taten gemacht.

Demnächst werden die Deutschen sehen können, wie ein Motorrad neben dem Auto des Generalbundesanwalts Siegfried Buback hält, und der Sozius metzelt alle Insassen nieder. Der Fahrer fällt heraus, aber das Auto rollt weiter, eine Geisterfahrt mit einem Sterbenden und einem Schwerverletzten.

Die Deutschen werden sehen, wie es gewesen sein könnte, als Jürgen Ponto, Chef der Dresdner Bank, ermordet wurde. Sie werden sehen, wie es gewesen sein könnte, als Schleyer entführt wurde. Sie werden sehr viel Blut sehen, sehr viel Schmerz in krassen Bildern.

Bei der Rekonstruktion des Überfalls auf Schleyers Konvoi wird klar, dass die Täter aus nächster Nähe geschossen haben. Edel kann das so nicht drehen, weil die Mündungsfeuer und die herumfliegenden Hülsen der Platzpatronen die Männer in den Autos, die Opfer, verletzen könnten.

Er könnte die Distanz vergrößern, die Mörder einen Schritt zurückschicken, aber dann wäre die Tat nicht die Tat, die gemeint ist. Er könnte nur aus Sicht der Mörder filmen, dann sieht das Publikum nicht, wie weit entfernt sie stehen. Aber das will er nicht.

Edel weiß ohnehin, was man seinem Film vorwerfen wird. Es ist wieder eine Geschichte der Täter, nicht der Opfer. Das ist generell ein Problem bei der Aufarbeitung des Baader-Meinhof-Komplexes. Das Faszinosum liegt bei den Tätern, ihrem Weg zur Tat und ihrem Sein nach der Tat. Dabei wird oft vergessen, dass zum Töten ein Sterben gehört. Die Opfer sind nicht so interessant, weil sie aus normalen Leben herausgerissen wurden. Und das Leid der Toten ist nicht bekannt.

Deshalb will Edel wenigstens die Geschichte des Mordens aus Sicht der Opfer erzählen. "Ich bin mit der Kamera bei den Opfern im Auto", wenigstens das." Er lässt die Kamera im Auto festzurren, schickt die Darsteller der Opfer raus und filmt den Angriff aus ihrer Sicht. Dann setzt er sie rein und filmt ihr Sterben, die 12, 20, 50 Einschläge in den Körper. Am Computer wird später alles zusammengefügt.

So entstehen Bilder, die gefehlt haben. Heinrich Breloer hat den Überfall im Doku-Drama "Todesspiel" auch gezeigt, aber eben aus größerer Distanz, mit Schonung für den Betrachter und ohne die Morde an Buback und Ponto. Diese Schonung gibt es im "Baader-Meinhof-Komplex" nicht, im hinteren Teil ist der Film vor allem Gemetzel, und das ist ein Verdienst.

Erst mit diesem Film hat die Debatte über die RAF eine ausreichende Grundlage. Es war immer klar, dass es diese Gemetzel gegeben hat, aber es war ins Reich der Vorstellung verwiesen, und da konnte sich ein jeder nach Gutdünken beschummeln, bis hin zum Ausklammern.

Die Bilder aus dem Kulturbetrieb zur RAF, das ist bislang Gerhard Richters Zyklus "18. Oktober 1977", der sich vor allem mit dem Tod der Täter befasst und damit zum Mythos beiträgt, wenn auch womöglich ungewollt. Daneben stehen nun Edels Bilder von den Überfällen, und sie sollten die Gewichte der Debatte verschieben, weg von den Absichten und Worten der Täter, hin zu den Taten. Denn am Ende ist die RAF nichts anderes als "Selbstfaszination durch die Selbstermächtigung zur Gewalttat", wie das Jan Philipp Reemtsma in seinem neuen Buch "Vertrauen und Gewalt" ausdrückt. Kein Stoff für einen Mythos, wenn man noch bei Trost ist.

Martina Gedeck, die bei ihrer Arbeit Ulrike Meinhof sehr nahe war, kommt anders aus diesem Film heraus, als sie hineingegangen ist. Aber es ist nicht Nähe zur Meinhof geblieben, sondern mehr Nähe entstanden zu dem Staat, den Ulrike Meinhof wegbomben wollte. Sie findet, dass sie letzten Endes in "paradiesischen Zuständen" lebt und meint vor allem einen funktionierenden Rechtsstaat.

Martina Gedeck, die ganz wunderbar Ulrike Meinhof sein kann, denkt jetzt, dass sie eigentlich etwas tun müsste, damit diese Zustände erhalten bleiben. "Ich sehe mich stärker als Bürgerin dieses Staates", sagt sie.

„Massive Gegendrohung“

Von Georg Bönisch und Klaus Wiegrefe

Der SPIEGEL Nr. 37 vom 08. September 2008

<http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/dokument-druck.html?id=59889959&top=SPIEGEL>

Während der Entführung Schleyers 1977 regierten Krisenstäbe die Republik. Der SPIEGEL hat die geheimen Abläufe rekonstruiert: Es ging auch um die Todesstrafe für RAF-Terroristen.

Die Nachricht von der Entführung Hanns Martin Schleyers erreichte Helmut Schmidt mitten in einer Besprechung, ungefähr eine halbe Stunde nach der Tat. Sofort eilten sein Kanzleramtsminister Hans-Jürgen Wischnewski und Justizminister Hans-Jochen Vogel in die Vincenz-Statz-Straße in Köln, wo sich ihnen ein "grauenhafter Anblick" (Vogel) bot: Die mit Planen abgedeckten Leichen der drei Leibwächter und des Fahrers lagen auf der Straße und dem Bürgersteig. Dort, wo die Opfer starben. Dazwischen der Kinderwagen, den die Mörder auf die Fahrbahn gerollt hatten, um den Wagen Schleyers zu stoppen.

Noch am selben Abend telefonierte ein sichtlich mitgenommener Kanzler mit Helmut Kohl, dem Oppositionsführer der CDU. Der weilte gerade in West-Berlin. Beide Männer verabredeten sich für den nächsten Tag, den 6. September 1977, in Bonn.

In dem Vier-Augen-Gespräch war dann viel von Taktik die Rede, denn inzwischen hatten die Terroristen gefordert, elf "Gefangene aus der RAF" auf freien Fuß zu setzen und in "ein Land ihrer Wahl" reisen zu lassen, jeden mit 100 000 Mark versorgt. Schmidt plädierte für Zeitgewinn. Kein Austausch, harte Linie. Kohl war einverstanden. Es ging ums große Ganze, um die "Gemeinsamkeit der Demokraten" (Schmidt), um eine einheitlich starke Front gegen die RAF.

Viereinhalb Stunden später war es offiziell: Kurz vor Mitternacht traf sich im Kanzleramt das erste Mal der parteiübergreifende "Große Politische Beratungskreis", vulgo "Großer Krisenstab" - ein Gremium, das die bundesdeutsche Verfassung nicht kennt und über dem bis heute ein Schleier der Geheimhaltung liegt.

Über 43 Tage hinweg, bis zum Auffinden der Leiche Schleyers, wurden hier die wesentlichen Entscheidungen getroffen: kein Austausch, keine Geldübergabe, auch nicht, als ein arabisches Terrorkommando die Lufthansa-Maschine "Landshut" mit 91 Menschen an Bord kaperte, um den Forderungen der Schleyer-Entführer Nachdruck zu verleihen.

Doch was in der Runde beredet wurde, ist weiterhin Verschlussache. Und wenn es nach dem Willen der Mächtigen in diesem Land geht, soll das auch so bleiben. Denn das einzige Exemplar des Protokolls - ein Referatsleiter hat es gefertigt, entgegen aller Gepflogenheit wurde es den Beteiligten nicht zum Gegenlesen vorgelegt - befindet sich noch heute im Kanzleramt, geheim wie eh und je. Eine Freigabe sei "nicht möglich", erklärt Amtschef Thomas de Maizière.

Nur die Grundzüge sind bekannt: Die Partei- und Fraktionsvorsitzenden waren versammelt, auch die Ministerpräsidenten jener vier Bundesländer, in deren Gefängnissen jene RAF-Terroristen einsaßen, die freigesetzt werden sollten. Hier hatten zudem Schmidts engste Berater eine Stimme. Sie waren zugleich Mitglieder des anderen, in der Verfassung ebenfalls nicht vorgesehenen Gremiums, der "Kleinen Lage", die sich stärker um operative Fragen kümmerte: etwa Außenminister Hans-Dietrich Genscher, Vogel, Wischnewski, Staatssekretäre des Kanzleramts und des Innenministeriums, Regierungssprecher Klaus Bölling, Generalbundesanwalt Kurt Rebmann, der Präsident des Bundeskriminalamts (BKA), Horst Herold.

Aber weder ist die genaue Zusammensetzung der einzelnen Runden publik geworden, noch sind die Vorgänge im Detail bekannt, die auf der Tagesordnung standen.

Wer also rekonstruieren will, was damals beraten wurde, muss auf andere Weise nach Spuren suchen: in Nachlässen im Bundesarchiv, in den Notizen, die sich Teilnehmer während und nach den Sitzungen fertigten, im Archiv des Auswärtigen Amtes, das als einziges Ministerium bislang in vorbildlicher Weise einen wesentlichen Teil seiner Dokumente freigegeben hat. Und man muss mit den Beteiligten sprechen.

Es ergibt sich ein verstörendes Bild von den Gedanken und Gesprächen der Mächtigen in jenem "schwersten Jahr für die Bundesrepublik" (Wischnewski). Überraschende Verwerfungen offenbaren sich im rechtsstaatlichen Fundament der Republik - das nach 32 Jahren gelernter Demokratie eigentlich als felsenfest galt. Von der Einführung der Todesstrafe war die Rede, von Erschießungen und von Repressalien gegen RAF-Gefangene, falls Schleyer nicht freigelassen würde.

Man brauche eine "massive Gegendrohung", erklärte CSU-Chef Franz Josef Strauß am 12. September 1977. "Der Gedanke

der Repression muss erörtert werden", sekundierte Kohl. Und von Willy Brandt (SPD) findet sich in Papieren der Satz, es gebe eine "Offenheit, über alles zu sprechen und nachzudenken".

Erstmals hat der SPIEGEL 1987 über jene Modelle berichtet, die im heißen Herbst zehn Jahre zuvor diskutiert worden waren. Die nun vorliegenden Unterlagen freilich werfen die Frage auf, ob die Gefahr für den Rechtsstaat damals noch größer war als bislang bekannt.

Am Abend des 13. September klagte Schmidt in einem Telefonat mit dem französischen Präsidenten Giscard d'Estaing laut Vermerk: "Die öffentliche Meinung befindet sich in einem 'schrecklichen Zustand'. Von allen Seiten, sogar von Politikern werde von ihm verlangt, Geislerschießungen an den inhaftierten Terroristen vorzunehmen. Er stünde unter starkem Druck, überwiegend seitens der Opposition, aber auch aus dem eigenen Lager und aus weiten Kreisen parteipolitisch nicht gebundener Bürger."

Schon am Vormittag, gegen 11.15 Uhr, hatte der Kanzler - Verfassungsorgan Nummer 3 - beim Bundestagspräsidenten - Verfassungsorgan Nummer 2 - angerufen; das war damals Karl Carstens (CDU). Schmidt hielt es für nötig, zu Protokoll zu geben, dass er die Verfassung niemals brechen werde - ein in der deutschen Geschichte wohl einmaliger Vorgang.

Carstens notierte: "In dem ‚politischen Kreis‘, dem auch Kohl und Strauß angehörten, sei die Forderung erhoben worden, seitens des Staates mit Repressalien gegen die Häftlinge zu drohen. Die beteiligten Justizminister berieten zur Zeit darüber. Er, der Bundeskanzler, habe erklärt, man solle alle Möglichkeiten und alle Vorschläge durchdenken. Er werde sich jedoch nicht wissentlich an Aktionen beteiligen, die seinen vor dem Bundestag geleisteten Eid, insbesondere soweit es sich um die Wahrung des Grundgesetzes handle, tangieren würden. Er bäte mich als den Präsidenten des Deutschen Bundestages, der ihm den Eid abgenommen habe, diese Erklärung entgegenzunehmen und festzuhalten. Ich sagte zu, dies zu tun."

Dann heißt es kryptisch: "Der Bundeskanzler fuhr fort, de lege ferenda könne man über Änderungen des Grundgesetzes sprechen. Nur ergäben sich hierbei unübersteigbare Grenzen, insbesondere, soweit es sich um die Rückwirkung jetzt zu beschließender Maßnahmen handelte."

Die handschriftlichen Notizen, die Carstens während des Telefonats fertigte und als Vorlage für den Vermerk nutzte, lassen ahnen, worum es bei der "Rückwirkung jetzt zu beschließender Maßnahmen" ging. Carstens schrieb auf: "Keine nachträgl. Erschiessung." Generalbundesanwalt Kurt Rebmann hatte vorgeschlagen, Artikel 102 des Grundgesetzes ("Die Todesstrafe ist abgeschafft") unverzüglich zu ändern - und "solche Personen" zu erschießen, "die von Terroristen durch menschenverderblicher Geiselnahme befreit werden sollen". Ein Vorschlag, der bei Schmidt schon deshalb durchfallen musste, weil das Verbot rückwirkender Strafgesetze ein fundamentaler Grundsatz des Rechtsstaats ist.

Carstens verfügte ausdrücklich, den Vorgang aufzubewahren.

Dabei hatte Schmidt die Debatte, die ihn zeitweise zu überrollen drohte, selbst provoziert. Stunden nach der Entführung Schleyers regte er im kleinen Kreis an, auch über "exotische Lösungen" nachzudenken. Was der Kanzler sich darunter vorstellte, ist unklar.

Variante 1: Schmidt wollte Lösungen hören, wie sie dann Wischnewski vorschlug. So erinnert sich Bölling. Der erfahrene Trouble-Shooter Wischnewski glaubte, man könne die RAF-Gefangenen überzeugen, sich nach Togo ausfliegen zu lassen, dessen Präsident zu den Freunden Wischnewskis zählte. Deutsche Sicherheitskräfte sollten dann als Touristen getarnt in das afrikanische Land einreisen, die freigelassenen Terroristen überwachen und, sobald Schleyer wohlbehalten zu Hause einträte, verhaften.

Das klingt in der Tat sehr exotisch.

Variante 2: Beteiligte Beamte berichten, dass durchaus davon die Rede gewesen sei, wie man sich eine Befreiung Schleyers ohne Rücksicht auf Gesetz, Verfassung oder Machbarkeit vorstellen könne. Es habe eine "ernsthafte Bereitschaft" gegeben, "gegebenenfalls über das Grundgesetz hinauszugehen, ganz klar", sagt heute Siegfried Fröhlich, damals Staatssekretär im Innenministerium. Die Idee ist nach seiner Erinnerung von zwei Seiten gekommen: von Innenminister Werner Maihofer - und vom Kanzler selbst.

Fröhlich ging damals mit Beamten seines Ressorts, mit Leuten vom Bundesnachrichtendienst und Verfassungsschutzexperten in Klausur. "Spinnstube" nannten sie den Raum, in dem sie brüteten. Und so war Fröhlich vorbereitet, als er am 8. September um 18.39 Uhr zur "Kleinen Lage" im Kanzleramt stieß.

Dort berichtete BKA-Chef Herold über neue Erkenntnisse und warnte vor einem zweiten Anschlag. Musste der Personenschutz ausgeweitet werden?

Viele der Anwesenden lebten mit Bodyguards, hatten Kinder, die von Streifenwagen in die Schulen begleitet wurden. Und fast alle Spitzenpolitiker hatten in den Wochen und Monaten zuvor intern erklärt, im Falle einer Entführung solle man sie nicht austauschen.

Die Stimmung lässt sich erahnen, die herrschte, als dann der Kanzler nach den "exotischen Vorschlägen" fragte. Ob die im Folgenden diskutierten Modelle von Fröhlichs Truppe stammten oder von anderen Teilnehmern, lässt sich ohne die immer noch gesperrten Akten nicht klären.

Sicher ist: Durchaus harmlose Ideen waren darunter - jedenfalls gemessen an der Schwere der Tat und der Zahl der Verbrechen, die die RAF-Häftlinge begangen hatten, 13 Morde und 43 Mordversuche. Da war die Rede von einer Art Kronzeugenregelung. Oder vom Versuch, "Persönlichkeiten der Sympathisantenszene" für "Appelle und Einflussnahme" zu gewinnen - etwa Rechtsanwalt Otto Schily, den späteren Innenminister der rot-grünen Koalition.

Aber es gab eben auch anderes, Erschreckendes, selbst in Anbetracht der großen Anspannung. Etwa die Idee, all jene Bürger, die unter dem Verdacht standen, in terroristische Aktivitäten verwickelt zu sein, in ein Internierungslager zu stecken. Laut Mitschrift eines Beteiligten kam das von Bölling, der sich heute nicht vorstellen kann, Entsprechendes geäußert zu haben. Andererseits hat er keine konkrete Erinnerung an die Sitzung.

Dann die Möglichkeit, mit "Repressalien" gegenüber nahen Angehörigen der RAF-Leute zu drohen, wenn Schleyer nicht freigelassen werde, was den Papieren zufolge Fröhlich zuzuordnen ist (Fröhlich heute: "So etwas war doch gar nicht denkbar"). Und natürlich der von Rebmann in die Runde geworfene Vorschlag, die Todesstrafe einzuführen.

Freilich, das Gewicht jener, die widersprachen, wog schwer. "Die Welt würde sagen, die Deutschen sind irrsinnig geworden", kommentierte der Einser-Jurist Vogel, der während der ganzen Krise kein einziges Mal in Versuchung geriet, blind zuzuschlagen. Auch Schmidt warnte davor, "alle Regeln und Kautelen außer Kraft" zu setzen: "Nicht mit mir!" Entsprechende Verstöße hätten eine "moralische Spaltung des Volkes" zur Folge. Kanzleramtschef Manfred Schüler zum Rebmann-Vorschlag: "eine Schnapsidee".

Die Diskussion ein für alle Mal beenden wollte der Kanzler aber auch nicht: "Man kann weiter nachdenken."

Deutschland West im Ausnahmezustand. In Bonn waren das Kanzleramt, die Ministerien und Parteizentralen mit Stacheldraht umzäunt und mit Sandsäcken verbarrikadiert. Schützenpanzer fuhren Patrouille, der CSU-Landesgruppenchef im Bundestag, Friedrich Zimmermann, trug ständig eine Pistole.

Die eine Hälfte der Deutschen hielt es für richtig, die Gefangenen freizulassen, die andere Hälfte plädierte für ein hartes Vorgehen.

"Es war die Aufgabe der politisch Verantwortlichen, über das nachzudenken, was an uns herangetragen wurde", rechtfertigt heute einer der Beteiligten die damalige Haltung, da sollte nichts "unreflektiert bleiben".

Den "Großen Krisenstab" erreichte die Debatte am Montag, dem 12. September, eine Woche nach der Entführung. Es war inzwischen eine "hektisch und emotionsgeladene Atmosphäre", wie Kohl, der mit Schleyer persönlich befreundet war, später berichtete.

Die Bundesregierung spielte auf Zeit, in der Hoffnung, man könne Schleyer finden und befreien. Kohl trug diese Haltung mit, doch bei ihm konnten "Wut und Trauer kaum größer sein". Auch Schmidt spricht vom "Zorn", den "jeder Einzelne mühsam bändigen musste".

Da wurde im Parkhotel in Düsseldorf ein Tonband der Entführer abgegeben, mit einer Botschaft Schleyers an Kohl persönlich.

Es ist das Zeugnis eines Mannes in Lebensgefahr, der voller Verzweiflung der Bundesregierung und Herold bitterste Vorwürfe machte. Schleyer schloss mit den Worten: "Ich bin nicht bereit, lautlos aus diesem Leben abzutreten, um die Fehler der Regierung, der sie tragenden Parteien und die Unzulänglichkeit des von ihnen hochgejubelten BKA-Chefs zu decken." Als es im Krisenstab vorgespielt wurde, verließ Herold anschließend den Raum, und wenn die Erinnerung Maihofers nicht trügt, dann ging auch Helmut Kohl ("Die Tonbandaufzeichnung traf mich ungemein hart") und mit ihm Maihofer.

Im Lagezentrum des Innenministeriums hörten sie sich, so Maihofer, das Band noch einmal an. "Na, und jetzt?", will Maihofer gefragt haben, der sich nicht sicher war, ob Kohl bei seiner harten Haltung bleiben würde. "Nein" sei Kohls Antwort gewesen. Maihofer ist sicher, dass andernfalls die Bundesregierung nachgegeben hätte. "Eine staatsmännische Haltung", urteilt der Liberale heute.

Im Krisenstab eskalierte die Debatte. Es war der Zeitpunkt, zu dem Strauß die "massiven Gegendrohungen" forderte, er wollte darüber aber nur mit dem Kanzler unter vier Augen sprechen, wozu es nie kam.

Ob ernst zu nehmen ist, was Strauß darüber hinaus in der Sitzung am Abend dieses 12. September äußerte, bleibt umstritten. Bölling behauptete im vergangenen Jahr in der "Süddeutschen Zeitung", der eruptive Barockmensch aus Bayern habe erklärt, "dass die RAF einen 'Kombattantenstatus' beanspruche, den einer 'kriegsführenden' Partei. Wenn man sich darauf einlasse, könne man nach jedem neuen RAF-Mord einen der Terroristen 'standrechtlich' erschießen".

Für Bölling sei das eine "krude Pointe" gewesen, niemand habe das ernst genommen, nicht einmal Strauß selbst. Ähnlich erinnert sich auch Hans-Ulrich Klose, der als Hamburger Bürgermeister im Krisenstab saß, an die Szene. Der Vorschlag sei vom Tisch gewischt worden; die meisten hätten so getan, als hätten sie ihn nicht gehört.

Andere Teilnehmer glauben hingegen, der CSU-Chef habe sehr wohl gewusst, was er da sagte. Immerhin sah sich Strauß veranlasst, in der Abendsitzung des "Großen Krisenstabs" richtigzustellen, er habe nicht gemeint, RAF-Leute "stundenweise zu erschießen".

Aber was dann?

Jedenfalls haben, den Notizen eines Teilnehmers zufolge, sowohl Strauß wie Kohl an jenem Abend die Frage nach "Repressalien" aufgeworfen. Etwa Sicherheitsverwahrung der RAF-Häftlinge bis zum Tod: "Soll man sie lebenslang sitzen lassen?", habe Kohl gefragt.

Längst schwang in der Diskussion der (auch öffentlich erhobene) Vorwurf der Opposition mit, die Koalition greife nicht hart genug durch. Da lief die "alte Weicheier-Nichtweicheier-Debatte", sagt der frühere Bürgermeister Klose. Willy Brandt hätte demzufolge mit dem Satz,

man könne über alles reden, den Tatendrang der Union ins Leere laufen lassen. "Ich buche das ab unter parteipolitischem Geplänkel", sagt Klose.

Eine Debatte voller Unklarheiten und Widersprüche. Schmidt hat an mindestens einem Punkt grundsätzlich klargestellt, er könne sich zu "verfassungswidrigem Handeln nicht bereit finden".

Dennoch redigierte der Kanzler persönlich in dieser Sitzung den Entwurf eines Textes, mit dem die Entführer unter Druck gesetzt werden sollten. Da das BKA über einen Rechtsanwalt den Kontakt zu den Entführern hielt, sollte es Folgendes übermitteln:

"BKA geht von der Erwartung aus, dass sich die Entführer bewusst sind, dass die Tötung von Schleyer oder eine neue Gewalttat oder der Abbruch der Kontakte auf das Schicksal der ihnen befreundeten Angeklagten und Häftlinge zurückwirken muss."

Mit anderen Worten: Die Bundesrepublik Deutschland drohte, Gefängnisinsassen als Geiseln zu nehmen. Das wäre ein Vorgang wider alle rechtsstaatlichen Prinzipien gewesen. Die Runde kam überein: Das Bundesjustizministerium und die Justizministerien jener Länder, in deren Gefängnissen die freizulassenden RAF-Gefangenen einsaßen, sollten diesen Entwurf bis zum nächsten Tag rechtlich prüfen. Das waren Hamburg, Bayern, Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen.

Die meisten damals Beteiligten sind tot oder können sich nicht erinnern, nicht Vogel, nicht Klose, nicht der ehemalige Hamburger Justizsenator Gerhard Moritz Meyer; und von Altkanzler Schmidt war vorige Woche keine Stellungnahme zu erhalten.

Zwei Deutungen des Geschehens bieten sich an: Der Prüfauftrag sollte der Union nur vor Augen führen, dass eine Drohung mit Repressalien keine gute Idee war. Der damalige Justizminister Hans-Jochen Vogel sagt heute, sein Ministerium hätte solch einen Vorschlag niemals ergebnisoffen geprüft. Wenn das stimmt, wäre der Repressalien-Plan schon dadurch quasi beerdigt worden, dass auch das Bundesjustizministerium mit der Überprüfung beauftragt wurde.

Die andere Deutung: Die Repressalien-Idee war durchaus ernst gemeint. "Das lässt man nicht einfach nur so prüfen", sagt ein Teilnehmer, der freilich ungenannt bleiben möchte.

Geprüft wurde der von Schmidt bearbeitete Entwurf jedenfalls. Am Vormittag des folgenden Tages hielt das Düsseldorfer Justizministerium fest, Bayern und Baden-Württemberg hätten keine Einwände, Hamburg würde nur "grundsätzliche Bedenken politischer Art" äußern. Lediglich der Düsseldorfer Justizminister Diether Posser (SPD) gab zu Protokoll, er und seine Mitarbeiter hätten "rechtliche Bedenken".

In welcher Weise die Dinge dann weitergingen, bleibt unklar - auch das ist ein Geheimnis des "Deutschen Herbstes". Kaum zu glauben, dass die Debatte über Repressalien, Erschießungen, Todesstrafe in den folgenden Wochen bis zum Ende der Schleyer-Entführung nicht wieder hochkam, denn mit der Entführung der Lufthansa-Maschine "Landshut" spitzte sich die Situation noch einmal dramatisch zu. Was ist inmitten dieser Katastrophe aus den Vorschlägen geworden?

Für den früheren Kanzleramtschef Manfred Schüler zählt vor allem eines: "Die Vorschläge sind nie zu Ende diskutiert worden, der Rechtsstaat wurde nicht beschädigt." Der Mann ist ein glaubwürdiger Zeuge, und doch bleibt Skepsis angebracht.

Um das größte Drama in der Geschichte der alten Bundesrepublik aufzuklären, ist mehr nötig als die Erinnerung der Beteiligten mehr als 30 Jahre danach. Die Bundesregierung müsste endlich alle Dokumente freigeben und damit jenen Schleier lüften, den sie bis heute über die Ereignisse legt.

„Die wollen's nicht hören“

Von Carsten Holm

Der SPIEGEL Nr. 37 vom 08. September 2008

<http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/dokument-druck.html?id=59889960&top=SPIEGEL>

Ein Palästinenser, der als Top-Quelle für den BND und das BKA arbeitete, verriet 1980, dass RAF-Aussteiger in der DDR untergetaucht waren. Die Bundesregierung unternahm offenbar nichts.

Die Mühe, die sich der V-Mann-Führer des Bundesnachrichtendienstes (BND) gab, war beträchtlich. Drei Wochen lief er in der Zentrale des deutschen Auslandsnachrichtendienstes im Münchner Vorort Pullach mit einem Paar neuer Cowboystiefel aus feinstem Leder herum, bis sie endlich wie gebraucht aussahen. Dann überließ er sie den BND-Handwerkern, die versteckte Taschen für gefälschte Reisepässe einnähten.

Die Stiefel sollte ein palästinensischer V-Mann tragen, den die deutschen Geheimdienstler in Athen, Paris oder Rom trafen und den sie intern als "Jahrhundert-Quelle" bewerteten.

Der Mann hieß Chalid Dschihad, er spionierte für die Deutschen von 1979 an vier Jahre lang militante Palästinenser aus. Es war die Zeit, in der Mitglieder der RAF enge Verbindungen zu Befreiungsorganisationen der Palästinenser pflegten und sogar das Schießen und Bomben in deren Wüstenlagern lernten - in derlei Hochgeheimem hatte Dschihad tiefen Einblick.

Einer seiner wichtigsten Tipps ist bekannt geworden: Dschihad verriet den Deutschen im Frühjahr 1980, dass steckbrieflich gesuchte RAF-Mitglieder sich in einer konspirativen Wohnung in der Rue Flatters 4 in Paris treffen würden. Am 5. Mai 1980 nahm die Polizei Sieglinde Hofmann fest, die an den Morden an Bankier Jürgen Ponto und Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer beteiligt war, sowie vier weitere Frauen, die der terroristischen Bewegung 2. Juni angehörten.

Der zweite große Coup, der den deutschen Sicherheitsbehörden mit Dschihads Hilfe vielleicht hätte gelingen können, ist bisher geheim geblieben. Wie der SPIEGEL jetzt aus Geheimdienstkreisen erfuhr, wusste der BND durch Hinweise seiner Top-Quelle wohl schon Ende 1980, dass RAF-Angehörige, die sich vom sogenannten bewaffneten Kampf losgesagt hatten, in der DDR untergetaucht waren. Die Geheimdienstler leiteten die hochbrisante Information, die zu einer extremen Belastung der sensiblen deutsch-deutschen Beziehungen hätte führen können, "nach oben" weiter: an das Bonner Kanzleramt, wie sich einer von ihnen erinnert.

Wenige Monate nachdem die DDR-Staatssicherheit den RAF-Aussteigerinnen Susanne Albrecht und Silke Maier-Witt im Sommer 1980 eine Heimstatt und eine neue Identität im Staat der Arbeiter und Bauern verschafft hatte, lagen demnach der Bundesregierung ernstzunehmende Hinweise auf ein schier unglaubliches Geschehen vor - gut fünf Jahre, bevor im Juni 1985 ein Übersiedler aus der DDR der Polizeistation im baden-württembergischen Möglingen anzeigte, dass die steckbrieflich gesuchte Maier-Witt in Ostdeutschland lebe. Und zehn Jahre, bevor die zehn von Ost-Berlin aufgenommenen RAF-Mitglieder Schlag auf Schlag aufflogen, als die DDR am Ende war.

Zum Erstaunen der BND-Leute geschah in Bonn, so ein Geheimdienstler, "offenbar nichts". Als die Geheimdienstler der zuständigen Abteilung an einem Freitagnachmittag, wie üblich, zusammensaßen und den vom Referatsleiter spendierten Leberkäse verzehrten, wurde das Bonner Schweigen erörtert. "Die wollen's nicht hören", sagte ein führender BND-Mitarbeiter an jenem Tag. "Wir hatten eine Stinkwut", erinnert sich ein anderer Teilnehmer der Runde.

Die Nachrichtendienste standen zu jener Zeit unter ebenso starkem Druck wie die Strafverfolgungsbehörden. Die Morde der RAF an Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer und Bankier Jürgen Ponto waren nicht aufgeklärt, die RAF blieb die größte Bedrohung. Ohne Resonanz war im Sommer 1980 eine bis heute vor der Öffentlichkeit geheim gehaltene Briefaktion des Kölner Bundesamts für Verfassungsschutz (BfV) geblieben: Eine Million Dollar in bar und eine neue Identität hatte das BfV RAF-Mitgliedern geboten, die den bewaffneten Kampf aufgeben würden. BfV-Leute hatten sich als Mitarbeiter

des US-Geheimdienstes CIA ausgegeben und ein Dutzend in der Legalität lebende RAF-Sympathisanten angeschrieben, die mutmaßlich Kontakt zu Illegalen hatten.

Nur Misserfolge - und nun ein so brisanter Hinweis darauf, dass sich RAF-Angehörige in die DDR abgesetzt hatten, ohne eine Reaktion aus Bonn?

In Pullach war man ratlos. Traute das Kanzleramt den Hinweisen nicht? Die BND-Leute mutmaßten, dass die Nachricht der Bundesregierung ungelegen kam, unter anderem, weil die Reiseerleichterungen für DDR-Bürger hätten gefährdet werden können, wenn Bonn in Ost-Berlin nach den RAF-Leuten gefragt hätte.

Die Identität ihrer Quelle konnten die Nachrichtendienstler keinesfalls preisgeben. Es war Usance, nur Informationen ans Kanzleramt zu geben, die als "belastbar", als sehr zuverlässig also, bewertet wurden. An der Seriosität seiner Quelle hatte der BND keinen Zweifel - vor allem wegen der korrekten Hinweise, die zu den Festnahmen in Paris führten. Und: Dschihad war Dauergast in palästinensischen Ausbildungslagern, in denen sich auch RAF-Mitglieder militärisch schulen ließen.

Chalid Dschihad war 1979 als "Selbstanbieter" (Geheimdienstjargon) bei der deutschen Botschaft in Beirut aufgetaucht, um Insiderkenntnisse anzubieten. Er wurde zunächst vom Bundeskriminalamt und danach vom BND betreut. Der damals 29-Jährige hatte wohl zwei Motive dafür. Er gehörte dem Führungszirkel einer hochmilitanten Splittergruppe von George Habaschs Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) an, die sich PFLP-Special-Command nannte; er war im Streit von Gesinnungsfreunden verprügelt worden.

Außerdem liebte Dschihad die deutsche Marion F., die er in Aden im Südjemen kennengelernt hatte und die später wegen Verdachts der Unterstützung der RAF und Urkundenfälschung in Stuttgart-Stammheim einsaß. Vielleicht hoffte er, durch seine Spitzeldienste das Verfahren günstig beeinflussen zu können.

Der BND-Hinweis auf die Mutation von RAF-Terroristen zu friedlichen DDR-Bürgern schien in Bonn versickert zu sein. Das war ein paar Jahre später anders, als jener DDR-Übersiedler am 13. Juni 1985 der Möglinger Polizei berichtete, er habe in den Jahren 1983 und 1984 zweifelsfrei mit der gesuchten Silke Maier-Witt in Weimar die Medizinische Fachschule Walter Krämer besucht. Nach Recherchen bei Bekannten in der DDR lieferte der Mann am 9. Mai 1986 sogar nach, dass Maier-Witt sich nun Angelika Gerlach nenne. Nun überprüften der BND, das Kölner BfV, der Bundesgrenzschutz, das Flensburger Kraftfahrtbundesamt, einige Landeskriminalämter und die US-Botschaft den Namen Gerlach - ohne Ergebnis.

Im BfV debattierten Geheimdienstler über die Plausibilität des Hinweises auf Maier-Witt. Konnte das wahr sein? Sollten RAF-Mitglieder, die das internationale Großkapital und seine Repräsentanten ins Fadenkreuz genommen und dabei ihr Leben riskiert hatten, im Muff des spießigen Kleinbürgerstaats DDR abgetaucht sein? Vom bewaffneten Kampf in den Plattenbau? "Es war eine krasse Fehleinschätzung, aber wir haben das ausgeschlossen", sagt ein Verfassungsschützer.

Es gab aber keine Zweifel an den Aussagen des Übersiedlers. Laut Akten des Bundesinnenministeriums sprach Bundesjustizminister Hans Engelhard Anfang 1988 bei einem Besuch in Ost-Berlin zwei Abteilungsleiter der Generalstaatsanwaltschaft der DDR auf den Fall an. Wenig später ließ das DDR-Justizministerium Engelhard eine Erklärung zukommen: "Die Überprüfung der von Ihnen benannten Person hat bestätigt, dass sie sich nicht in der DDR aufhält."

DDR-Staatssicherheitschef Erich Mielke sollte am Ende also recht behalten, als er nach der Wende in einem SPIEGEL-Gespräch (36/1992) sagte, er "glaube es nicht", dass die westlichen Dienste nicht gewusst hätten, dass die DDR einige RAF-Aussteiger aufgenommen habe.

Das Schicksal der "Jahrhundert-Quelle" Dschihad indes ist ungewiss. Für seine Hinweise, die zur Verhaftung der fünf Terroristinnen in Paris führten, erhielt der Palästinenser die ausgelobten 50 000 Mark für jede festgenommene. Ein Teil des Kopfgeldes wurde bei einem der Treffen in bar bezahlt, ein anderer Teil mit einer besonderen Fracht beglichen: Der BND

ließ einen Container voller Auspuffanlagen nach Beirut schaffen, weil der V-Mann dort eine Kraftfahrzeugwerkstatt eröffnet hatte.

Bis 1983 arbeitete Dschihad für die Deutschen. Plötzlich hörte der BND nichts mehr von ihm. BND-Agenten forschten nach ihm und nahmen über Mittelsmänner sogar Kontakt zu seiner Familie auf - vergebens. "Wir gehen inzwischen davon aus, dass er nicht mehr am Leben ist", sagt ein BND-Mitarbeiter.

Geheimoperation im Ländle

Von Stefan Aust und Helmar Büchel

Der SPIEGEL Nr. 37 vom 08. September 2008

<http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/dokument-druck.html?id=59889961&top=SPIEGEL>

Neue Aktenfunde erhärten den Verdacht, dass die RAF-Häftlinge in ihren Stammheimer Zellen abgehört wurden - bis in die Todesnacht?

Eine unscheinbare Rechnung nur, und auch der Betrag ist so gering, dass er nicht auffällt - 79,93 Mark inklusive Mehrwertsteuer. So wenig kosteten, im Herbst 1975, zwei Mikrofone des Typs M 5351 mit den Seriennummern 31335 und 31336, die das Landeskriminalamt Baden-Württemberg bei einer Elektronikfirma im Ländle geordert hatte.

Doch der kleine Zettel, der sich in einer abgegriffenen Handakte voller Geheimpapiere findet, könnte noch eine große Rolle spielen. Denn dessen Existenz und Dutzende anderer Aktenstücke, die das Stuttgarter Innenministerium nach zweijährigem Drängen des SPIEGEL jetzt freigab, stützen eine Version, die bis heute offiziell bezweifelt, dementiert oder gar handfest abgestritten wird - dass es nämlich in der bleiernen Zeit des "Deutschen Herbstes" und davor intensive Lauschoperationen des Staates gegen die inhaftierten RAF-Terroristen und ihre Unterstützer gab, bis in die Zellen hinein.

Und das in einer Kooperation, die auch im Nachhinein verblüfft. Nach Sachlage hatte das LKA unter Führung seines Präsidenten Kuno Bux vieles vorgegeben. Aber beteiligt waren auch das Landesamt für Verfassungsschutz, sogar der Militärische Abschirmdienst und - vor allem - der Bundesnachrichtendienst. Vier seiner Mitarbeiter etwa erhielten damals falsche Ausweise, die sie als LKA-Beamte auswiesen, einen Nachschlüssel und eine Sicherungskarte - um nächtens à la James Bond im Stammheimer Mehrzweckgebäude jene Räume zu verwanzen, die während des Prozesses gegen Andreas Baader und Co. "für die Unterbringung der Gefangenen ... in Verhandlungspausen vorgesehen" waren.

Zwar notierte LKA-Chef Bux in einem Vermerk aus dem März 1977, jene Abhöreranlagen seien "bisher niemals in Betrieb genommen worden", auch hätte dies nur der Fall sein dürfen, "wenn eine Geiselnahme erfolgt ist und konkrete Gefahr für das Leben eines Menschen besteht". Das klingt eindeutig, jedoch wirft exakt eine solche Festlegung die Frage auf, warum im Jahr 1977 oder später dieser Sachverhalt nie offenbart worden ist.

Reine Camouflage? Oder war es so, dass das Abhören durch staatliche Stellen deshalb nicht bekannt werden durfte, weil dann an weit sensiblerer Stelle nachgehakt worden wäre? Etwa mit der Frage, ob die Behörden von den Selbstmordplänen der RAF-Häftlinge Kenntnis hatten - möglicherweise durch Lauschangriffe in den Zellen selbst?

Seit einer SPIEGEL-Serie im Herbst vergangenen Jahres und der ARD-Dokumentation "Die RAF" stellt sich der Sachverhalt brisanter dar denn je. Schon die nur freigegebenen 54 der insgesamt 12 000 immer noch zurückgehaltenen Dokumente des Stuttgarter Innenministeriums erweitern das Blickfeld - der schon lange gehegte Verdacht, dass die Behörden alles taten, um das tatsächliche Ausmaß und die Hintergründe der Abhöraktionen zu verschleiern, wird erheblich erhärtet.

Zu den nun aufgespürten Belegen gehört ebenjene Handakte von Bux, in der auch sorgfältig die Grundrisse der Terroristen-Zellen im Stammheimer Gefängnis aufbewahrt werden. Während auf den Plänen offensichtlich für eine Verwanzung genutzte Kabelschächte rot eingekreist sind, sind fünf Zellen im mit RAF-Gefangenen belegten siebten Stock durch Kreuze markiert.

Die Zellen 711 und 712 (Besucherräume) weisen je ein Kreuz auf, ebenso wie die drei Wohnzellen 714, 718 und 719. In Zelle 714 war anfangs Jan-Carl Raspe inhaftiert, in Zelle 718 zu Beginn Gudrun Ensslin, in 719 saß Ulrike Meinhof - bis zu ihrem Tod in der Nacht zum 9. Mai 1976. Sollten, was eigentlich naheliegt, die fünf Kreuze in der Bux-Akte die Einbauorte von fünf Wanzen markieren, dann wird verständlich, warum die Behörden bis heute so beharrlich jede Abhörmaßnahme in diesen Wohnzellen leugnen: Entweder, das ist die eine Vermutung, könnten die LKA-Lauscher Ulrike Meinhofs Suizidvorbereitungen und ihr möglicherweise minutenlanges Todesröcheln live mitgehört haben - und sind nicht eingeschritten. Oder aber sie verpassten aufgrund einer technischen Unzulänglichkeit das dramatische Geschehen und hatten Sorge, dass ihnen das niemand glauben würde. Vielleicht lief auch lediglich ein Tonbandgerät.

Schon am 20. August 1974 hatte der LKA-Chef seinem Innenminister in einem Brief - Geschäftszeichen 811-28/74 - gemeldet, "dass von den Gefangenen aus der Haft heraus gewaltsame Befreiungsversuche einschließlich Geiselnahmen detailliert geplant und aktiv vorbereitet werden". Um dies "frühzeitig genug vereiteln zu können, wird von hier aus ein Abhören der Zellen der BM-Häftlinge für notwendig erachtet".

Weil bei Bekanntwerden der Maßnahmen eine Gefährdung des Strafprozesses gegen die "Baader-Meinhof-Bande" nicht ausgeschlossen werden könne, schreibt Bux weiter, "rege ich an, vor Auftragserteilung ein Einverständnis mit dem Bundesinnenministerium, dem Generalbundesanwalt und dem Justizministerium Baden-Württemberg herzustellen". Auch eine weitere Verfügung vom 16. September 1974 behandelte die "technische Möglichkeit der Installation von Abhörgeräten in den Haftzellen sowie auch im Besucherraum", vorgesehen dazu war eine Besprechung auch mit Generalbundesanwalt und BKA.

Das Bundeskriminalamt und die Bundesanwaltschaft bestreiten bis heute, von einem Lauschangriff gewusst zu haben oder gar daran beteiligt gewesen zu sein.

Am 17. Januar 1975 fand allerdings eine gemeinsame Besprechung von Justiz- und Innenministerium, Landesamt für Verfassungsschutz und LKA statt, in der das Abhören von "Gesprächen von RAF-Häftlingen untereinander" - also in den Wohnzellen und im Umschlussbereich - erneut erörtert wurde. Angesichts der Planung schwerer Straftaten aus den Zellen heraus sei es "unerträglich und auch mit rechtsstaatlichen Erwägungen nicht zu begründen", so wird protokolliert, "diesem Treiben tatenlos zuzusehen".

Umso brisanter werden die fünf Kreuze auf dem Lageplan, wenn man die Belegung der Stammheimer Zellen im Deutschen Herbst 1977 berücksichtigt. In der laut Handakte anscheinend verwanzten 718 saß bis zum 4. Oktober 1977 Raspe, in der benachbarten 719 ab demselben Tag bis zur Todesnacht vom 18. Oktober 1977 Andreas Baader.

Auch hier bestreiten staatliche Stellen bis heute jede Kenntnis von den Vorbereitungen zum Kollektivsuizid oder vom Vorhandensein der dafür benutzten Pistolen. Eine Position, die angesichts der jetzt zugänglichen Akten ins Wanken geraten könnte.

Schon im vergangenen Jahr hatte der SPIEGEL über den Einsatzkalender der für das Abhören zuständigen Staatsschutzabteilung des LKA berichtet; im Papier heißt es kryptisch, dass am Morgen nach den Selbstmorden ein Kriminalhauptkommissar nach Erkenntnissen aus der "Sondermaßnahme" zu den "Vorfällen in Stammheim" fragte. Auf Anfrage erklärte damals der Vorgesetzte des Kommissars, Hans Kollischon: "Es gab nur eine Sondermaßnahme, und das war die Abhöraktion in Stammheim." Zwar wurden den beteiligten LKA-Leuten die notwendigen weitergehenden Aussagegenehmigungen immer noch nicht erteilt, und auch in den gerade freigegebenen Dokumenten finden sich zu dieser "Sondermaßnahme" keine neuen Hinweise. Jedoch liegt im Stuttgarter Aktenstapel die Kopie eines Briefes, der das seit über 30 Jahren beharrlich währende Schweigen beenden könnte.

Der beim BKA für die Terrorismusbekämpfung zuständige Abteilungspräsident Gerhard Boeden hatte am 21. September 1977, 16 Tage nach der Entführung Hanns Martin Schleyers, einen Brief an den Chef des Bundeskanzleramts, Staatssekretär Manfred Schüler, geschickt - versehen mit einem Geheimstempel. "Da die bereits eingeleiteten umfangreichen verdeckten Maßnahmen bisher nicht zur Auffindung des Verstecks in dem Dr. Schleyer gefangen gehalten wird, geführt haben", heißt es dort, "wird vorgeschlagen, zur Rettung des Lebens von Dr. Schleyer Lauschoperationen an vier bis fünf Objekten in Stuttgart bzw. näherer Umgebung durchzuführen. Hierzu erbitte ich Ihre Genehmigung."

Der BND sollte dabei das LKA Baden-Württemberg unterstützen, welches wiederum in Amtshilfe für das BKA tätig werden sollte. Unterschrieben hat Boeden, gegengezeichnet sein Präsident, Horst Herold. Ein Begleitschreiben an das LKA ist am oberen rechten Rand mit "gesehen und gebilligt: Maihofer" gezeichnet. Werner Maihofer war damals Bundesinnenminister.

Das Kanzleramt hat offensichtlich der Aktion zugestimmt. Jedenfalls berichtet Bux am 24. Oktober 1977, sechs Tage nach dem Stammheimer Selbstmorden, dem BKA-Chef Herold, die Stuttgarter Staatsschützer hätten "mit Unterstützung des Bundesnachrichtendienstes in dem Objekt Stuttgart, Lange Str. 3, in der Zeit vom 25. 9. bis 5. 10. 1977 Lauschobservationen durchgeführt", bei drei weiteren Objekten sei dies "aus taktischen Gründen" nicht möglich gewesen.

Die abgeschlossene "Lauschobservation" wird, so ist zu vermuten, ein kriminalistischer Volltreffer gewesen sein - und wurde möglicherweise gerade deshalb bis jetzt geheim gehalten. Denn: In der Langen Straße 3 in Stuttgart befand sich die Anwaltskanzlei von Klaus Croissant, in der der Schmuggel von Waffen und Sprengstoff zu den RAF-Kadern über viele Monate von Mitarbeitern organisiert worden war.

Zuständig für die praktische Seite, nämlich das Einarbeiten der Pistolenteile und der Munition in ausgehöhlte Verstecke in Anwaltsakten, war Croissants Gehilfe Volker Speitel. Er wurde am 2. Oktober 1977 festgenommen, also eine Woche, nachdem der BND die Kanzlei verwandt hatte.

Schon Stunden zuvor, am 1. Oktober, war jener Mann verhaftet worden, der bis Anfang 1977 die präparierten Aktenordner ins Gerichtsgebäude geschafft und hier gegen Akten der Gefangenen ausgetauscht hatte: Croissants Kollege Arndt Müller. Baader und Co. passierten die - von LKA und BND verwandten - Zellen im Mehrzweckgebäude und brachten dann unkontrolliert die Waffen in ihre vermutlich gleichfalls verwandten Zellen im siebten Stock.

Müllers Festnahme kam für die meisten überraschend. Die "Süddeutsche Zeitung" spekulierte damals: "Schlüssig zu erklären wäre die Verhaftung Müllers gerade am letzten Freitag, wenn die Ermittler kurz zuvor belastendes Material in die Hand bekommen hätten." Abhörmaßnahmen können so etwas liefern.

Am 5. Oktober 1977, 13 Tage vor der Todesnacht von Stammheim, wurde die Kanzlei Croissants gründlich von Beamten des LKA-Staatsschutzes durchsucht. Dabei sollen angeblich auch die Wanzen abgeschaltet worden sein.

Offiziell heißt es bis heute, dass Strafverfolger und Justiz erst bei Auffinden der Leichen Baaders und Rapses am 18. Oktober 1977 um kurz vor acht Uhr morgens von den Waffen erfahren haben - als die blutverschmierten Pistolen neben den Leichen lagen.

Und wie sie eingeschleust wurden, wollen sie gar erst im Januar 1978 erfahren haben, als sich Speitel den Behörden angeblich erstmals offenbarte. Eine Version, die von den Anwälten und Angehörigen der toten RAF-Terroristen schon immer angezweifelt wurde - und die mit dem Bekanntwerden der BKA-Geheimoperation an Glaubwürdigkeit stark verloren haben dürfte.

BRUNO GANZ IM RAF-FILM

Der Ex-Sympathisant

Von Dirk Kurbjuweit

<http://www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,577016,00.html>

SPIEGEL online vom 10.9.2008

Bruno Ganz ist der Star der Stars im RAF-Film "Der Baader-Meinhof-Komplex". Er spielte Hitler im "Untergang" - und nun Horst Herold, den obersten Terroristenjäger des Deutschen Herbstes. Begegnung mit einem Mann, der Ulrike Meinhof hätte bei sich übernachten lassen. Bruno Ganz hätte sie nicht weggeschickt, wahrscheinlich nicht. Es war die große Frage der Linken in den siebziger Jahren: Würde man Terroristen der RAF bei sich übernachten lassen? Bruno Ganz hätte wohl Okay gesagt, kommt rein, ihr könnt bleiben. Als gut 30 Jahre später in Deutschland ein Film über die RAF gedreht wird, will er unbedingt dabei sein, die Geschichte hat was mit seinem Leben zu tun. Er kriegt eine Rolle, natürlich, er ist Bruno Ganz, einer der besten Schauspieler deutscher Sprache. Am 25. September kommt dieser Film in die Kinos. Er basiert auf dem Buch "Der Baader-Meinhof-Komplex" von Stefan Aust und heißt auch so. Produzent und Drehbuchautor ist Bernd Eichinger, Regisseur Uli Edel. Moritz Bleibtreu spielt den Terroristen Andreas Baader, Johanna Wokalek spielt Gudrun Ensslin, Martina Gedeck spielt Ulrike Meinhof, Nadja Uhl spielt Brigitte Mohnhaupt. Und Bruno Ganz spielt Horst Herold, damals Präsident des Bundeskriminalamts, Jäger der Terroristen. Um einen Terroristen spielen zu können, sei er ja zu alt, sagt Ganz. Er sitzt am Flughafen Hannover, er kommt von einer Lesung und wartet auf einen Flieger nach Zürich, wo er lebt. Bruno Ganz ist Schweizer. Von 1970 bis 1975 gehörte er zum Ensemble der Berliner Schaubühne am Halleschen Ufer, ein legendäres Theater, geleitet von Peter Stein. Es galt die Mitbestimmung, man wollte fortschrittlich sein, revolutionär sein. Ganz erinnert sich an all die linken Splittergruppen, die an der Schaubühne aktiv waren.

"Das ist ekelhaft"

Auch Ganz war links. "Ich wollte dem Volk dienen", sagt er. "Ich war bereit, meine bürgerliche Existenz weitgehend in Frage zu stellen oder sogar aufzugeben zugunsten einer anderen Gesellschaft." Es war nicht sein Land, aber es ging ihm um Gerechtigkeit insgesamt. Kein Krieg in Vietnam, keine Ausbeutung der armen Völker. Er nahm an Demonstrationen teil, aber mehr Gewalt als ein paar fliegende Steine kam nicht in Frage für ihn. Den Terroristen hätte er gleichwohl nicht die Tür gewiesen, vor allem nicht Ulrike Meinhof, die vor dem Abtauchen in den Untergrund eine bürgerliche Journalistin war. Meinhof ist für Ganz "die Frau mit der größten Redlichkeit in der RAF". Aber als die terroristische "Bewegung 2. Juni" 1975 einen Verräter im Berliner Grunewald ermordet hatte, änderte sich Ganz' Blick auf den Terrorismus. "Danach war endgültig Schluss mit meinen Sympathien." Die späteren Morde an Generalbundesanwalt Siegfried Buback oder Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer sieht er mit Unverständnis, mit Ablehnung. Schon die Sprache regt ihn auf. "Dieser unerträgliche Jargon, das ist ekelhaft", sagt Bruno Ganz. "Your attention please", schnarrt es aus den Lautsprechern des Flughafens von Hannover. Bruno Ganz trägt einen Nadelstreifenanzug, ein T-Shirt, einen Schnauzbart. Hitler ist er ähnlicher als Herold. Adolf Hitler hat er in Bernd Eichingers Film "Der Untergang" gespielt. "Das einzige, worauf ich stolz bin, ist, dass ich die Juden stets mit offenem Visier bekämpft habe", sagt Bruno Ganz mit Hitlers Stimme auf dem Flughafen Hannover. Ein Passant guckt irritiert.

Rasterfahndung in Ordnung

Im Moment liest Ganz "Die Wohlgesinnten" von Jonathan Littell, ein Buch über einen SS-Schergen, ein dickes, schweres Buch. Ganz macht vor, wie man es im Bett lesen kann. Die Ellbogen müssen aufgestützt, die Unterarme steil aufgerichtet sein. Er liest viel über den

Holocaust, es lässt ihn nicht los. sagt er. Herold hat früh mit Computern gearbeitet, er hat die Rasterfahndung eingeführt, ein Verfahren, bei dem ein Raster von Merkmalen über die Bevölkerung gelegt wird, bis diejenigen übrigbleiben, die viele Merkmale eines Terroristen haben. Das Verfahren war umstritten, nicht bei Bruno Ganz. Er fand es in Ordnung. Wer Horst Herold begegnet ist, weiß, dass er ein lebhafter Mann ist, ein großer Schauspieler seiner selbst, ein Eigendrama. Bruno Ganz hat zwei Filmbänder gesehen, auf denen Herold ausnahmsweise ruhig ist. So spielt er ihn, ruhig, bedächtig. Er hat erst versucht, mit Polstern in den Backen zu spielen, damit er ihm äußerlich ähnlicher ist, aber damit konnte er schlecht sprechen. So wirkt Bruno Ganz in dem Film "Der Baader-Meinhof-Komplex" nicht wie der echte Horst Herold, aber weil er ein großer Schauspieler ist, sieht man ihm trotzdem gerne zu. Das Schicksal des echten Horst Herold berührt ihn. Weil Herold ein gefährdeter Mann war, baute er sich ein Haus auf dem Gelände einer Polizeikaserne. Als er kein gefährdeter Mann mehr war, kaufte ihm niemand das Haus ab. Wer will schon auf dem Gelände einer Polizeikaserne leben? Herold musste bleiben, als letzter Gefangener der RAF.

„Ich hatte den schönsten Job der Welt“ Stefan Aust im ZEIT-Gespräch

Von Christoph Amend und Giovanni di Lorenzo

Zeit Nr. 38 vom 11. September 2008

<http://www.zeit.de/2008/38/Aust-Interview-38>

ZEITmagazin: Herr Aust, in wenigen Tagen kommt die Verfilmung Ihres Buchs über den Terrorismus der RAF in die Kinos. "Der Baader Meinhof Komplex" ist eine der aufwendigsten Produktionen in der Geschichte des deutschen Films. Was erhoffen Sie sich jetzt?

Stefan Aust: Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht. Wissen Sie, wovor ich Angst hatte? Dass sich eines Tages ein Regisseur an die Verfilmung macht, der dem Stoff nicht traut, eine Handlung dazuerfindet und irgendeine Beziehungskiste vor historischem Hintergrund erzählt, wie es zurzeit Mode ist...

ZEITmagazin: ...und die weibliche Hauptrolle mit einer wuchtigen Blondin besetzt.

Aust: Ich war sehr froh, dass der Produzent Bernd Eichinger und der Regisseur Uli Edel etwas anderes daraus gemacht haben. Ich habe mich weder bei der Arbeit am Buch noch beim Film gefragt, wie etwas auf Leser oder Zuschauer wirken könnte. Ich wollte den Stoff nicht instrumentalisieren. Ich habe mir immer gewünscht, dass der Film so dicht wie möglich an der Realität ist, und das ist, glaube ich, gelungen. Der Stoff ist ja so kompliziert und umfassend, eine außerordentlich schwere Aufgabe für jeden Filmemacher.

ZEITmagazin: Bernd Eichinger spricht von einer "Fetzen-Dramaturgie".

Aust: Der Film ist sehr schnell und in unglaublich viele Einzelteile aufgeteilt, sowohl was die Szenen als auch was die Schauplätze betrifft. Er hat etwa doppelt so viele Sprechrollen wie ein normaler Film. Er entwickelt seinen Sog tatsächlich über diese Collageform, über die Aneinanderreihung von Fetzen.

ZEITmagazin: Wenn Zuschauer am Ende sagen, das war spannende Action, reicht Ihnen das?

Aust: Nein, und ich glaube auch nicht, dass das passieren wird. Die Szenen, in denen es rumst, geschossen und getötet wird, sind historisch genau inszeniert. Da sitzt jeder Einschuss, wo er wirklich gewesen ist. Um nicht in Gefahr zu geraten, nur ein spannendes Action-Indianerspiel aufzuführen, muss man zeigen, wie brutal damals Menschen umgebracht wurden, dass das Menschen waren, die starben, nicht abstrakte Wesen.

ZEITmagazin: Mit dieser Akzentuierung erklärt der Film das Phänomen der RAF aus den Taten heraus, nicht aus der Psychologie der einzelnen Personen.

Aust: Das stimmt doch nicht! Durch die Auswahl der Szenen wird das Denken einzelner Personen deutlich. Der Film zeigt mit der Art, wie die Terroristen untereinander umgehen, auch, wie sie psychologisch ticken. Ein Beispiel: Es gibt eine Szene im Film, von der wusste ich gar nicht, dass sie bei mir im Buch steht. Ulrike Meinhof wird verhaftet und fängt an, heftig zu weinen. Als ich das sah, hat es mich schockiert, ich hätte fast mitgeheult. Daraufhin bin ich zu Bernd Eichinger und habe ihm gesagt: Woher wisst ihr das? Er sagte nur: Wieso, das steht bei dir im Buch.

ZEITmagazin: Sie hatten es vergessen?

Aust: Ja, im Buch ist es nur ein Satz, den ich aus den Ermittlungsakten hatte: Sie weinte. Erst im Film hat man das Gefühl, man versteht, warum sie heult. Sie ist nicht nur traurig, weil sie festgenommen wurde, sie hat jetzt begriffen, was sie da eigentlich gemacht hat.

ZEITmagazin: Der Film wirkt trotzdem oft wie eine zeitgeschichtliche Revue, die Ereignis an Ereignis reiht und, gerade im Vergleich zu Ihrem Buch, relativ wenig erklärt.

Aust: Ich kann mir vorstellen, wie Sie darauf kommen. Ich glaube aber: Es ist die wirkliche Leistung des Films, mit quasi dokumentarischen Bildern und Szenen eine innere Logik herzustellen.

ZEITmagazin: Die Logik der Eskalation.

Aust: Ja, er erzählt vom Aufeinanderfolgen von Handlung und Gegenhandlung von Staat und Terroristen.

ZEITmagazin: Was hat das mit der Logik der Motivation zu tun?

Aust: Also, wenn ich mir den Film ansehe, kann ich nachvollziehen, warum sich Menschen in solche Situationen begeben und was passiert, wenn die Sache eskaliert. Als ich den Film zum ersten Mal sah, habe ich ein Wechselbad der Gefühle erlebt von Verständnis bis Abscheu. Wie es anderen damit geht, weiß ich natürlich nicht.

ZEITmagazin: Haben Sie Angst vor dem Vorwurf der Verklärung, der Verharmlosung?

Aust: Nein, habe ich nicht. Es ist wichtig, diese Periode der deutschen Geschichte möglichst genau darzustellen. Wenn man sich mit Menschen beschäftigt, die schreckliche Taten begangen haben, nährt man natürlich auch auf gewisse Weise ihren Ruhm. Dieser Widerspruch lässt sich nicht auflösen.

ZEITmagazin: War der Terrorismus der RAF wirklich eine Periode, wie Sie sagen, oder ist er nicht doch eine Fußnote der deutschen Nachkriegsgeschichte?

Aust: Er ist mehr als eine Fußnote. Die Schlüsselphase des Aufruhrs, vom Tod des Studenten Benno Ohnesorg 1967 bis zum Tod von Ulrike Meinhof, Andreas Baader und

Gudrun Ensslin, war eine außerordentlich wichtige Phase in der Geschichte der Bundesrepublik. Ich glaube übrigens, dass der Polizist Kurras mit seinen Schüssen auf Ohnesorg ebenso viel zum Entstehen der RAF beigetragen hat wie Ulrike Meinhof. Wir haben damals erfahren müssen, dass ein paar Leute mit kühnen Thesen, wie man eine Revolution anzettelt, den Staat in ernsthafte Schwierigkeiten bringen können.

ZEITmagazin: Mit dem Blick von heute: Glauben Sie, wie damals viele Linke, dass der Staat sich hat demaskieren lassen? Oder hat er diese erste große Bewährungsprobe bestanden?

Aust: Wir haben damals kritisch geguckt, wo der Staat Regeln verletzt hat, da gab es auch einige Fälle, wie zum Beispiel die erste Phase der Haftbedingungen. Aber im Endeffekt ist er mit der Herausforderung gut und rechtsstaatlich umgegangen. Er war unglaublich vorsichtig, hat viel mehr Rücksichten genommen, als damals von uns gesehen wurde.

ZEITmagazin: Würden Sie so weit gehen zu sagen, dass nationalsozialistische Verhaltensmuster nicht auf der Seite der Regierenden zu erkennen waren, wie die Feinde des Systems damals meinten, sondern eher im Verhalten der Terroristen, auch untereinander?

Aust: Ich weiß nicht, ob nationalsozialistisch der richtige Begriff ist, aber eine oft faschistisch anmutende Menschenverachtung hat es in der Gruppe zweifellos gegeben, gegenüber den Opfern und auch untereinander.

ZEITmagazin: Für viele Nachgeborene wirkt die Zeit des sogenannten deutschen Herbstes weit weg, als ein abgeschlossenes Kapitel.

Aust: Dabei kann man am Beispiel der RAF viele politische Grundmuster durchdeklinieren. Wann ist Widerstand gerechtfertigt, wann ist er illegal, wann schlägt Hypermoral in krasse Unmoral um? Und welche Rolle spielt das suizidale Element bei Menschen, die politisch aktiv und militant sind?

ZEITmagazin: Das klingt eher nach Psychopathologie.

Aust: Das ist ein Grundmuster von politischen Gruppierungen, das finden Sie bei den russischen Revolutionären 100 Jahre vor der RAF. Ich bin bei der Lektüre von Briefen der RAF immer wieder auf einen unheimlichen Satz gestoßen: "Welche Niedrigkeit begingest Du nicht, um die Niedrigkeit auszutilgen?" Ich wusste gar nicht, woher der kam, also habe ich recherchiert und herausgefunden, es ist ein Zitat aus Brechts *Die Maßnahme*. Wenn Sie diese Grundmelodie des *Spiel mir das Lied vom Tod* in andere Zusammenhänge setzen, dann verstehen Sie nicht nur den Terrorismus anderer Epochen. Sie verstehen Politik.

ZEITmagazin: Wie meinen Sie das?

Aust: Gestern habe ich im Fernsehen einen Bericht über Churchill gesehen, da ging es um eine Aktion im Zweiten Weltkrieg, für die er kritisiert wurde. Er hat einmal aus kriegstaktischen Gründen eine französische Flotte, die in der Gewalt des Vichy-Regimes stand...

ZEITmagazin: ...das auf der Seite der Deutschen war...

Aust: ...von seiner Marine zusammenschießen lassen. Dabei kamen Tausende französische Soldaten um. Aber Churchill hatte es ja wirklich mit Nazideutschland zu tun und nicht wie die RAF mit der Bundesrepublik der sechziger und siebziger Jahre.

ZEITmagazin: Sie haben schon einmal an einem Spielfilm über die RAF mitgearbeitet, *Stammheim* von Reinhard Hauff, im Jahr 1986. Über die Schauspieler haben Sie damals gesagt: "Die hatten Angst, die RAF-Leute zu spielen, weil sie immer dachten: Die haben ganz anders gekämpft, mit welchen Mitteln auch immer."

Aust: Ich will den Schauspielern von damals nicht unterstellen, dass sie die Terroristen als Helden verehrt haben, aber sie hatten sicher größeren Respekt, eine Art gruselige Ehrfurcht und vielleicht auch Sympathie. Sie dürfen nicht vergessen, dass es die RAF damals noch gab. Es wurde weiterhin gemordet. Der Abschiedsbrief wurde ja erst 1998 geschrieben. Damals hatte man noch einen anderen Blick, ich übrigens auch. Ich habe mich anfangs nicht an das Buch getraut, weil ich dachte: Wer bin ich eigentlich, dass ich das jetzt schreibe?

ZEITmagazin: Sie waren kein Außenstehender. Sie kannten Ulrike Meinhof gut aus Ihren gemeinsamen Zeiten bei der Zeitschrift "*Konkret*". Sie waren gerade mal 22 Jahre alt, als Sie dort anfangen. Meinhof war die Ehefrau des Konkret-Verlegers Klaus Rainer Röhl und bereits eine bekannte Kolumnistin.

Aust: Das stimmt.

ZEITmagazin: Sie hatten kein Problem mit den linksradikalen Inhalten von *Konkret*?

Aust: Ich habe mir das so zurechtgelegt: Ich fand es richtig und wichtig, dass es eine solche Zeitschrift gibt. Ich musste mich aber nicht mit allem identifizieren, was da drinsteht. Ich habe Blatt gemacht und Texte redigiert, aber selbst kaum geschrieben.

ZEITmagazin: So in der Art: Ich habe geraucht, aber nicht inhaliert?

Aust: Nein, nein, überhaupt nicht! Ich galt bei *Konkret* als Vertreter des Illustriertenkurses, der auch unterhalten wollte. Ich habe nie mit der RAF sympathisiert. Ich war ein Gegner von Gewalt, auch von Gewalt gegen Sachen. Ich habe immer gesehen, dass auch der Mensch, der den Pflasterstein gegen den Kopf bekommt, meistens eine Sache verteidigt.

ZEITmagazin: Mochten Sie Ulrike Meinhof?

Aust: Ja, ich mochte sie, obwohl ich nicht immer gut mit ihr zurechtkam, weil sie unglaublich arrogant und eingebildet sein konnte. Sie glaubte, dass alles, was sie dachte, der Weisheit letzter Schluss war. Und jeder, der daran zweifelte, hatte entweder die Sache nicht zu Ende gedacht – oder war unpolitisch.

ZEITmagazin: Als Konrad Adenauer starb, hat sie Ihnen gesagt: Jetzt ist dein Vorbild gestorben.

Aust: Ja, wobei der Vorwurf, unpolitisch zu sein, noch schlimmer war. Bei Adenauer stand man auf der falschen Seite. Aber unpolitisch – das war das Todesurteil. Übrigens bin ich nie ein Anhänger von Adenauer gewesen – der ging damals gar nicht. Heute sehe ich da manches anders.

ZEITmagazin: Stimmt es eigentlich, dass Sie von ihr und anderen manchmal Steffi genannt wurden?

Aust: Nee. Nur Röhl nannte mich manchmal Austi. Mit ihm war ich bis vor Kurzem per Sie, mit Ulrike immer per Du.

ZEITmagazin: Wie kam es zum späten Du mit Herrn Röhl?

Aust: 40 Jahre später war er nicht mehr mein Chef. Da ergab sich das Du bei einem Interview, das ich mit ihm für eine Fernsehdokumentation machte.

ZEITmagazin: Konnte Ulrike Meinhof herzlich sein?

Aust: So nahe war ich ihr nicht. Zu ihren Kindern war sie, soweit ich das mitbekam, nicht sehr herzlich. Sie fühlte sich oft genervt: "Ach, jetzt hört mal auf...!" Solche Sätze fielen immer wieder.

ZEITmagazin: Nicht nur die Schauspieler in *Stammheim* hatten Respekt vor der RAF, auch Martina Gedeck, die jetzt die Meinhof spielt, soll sich sehr mit der Rolle identifiziert haben.

Aust: Sie dürfen nicht vergessen: Ulrike Meinhof gehört zu den verehrten, geliebten und gehassten Ikonen dieses Landes. Selbst diejenigen, die sagen, dass sie einen verkehrten Weg gegangen ist, verklären sie – teilweise bis heute. Das liegt mir, weil ich sie besser kannte, ziemlich fern.

ZEITmagazin: Warum?

Aust: Um sie zu verklären, weiß ich zu viel. Ulrike hatte eine sadomasochistische Beziehung zu sich selbst. Das wurde besonders in der Auseinandersetzung zwischen Gudrun Ensslin und ihr deutlich.

ZEITmagazin: Woher kommt diese Härte, diese Brutalität?

Aust: Es war der Hass auf eine Gesellschaft, zu der sie selbst gehörte. Ulrike hat sich in ihren Briefen auf eine Weise selbst angeklagt, ja, erniedrigt, das tat mir richtig weh, als ich das gelesen habe. Sie hat sich so intensiv mit den Ausgebeuteten und Unterdrückten identifiziert, dass man den Eindruck hatte: Sie hat ein Vergnügen am Leiden. Sie hat sich selbst als "scheinheilige Sau aus der herrschenden Klasse" beschrieben.

ZEITmagazin: Sie meinte das nicht sarkastisch?

Aust: Nein, sie meinte das ganz ernst. Wir haben ein Tonband von einer Rundfunkreportage über Heimerziehung gefunden, da hören Sie schon an ihrer Stimme, wie nahe ihr das geht.

ZEITmagazin: Ist sie Ihnen in solchen Momenten wieder nahe?

Aust: Sie wird dann wieder lebendig. Ihre Stimme ist mir so präsent, dass ich sie jederzeit nachmachen könnte. Wenn ich Stimmen imitieren könnte.

ZEITmagazin: War sie eine Frau zum Verlieben?

Aust: Für mich nicht. Sie sah wirklich gut aus, mit vielen Rundungen... aber lassen wir das mal. Sie war ja ein ganzes Stück älter als ich, acht Jahre. Heute wäre sie 70.

ZEITmagazin: Wer war eigentlich am mächtigsten in der Gruppe?

Aust: Gudrun Ensslin, ganz eindeutig. Sie war die Kälteste und Brutalste.

ZEITmagazin: Im Film wird sie von Johanna Wokalek großartig gespielt, fast zu schön.

Aust: Sie sah ja anfangs nicht schlecht aus, Baader auch nicht. Die waren wirklich gut aussehende Leute, bevor sie in den Untergrund und später ins Gefängnis gingen.

Unglaublich gut finde ich übrigens auch Nadja Uhl, die bringt die Eiskälte der Figur von Brigitte Mohnhaupt fantastisch rüber.

ZEITmagazin: Hatten Sie ein Mitspracherecht bei der Besetzung?

Aust: Nein, ich habe nur ein einziges Recht definiert. Ich habe Bernd Eichinger gesagt: Mein Name steht auf den Plakaten genauso groß wie deiner. Und das ist es dann auch. *It's my show anyway*. Ich habe anfangs aus meinem Buch eine Art Szenenfolge destilliert, sie Eichinger geschickt und ihm gesagt: Mach daraus, was du willst. Aus meiner Vorlage hätte man aber sechs oder sieben Filme drehen können, so lang war die. Auf dieser Basis hat Bernd das Drehbuch geschrieben, und ich war sehr erfreut, als ich las, was er daraus gemacht hatte. Und das war's dann auch für mich. Ich wollte mich einfach nicht um irgendeine Kleinigkeit streiten. Wenn ich bei den Schauspielern hätte mitreden können, wäre es auch nicht anders geworden.

ZEITmagazin: Ist Ihnen beim Ansehen des großen Bruno Ganz, der in Ihrem Film Horst Herold, den Chef des Bundeskriminalamtes, spielt, nicht der Gedanke gekommen: Hoppla, der Führer hat sich aber inzwischen gut erholt!

Aust: Ich finde ihn ausgesprochen gut als Chefermittler. Er ist natürlich mit der Hitler-Rolle aus dem *Untergang* noch sehr präsent. Kann sein, dass manche noch immer Adolf Hitler denken, wenn sie Bruno Ganz sehen. Übrigens klingt er immer ein bisschen wie Hitler, weil er ja wirklich so ähnlich spricht.

ZEITmagazin: In Ihrem Buch schreiben Sie: "Der Wahnsinn jener Zeit hatte auch uns erreicht."

Aust: Wir hatten Angst, schlichtweg Angst, dass die uns umlegen. Und sie wollten uns umlegen.

ZEITmagazin: Das müssen Sie, auch den Nachgeborenen, erklären.

Aust: Ich hatte 1970 Peter Homann versteckt, er war die Nummer zwei auf der Fahndungsliste und wurde verdächtigt, der RAF anzugehören, obwohl er nie Mitglied war, auch an keiner Aktion beteiligt. Er hatte nur das Pech, mit Ulrike Meinhof zusammenzuwohnen. Ich hatte ihn ein paar Jahre zuvor zum ersten Mal getroffen. Er bewegte sich am Rand der Studentenbewegung, war gut bekannt mit Baader.

ZEITmagazin: Sie ließen ihn dann bei *Konkret* schreiben.

Aust: Ja, dort lernte er Ulrike kennen und zog in Berlin mit ihr zusammen. Ulrike hat später die Befreiungsaktion von Baader mitorganisiert, bei der ein Polizist angeschossen wurde und weil Homann mit ihr zusammenwohnte, dachte die Polizei, dass er da mit drinsteckte. Also ist er abgetaucht, weil er nicht für eine Tat in den Kahn gehen wollte, die er nicht begangen hatte. Erst war er mit den anderen in einem Ausbildungslager in Jordanien. Aber weil die Gruppe ihn umbringen wollte, aus Angst, er könnte sie verraten, ist er abgehauen und in Hamburg bei mir untergekommen.

ZEITmagazin: Sie hätten gemeinsam zur Polizei gehen können, wenn er unschuldig war.

Aust: Nein, ich glaube, dass die ihn in den Knast gesteckt hätten. Außerdem wussten wir gar nicht, was wir dort hätten sagen sollen. Wir hatten ja keine Ahnung, wo die RAF-Leute sich gerade aufhielten.

ZEITmagazin: Ist man damals überhaupt auf die Idee gekommen, zur Polizei zu gehen?

Aust: Die meisten Verhaftungen sind ja durch Anrufe zustande gekommen, Gudrun Ensslin flog wegen einer aufmerksamen Boutiqueverkäuferin auf, Andreas Baader wegen eines Nachbarn, der sich gemeldet hatte.

ZEITmagazin: Das waren keine Linken.

Aust: Das stimmt in den meisten Fällen, aber der Mann, der der Polizei den entscheidenden Tipp für die Festnahme Ulrike Meinhofs gab, war ein linker Lehrer – und der wusste, was er tat. Ich glaube, dass es ein großer Fehler war von der Linken, dem Spuk der RAF nicht frühzeitig ein Ende zu machen. Wenn auf Partys die Frage gestellt wurde, ob man den Abgetauchten für eine Nacht Unterschlupf gewähren würde, wenn sie vor der Tür stünden, habe ich immer geschwiegen. Ich wusste schon damals zu viel über die Abgründe der RAF. Ich wusste, dass sie Peter Homann einfach umlegen wollten.

ZEITmagazin: Peter Homann erzählte Ihnen, dass die sieben Jahre alten Zwillinge von Ulrike Meinhof in Italien versteckt wurden und in ein Kinder-Guerillacamp nach Jordanien abgeschoben werden sollten.

Aust: Ja, und er hatte an einem Wochenende von einem Mädchen aus Berlin das Kennwort bekommen, mit dem die Kinder dort abgeholt werden sollten: "Professor Schnase". Da habe ich gesagt: Das können wir nicht verantworten, lass uns die holen. Ich kannte die Kinder ja. Ich war auch abenteuerlustig, ich war gerade mal Mitte 20. Die anderen zögerten, die hatten Angst. Ich konnte sie überreden. Peter konnte ein bisschen Italienisch. Er rief in Italien an, das war im Umfeld der Rotbrigadisten, und kündigte unseren Besuch an. Es war Wochenende, ich konnte nicht an mein Bankkonto, deshalb habe ich mir Geld von Freunden geliehen. Ich bin dann alleine los, erst nach Rom, von dort aus nach Palermo. Dort holte mich eine Kontaktperson vom Flughafen ab und brachte mich an einen Strand, wo die Kinder bei deutschen Hippies lebten.

ZEITmagazin: Im Film laufen die Kinder freudestrahlend auf Sie zu. Ist das authentisch?

Aust: Ja, die haben sich gefreut, weil sie mich von zu Hause kannten. Ich gab den Hippies mein letztes Bargeld und verschwand mit den Kindern. Aber wohin jetzt? Ich konnte ja mit ihnen nicht ins Flugzeug, sie hatten keine Pässe dabei. Also sind wir mit der Eisenbahn nach Rom gefahren. Wir saßen auf dem Gang, vor der Toilette, ich habe sie ein wenig unterhalten und mit ihnen Lieder der italienischen Linken gesungen, die sie mittlerweile kannten, allen voran und immer wieder: *Bandiera rossa*.

ZEITmagazin: Was haben Sie den Kindern erzählt?

Aust: Ihr kommt erst einmal zu mir aufs Land, da gibt es Pferde, und das hat sie irgendwie beruhigt. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Von Rom aus habe ich einen Fotografen in Ostia kontaktiert, den ich über Umwege kannte. Bei ihm blieb ich ein paar Tage und versuchte ihren Vater, Klaus Rainer Röhl, zu erreichen. Es stellte sich heraus, dass er zufällig in Pisa Urlaub machte. Er wusste nichts von unserer Aktion. Er war völlig von den Socken, als ich ihm sagte, ich habe die Kinder dabei.

ZEITmagazin: Hat er sich gefreut?

Aust: Na ja, das nehme ich mal an. Ich schlug ihm, weil mir nichts Besseres einfiel, die Piazza Navona in Rom als Treffpunkt vor, am berühmten Brunnen. Dort habe ich ihm die Kinder übergeben.

ZEITmagazin: Und die stürzten auf ihn zu?

Aust: Nee, überhaupt nicht. Die waren ganz verschüchtert, wollten erst gar nicht mit ihm mit. Also blieb mir nichts anderes übrig, als sie weiter zu begleiten. Ich habe mich hinter Steuer gesetzt, weil Röhl zu müde war, bin mit allen nach Pisa gefahren und von dort erst zurück nach Hamburg.

ZEITmagazin: Der Wahnsinn jener Zeit.

Aust: Es ging ja weiter. Nach ein paar Tagen erzählte meine Mutter, du, der Soundso hat angerufen, der versucht, dich dringend zu erreichen. Der hat im Hamburger SDS mal eine Rolle gespielt. Ich fuhr zu ihm, klopfte an der Tür, er war nicht da. Also fuhr ich mit meiner damaligen Freundin Simone und Peter Homann in meine Wohnung. Gegen drei Uhr nachts stand er vor der Tür, völlig verschwitzt, richtig aufgelöst und sagte: Das war scheiße, was ihr da mit den Kindern gemacht habt! Die suchen euch! Die wollen euch abknallen!

ZEITmagazin: Von wem war die Rede?

Aust: Andreas Baader und Horst Mahler saßen bewaffnet unten auf der Straße im Auto. Wir sind dann heimlich raus, ohne Licht zu machen, und konnten entkommen. Jahre später, da saß Mahler längst im Gefängnis, habe ich ihn interviewt. Da kam es übrigens zu meiner ersten Begegnung mit Gerhard Schröder, der Mahlers Anwalt war. Ich habe Mahler gefragt, wie ernst das damals war, und er antwortete wörtlich: Bitterernst.

ZEITmagazin: Ihre Kinderbefreiung war eine gute Tat. Schmerzt es Sie, dass Ihr Verhältnis zu Ulrike Meinhofs Töchtern Bettina und Regine Röhl heute so zerrüttet ist?

Aust: Ich will ja nun nicht, dass die sich wegen der Aktion lebenslang in meiner Schuld fühlen.

ZEITmagazin: Davon kann auch keine Rede sein. Erst kürzlich sagte Bettina Röhl: "Es ist furchtbar, wenn sich jemand wie Stefan Aust zum Historiker aufschwingt, der dem Faszinosum der RAF erlegen ist."

Aust: Ich glaube, sie ist dem Faszinosum viel mehr erlegen als ich. Natürlich könnte ich durch meine jahrzehntelange Arbeit an dem Thema davon fasziniert sein. Ich bin es aber nicht. Es gibt auch Leute, die sagen, ich sei ständig hinter dem Bernsteinzimmer her oder sei von Herrn Stolpe und der Stasi besessen. Keineswegs! Mich interessieren eben nur spannende, ungelöste Fälle. Ich habe ja keinen dieser Fälle gelöst. Man könnte mein Interesse eher so sehen: Vielleicht interessiere ich mich vor allem für Fälle, die gar nicht lösbar sind.

ZEITmagazin: Gibt es noch ein Geheimnis aus der Todesnacht von Stammheim?

Aust: Ja. Die Frage, ob der Staat nicht die Gespräche der Gefangenen untereinander in jenen Stunden abgehört hat.

ZEITmagazin: Und – hat er?

Aust: Viele Indizien sprechen dafür, aber es gibt keine Beweise. Ich könnte den Fall mit einer einzigen Frage lösen. Ich müsste sie Dieter Löw, einem Beamten des Landeskriminalamts, der übrigens noch immer im Staatsdienst ist, stellen können. Im Einsatzkalender vom 19. Oktober, am Tag der Selbstmorde in Stammheim, notierte Löw um 10.21 Uhr: "Die Beamten der Sondermaßnahme wurden von dem Vorfall in Stammheim verständigt und angewiesen, Erkenntnisse in ihrem Bereich, die im Zusammenhang mit Stammheim stehen, sofort an die Abteilung 8 weiterzugeben." Wir wissen heute, dass mit "Sondermaßnahme Stammheim" die Abhörmaßnahmen beschrieben wurden, die es in der

Zeit vorher ja definitiv gab. Meine Frage würde lauten: Herr Löw, erstens: Wen haben Sie gefragt? Und zweitens: Was war die Antwort?

ZEITmagazin: Sie konnten die Frage bislang nicht stellen?

Aust: Herr Löw verweigert sich leider einem Gespräch.

ZEITmagazin: Hatten Sie je Kontakt zu Irmgard Möller? Sie ist das einzige RAF-Mitglied, das die Todesnacht überlebt hat.

Aust: Sie hat sich immer geweigert, mit mir zu reden. Sie wird selbst am besten wissen, warum sie bei ihrer Lebenslüge bleibt, dass es in der Todesnacht keine Kommunikation der Inhaftierten untereinander gegeben habe. Sie ist einmal gefragt worden, ob es eine Kommunikationsanlage gab. Ja, hat sie gesagt, früher habe es die gegeben, aber nachdem man gemerkt habe, dass man abgehört werde, habe man damit aufgehört – lange vor der Todesnacht. Außerdem habe sie in ihrer Zelle gar keine technischen Einrichtungen mehr gehabt, weder Verstärker noch Mikrofon. Als ich das las, habe ich in den Ermittlungsakten nachgesehen: Natürlich war alles da. Es war eine glatte Lüge.

ZEITmagazin: Warum ist das so entscheidend?

Aust: Wenn sie zugeben würde, dass in der Nacht untereinander kommuniziert wurde, dass die anderen also abgesprochen haben, sich umzubringen, hätte die RAF ihre Mordlegende nicht aufrechterhalten können.

ZEITmagazin: Im Vorfeld des Filmstarts von *Der Baader Meinhof Komplex* wurden Journalisten Verträge vorgelegt, in denen Strafsummen von bis zu 100.000 Euro standen. Hätten Sie das als *Spiegel*-Chefredakteur unterschrieben?

Aust: Ja, ich habe in meiner Zeit beim *Spiegel* viele solcher Verträge unterschrieben, etwa beim Angebot von Vorabdrucken für Bücher. Das gehört zum Geschäft, damit nicht zu früh berichtet wird, sonst bist du verloren. Ob diesmal sehr geschickt vorgegangen wurde, ist eine andere Frage. Ich hätte nicht eine konkrete Summe hineingeschrieben, sie wird ja im Streitfall ohnehin vom Gericht festgesetzt, unabhängig davon, was im Vertrag steht.

ZEITmagazin: Kommen wir zurück zu den Töchtern Röhl, den Kindern von Ulrike Meinhof...

Aust: ...die verhalten sich leider nicht gerade klug. Aber es ist auch kein einfaches Schicksal, Tochter von Ulrike Meinhof zu sein.

ZEITmagazin: Ähneln sie ihrer Mutter?

Aust: Bettina hat durchaus eine optische Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, vielleicht auch in ihrem Fanatismus, den sie über die Jahre entwickelt hat. Sie kettet ihr eigenes Leben zu sehr an das ihrer Mutter, auch wenn ich nachvollziehen kann, wie es dazu kam. Sie hat das Gefühl, dass ihr die Mutter zweimal genommen worden ist, einmal durch den Entzug der Mutter selbst, denn die RAF-Terroristin Ulrike Meinhof hat ihr die Mutter Ulrike Meinhof genommen. Und dann natürlich durch die Öffentlichkeit, die sich mit der öffentlichen Figur Ulrike Meinhof beschäftigt.

ZEITmagazin: Ist überliefert, ob die Kinder der Mutter ins Gefängnis geschrieben haben?

Aust: Ja sicher. Und die Briefe von Ulrike an die Kinder habe ich von Bettina und Regine Röhl bekommen. Die sind in ihrer Nüchternheit durchaus anrührend, nach dem Motto: Glaubst

ja nicht, dass ihr weinen müsst, weil eure Mutter im Gefängnis sitzt. Ich habe bei der Arbeit am Buch übrigens Bettina eine ganze Zeit beschäftigt, weil sie die krakelige Handschrift ihrer Mutter so gut entziffern konnte. Und später, bei *Spiegel/TV*, habe ich sie über einen relativ langen Zeitraum beschäftigt, damit sie über ihre Mutter recherchieren konnte, was sie unbedingt wollte. Aus der Arbeit ist nie etwas geworden... Ich habe ihr manchmal ein bisschen geholfen.

ZEITmagazin: Ist Ihre Enttäuschung über den Bruch deshalb groß?

Aust: Ich bin zu nüchtern, um von Leuten Dankbarkeit zu erwarten, für die ich etwas getan habe.

ZEITmagazin: Woher kommt diese Nüchternheit?

Aust: Ich bin ein nüchterner Mensch.

ZEITmagazin: Misstrauisch?

Aust: Nein, überhaupt nicht. Deshalb werde ich auch gelegentlich reingelegt. Aber ich will mir nicht selbst Ketten anlegen, indem ich misstrauischer werde.

ZEITmagazin: Dem Magazin *Cicero* haben Sie zu Ihrem Rauswurf beim *Spiegel* vom vergangenen Jahr gesagt, es sei eine "interessante Erfahrung" gewesen, "wie Leute, mit denen ich gut zusammengearbeitet hatte, von heute auf morgen illoyal wurden, wie sie sich anderen vor die Füße warfen oder wie sie sich duckten, um in Demut einen neuen Machthaber zu erwarten."

Aust: Das ist eigentlich nicht meine Ausdrucksweise. In dem *Cicero*-Artikel stand viel Unwahres, was die auch korrigieren mussten. Zum Beispiel, dass ich behauptet hätte, die SPD habe meine Absetzung betrieben. Völliger Quatsch, meine Absetzung hat nur einer betrieben, der ist jetzt selbst nicht mehr da.

ZEITmagazin: Sie meinen den neuen Geschäftsführer Mario Frank, der kürzlich abgelöst wurde.

Aust: Ich wusste vom ersten Moment an, der will mich loswerden.

ZEITmagazin: Andere haben sich illoyal verhalten?

Aust: Ich will hier nicht in Details gehen. Es war eine äußerst unangenehme Erfahrung, als ich merkte, dass Kollegen, die ich jahrelang gefördert und mit denen ich aufs Engste gearbeitet hatte, sich plötzlich wegduckten, als sie merkten, der Wind dreht sich. Aber der Wind kann sich wieder drehen. Manchmal ist es gar nicht opportun, sich opportunistisch zu verhalten.

ZEITmagazin: Sie beschäftigen sich seit vierzig Jahren mit Fragen der Macht und waren trotzdem überrascht?

Aust: Es ist immer etwas anderes, wenn es einem selbst passiert.

ZEITmagazin: Denken Sie manchmal freitags, kurz vor Redaktionsschluss des *Spiegels*, noch über das richtige Titelthema nach?

Aust: Nee. Damit habe ich aufgehört am ersten Tag, an dem ich nicht mehr da war. Wissen Sie, warum? Ich habe früher die ganze Woche darüber nachgedacht, und es war nie so, dass mir sonnenklar war, was wir machen sollten. Ich habe mir die Entscheidung so lange wie möglich offengehalten, damit ich das notfalls freitags um 18 Uhr noch ändern konnte. Was ich auch öfter gemacht habe.

ZEITmagazin: Sie denken wirklich nicht mehr über den *Spiegel* nach? Glauben wir nicht!

Aust: Natürlich sehe ich mir die Titel meiner Nachfolger an. Du musst auf dem Titel eine Zeile haben, die den Lesern zu denken gibt, du musst einen gewissen Zauber auf die erste Seite bringen, der im Kopf des Lesers etwas auslöst. Das Heft ist jetzt politically correct gemacht, und das wird eine ganze Weile gut gehen. Aber auf Dauer droht so Langeweile – der *Spiegel* muss immer wieder gegen den Strich bürsten, sonst bröckelt die Auflage.

ZEITmagazin: Aus dem *Spiegel* heißt es dafür seit Ihrem Abschied: Die Angst ist weg.

Aust: Welche Angst? Wir erwarten von unseren Mitarbeitern, dass sie sich mit den Regierenden anlegen, dass sie in Krisengebiete reisen. Wer das tut, hat keine Angst vor einem Chefredakteur, der ja auch nur ein Angestellter ist. Und wer vor ihm Angst hat, ist beim *Spiegel* fehl am Platz. Ich glaube, das ist auch nur eine dieser Legenden, gestreut von Leuten, die generell Angst vor einem offenen Wort haben, die lieber intrigieren und aus dem Hinterhalt agieren. Davon gibt es aber natürlich beim *Spiegel* niemanden. Nicht mal in der Mitarbeiter KG...

ZEITmagazin: ...die Ihre Absetzung betrieben hat. Kennen Sie das Zitat, das von Rudolf Augstein überliefert ist: "Ich habe ein langes Gespräch mit Stefan gehabt. Es dauerte fast zwei Minuten"?

Aust: Ich weiß nicht, ob das stimmt.

ZEITmagazin: Sie neigen zur Kürze, oder?

Aust: Mag sein. Solche Geschichten wurden natürlich gestreut, um den Eindruck zu erwecken: So eng sind die gar nicht.

ZEITmagazin: Und?

Aust: Ich habe ihn bei wichtigen Fragen oft angerufen und gefragt: Rudolf, wie denken wir darüber? Ich habe nach seinem Tod versucht, auch wenn das jetzt vielleicht etwas dicke klingt, den *Spiegel* in seinem Sinn zu leiten. Immer wieder habe ich mich gefragt: Was würde Rudolf denken? Ich merke, dass mich diese Frage auch seit meinem Abschied vom *Spiegel* beschäftigt. Ich denke oft an Rudolf.

ZEITmagazin: Sie hatten den "schönsten Job der Welt", wie Sie gelegentlich sagten.

Aust: Ja, den hatte ich.

ZEITmagazin: Sie waren mächtig. An welchem Punkt beginnt man zu vergessen, dass es geliebene Macht ist?

Aust: Das habe ich nie vergessen. Ich habe das jeden Tag und in jeder Konferenz gewusst. Ich hatte auch eine gewisse Ehrfurcht vor dem Laden.

ZEITmagazin: So haben Sie nicht gewirkt.

Aust: Doch, ich habe diese Ehrfurcht immer gespürt. Mag sein, dass es mir gelungen ist, sie gut zu verstecken. Mein Gott, ja, ich bin vielen Leuten auf die Füße getreten, habe Leute auch rausgeschmissen, also will ich mich bei meinem eigenen Abgang nicht empfindlich zeigen, selbst wenn es wirklich nicht lustig war. Das Schlimme ist aber vor allem, dass dieser ganze Prozess dem *Spiegel* mehr geschadet hat als mir.

ZEITmagazin: Würden Sie sagen, dass man Journalisten verachtet, wenn man einmal selbst Objekt der Berichterstattung war?

Aust: So weit würde ich nicht gehen, aber man mag eine bestimmte Art von Journalisten nicht mehr. Es gab da den einen oder anderen Fall, da hat jemand wirklich gemein und falsch über mich geschrieben und sich später trotzdem beim *Spiegel* beworben. Ich dachte: Komm, vergiss es!, und habe ihn – oder sie – trotzdem eingestellt. Aber solche Leute bleiben so, wie sie schon vorher waren. Und wenn sie wieder weg sind, machen sie da weiter, wo sie vorher aufgehört haben.

ZEITmagazin: Der *Weltwoche* haben Sie im vergangenen Jahr verraten: "Ich bedauere am meisten in meinem Leben, dass ich immer nur ein lumpiger Angestellter war." Verdient ein *Spiegel*-Chefredakteur so schlecht?

Aust: Nein, und es ist natürlich sehr angenehm, ein ordentliches Gehalt zu verdienen. Aber mich hat schon lange gestört, dass ich so stark mit dem *Spiegel* und *SpiegelTV* identifiziert wurde. Man war immer Funktion, immer Repräsentant des wichtigen *Spiegel*, kaum man selbst. Mein Auflösungsvertrag läuft noch bis zum 31. Dezember dieses Jahres, Punkt Mitternacht. Ab 0.01 Uhr bin ich wieder ein freier Mann.

ZEITmagazin: Wie würden Sie die Erfahrung des Abschieds beschreiben, die Sie jetzt in diesen neuen Lebensabschnitt mitnehmen?

Aust: Einschneidend, absolut einschneidend, weil jetzt etwas Neues losgeht.

ZEITmagazin: Seitdem wir hier sitzen, hat Ihr Handy ein Dutzend Mal geklingelt – mit der Titelmelodie von *Spiegel TV*. Wird sich dieser Ton auch ändern?

Aust: Meine elfjährige Tochter sagt immer: Schaff den endlich ab, Papi! Aber ich habe es einfach noch nicht hingekriegt.

Das Gespräch führten Christoph Amend und Giovanni di Lorenzo

Stefan Aust, 62, war 14 Jahre lang Chefredakteur des "Spiegels", bis er im März nach heftigen internen Auseinandersetzungen gehen musste. Sein Buch "Der Baader Meinhof Komplex" erschien 1985 und verkaufte sich 500.000 Mal. Nun hat Bernd Eichinger es verfilmen lassen. Am 25. September ist der Kinostart.

Wie leicht Film Wirklichkeit wird

Der "Spiegel" wundert sich: Die Schauspielerin Nadja Uhl erschießt tagsüber Jürgen Ponto und füttert abends ihr Baby

Von Matthias Dell

Der Freitag vom 12. September 2008-10-07

<http://www.freitag.de/2008/37/08371404.php>

Es gibt Anzeichen für eine gewisse Popularität des 1991 verstorbenen Schauspielers Klaus Kinski. Sie ist zu messen in Klickzahlen und verdankt sich dem technischen Fortschritt, genauer gesagt: Youtube, dem Filmgedächtnis des Internets. Denn Youtube schreibt auf seine eigene Weise eine Geschichte des Fernsehens, in der das entscheidende Auswahlkriterium der Skandal ist (Freitag 25/08). Dessen frivoler Odeur hat Kinski umgeben, wo immer er in Talkshows aufgetaucht ist. Wegen seines dämonischen Rollenfachs und seiner exaltierten Gestik war er der kalkulierbare Freak, an dem sich tapfer und witzig dünkende Moderatoren delectieren wollten. Die Serialität der verlinkten Youtube-Schnipsel erzählt dabei auch eine Meta-Geschichte der Interviewer, die immer schon Bezug nehmen auf ihre Vorgänger, um es scheinbar besser zu machen mit dem "Enfant terrible": Alida Gundlach hat in der NDR-Talkshow von 1985 Zettel mit angeblichen Zitaten parat; ein Schweizer Fernsehmann tut jovial so, als habe er aus dem Desaster des dummdreisten Thomas Gottschalk gelernt.

Dabei haben ihn alle missverstanden. Klaus Kinski war ein Medienkritiker ersten Ranges, der selbst die Studiowirklichkeit zum Thema gemacht hat ("Man kriegt einen trockenen Mund, weil hier die Luft so schlecht ist"). Selten hat sich scheinbare Professionalität von Interviewern so dürftig hinter klischierten Fragen getarnt ("Du kannst mir nicht erzählen, dass Dich persönlich interessiert, ob ich einen Film mache oder einen anderen"), selten ist die Unfähigkeit zur Kommunikation von so genannten Moderatoren so deutlich hervorgetreten wie in Gegenwart von Klaus Kinski. In die Talkshows gekommen ist er wie alle anderen, um einen neuen Film zu promoten. Anders als alle anderen hat er sich dabei aber zugleich geweigert, den gängigen Mustern des Schauspielerinterviews zu folgen ("Ich habe keine Ambition, publicity zu machen"). Kinski ist ein Beispiel für die subversive Kraft der Negation. Sein mit Anglizismen versetztes Insistieren auf das Honorar ("Die Leute sagen: Mach doch mal komische Filme. Okay, wie viel, how much?") als einen, wenn nicht den wesentlichen Aspekt bei der Filmauswahl mag zynisch klingen. Es ist in einem Medienbetrieb, der in einer romantischen Überhöhung fortwährend versucht, am Darstellen die Arbeit zu ignorieren, nur realistisch. "It's all Supermarket Shit."

Warum jetzt an Klaus Kinski erinnern? Der Spiegel hat in dieser Woche seine Titelgeschichte der Verfilmung von Stefan Austs Buch Der Baader-Meinhof-Komplex gewidmet, die Ende des Monats in die Kinos kommt. Für das Gros der Filmkritik gilt das Gebot von Eichingers Constantin: Keine Berichterstattung vor dem 17. September. Publik geworden ist diese Klausel durch einen Protest der Süddeutschen Zeitung, die sich ihrerseits noch vor einem halben Jahr nicht zu schade war, eine ganze Seite für die Besetzungsliste des Films zu frei zu räumen. Derweil genießt der Spiegel freilich Sonderkonditionen und kann schon jetzt darüber informieren, dass der Umgang der Schauspieler mit ihren Figuren "ein Licht auf einen neuen Umgang mit der RAF insgesamt" wirft.

Der Satz stammt ausnahmsweise nicht von Frank Schirrmacher, sondern von Dirk Kurbjuweit, dem Leiter des Hauptstadtbüros und Autor mehrerer Romane. Von denen sind mittlerweile drei verfilmt worden, worüber Kurbjuweit aber offenbar nicht ein naives Verständnis von Verkörperung verloren hat, das Stanislawski, dem Anwalt der darstellerischen Einfühlung, Tränen in die Augen getrieben hätte. Über Vinzenz Kiefer, der Peter-Jürgen Boock spielt, lesen wir bei den Dreharbeiten: "Ihm ist nicht wohl, es ist alles so seltsam. Schleyer wurde in der Vincenz-Statz-Straße entführt, und Kiefers Vorname ist Vinzenz." Über Nadja Uhl, die Schauspielerin und Mutter, die im Film die Rolle der Brigitte Mohnhaupt spielt, entsetzt sich Kurbjuweit: "Bald steht sie im Wohnzimmer Jürgen Pontos, und sie schießt ihm aus kurzer Distanz in den Kopf, und ihre Augen sind so kalt, und abends füttert sie ihr Baby."

Die Identifikation von Schauspieler und Rolle ist strafrechtlich vermutlich nicht relevant, aber das totale Reenactment ("illustrierte Geschichte") erfüllt seinen exorzistischen Zweck: "Die erste Garde des deutschen Films" konnte offenbar erfolgreich davor bewahrt werden, in den Untergrund zu gehen. Martina Gedeck, die in einer Drehpause Ulrike Meinhof verteidigt hatte und sich von Bernd Eichinger in der Tradition Andreas Baaders anknurren lassen musste ("Hör auf, Martina, du bist in der Rolle"), ist am Ende geläutert: "Ich sehe mich stärker als Bürgerin dieses Staates."

Was bleibt? Es gibt keinen Fortschritt in der journalistischen Ethik. Der Spiegel macht mit seiner Titelseite der Einfühlung Marketing für Eichingers neuen Erfolgsfilm. Und wir trösten uns bis zum Filmstart am 25. September mit Kinski: "Haben Sie schon mal Leute gefragt, die Al Capone spielen in Filmen und zweihundert Leute erschießen: Machen Sie das im Leben auch so?"

Wer redet, zahlt – Medien dürfen nur eingeschränkt über RAF-Film berichten

Ein Vertrag zu Sondervorfürungen des Films "Der Baader Meinhof Komplex", der von den Terroristen der Rote Armee Fraktion (RAF) handelt und am 25. September in die Kinos kommt, sorgt für Wirbel.

Von Sonja Pohlmann

Der Tagesspiegel vom 13.08.2008

<http://www.tagesspiegel.de/medien-news/Journalismus;art15532,2591815>

Es sind schon keine Allüren mehr, wenn Stars wie Kylie Minogue oder Robbie Williams von Presse, Funk und Fernsehen verlangen, während ihrer Konzerte nur beim ersten Lied Aufnahmen zu machen oder Interviews nur unter bestimmten Bedingungen zu veröffentlichen. Der Deutsche Journalistenverband (DJV) warnt regelmäßig vor solchen Eingriffen in die Berichterstattungsfreiheit – doch jetzt liegt dem Verband ein Eingriff vor, den nach seiner Auffassung selbst noch kein Popstar gewagt habe: Es geht um eine vom Münchner Filmkonzern Constantin für morgen geplante Sondervorfürungen des Films „Der Baader Meinhof Komplex“, der von den Terroristen der Rote Armee Fraktion (RAF) handelt und am 25. September in die Kinos kommt. Journalisten der „Süddeutschen Zeitung“ wollten an der Vorführung teilnehmen – doch hätten sie weder über den Inhalt mit Dritten wie Freunden, Ehepartnern oder Kollegen reden, noch vor dem 17. September darüber berichten dürfen. So steht es in dem Vertrag, den die betreuende PR-Agentur Just Publicity den Journalisten vorab zugeschickt hat. Wer sich nicht daran halte, müsse eine Konventionalstrafe von 100 000 Euro zahlen – jeweils 50 000 Euro wären fällig für den Journalisten und das Medium.

„Dieser Vertrag ist ein herber Eingriff in die Grundregeln der Pressefreiheit“, sagt Andrian Kreye, „SZ“-Feuilletonchef. Seine Redaktion boykottiert die Vorführung und will auch vorab keine größeren Artikel zu dem Film veröffentlichen, der auf der Vorlage des gleichnamigen Buches von Ex-„Spiegel“-Chefredakteur Stefan Aust beruht. Eine geplante „SZ“-Magazin-Geschichte wurde abgeblasen. Der Deutsche Journalistenverband forderte andere Blätter auf, dem Boykott der „SZ“ zu folgen. „Die Strafandrohung ist völlig inakzeptabel“, sagte DJV-Bundesvorsitzender Michael Konken. Just Publicity und Constantin Film hingegen finden die Vorwürfe, die Pressefreiheit werde eingeschränkt, „absurd“. Solche Verträge seien in der Film- und Verlagsbranche üblich. Alles andere sei unfair Journalisten und Medien gegenüber, die den Film erst nach Fertigstellung sehen könnten. Aust stimmt zu. Bei solchen Verträgen gehe es auch darum, den „Respekt vor dem Urheberrecht zu bewahren“, sagte er. DJV und „SZ“ würden sich „künstlich aufregen“. Tatsächlich werden Sperrfristen bei

Filmrezensionen automatisch eingehalten, da sich Leser erst kurz vor dem Start über den Film informieren wollen. Aber das über den Inhalt eines Film nicht gesprochen oder er vorab nicht in Debatten aufgegriffen werden darf, „ist ein Versuch, historische Vorgänge im Vorfeld eines Films zu monopolisieren“, sagt Kreye. Auch die „Zeit“, die wie der Tagesspiegel zur Verlagsgruppe Holtzbrinck gehört, bekam das zu spüren. Gerhart Baum (FDP), Ex-Innenminister, soll den Film für die „Zeit“ besprechen. Just Publicity wollte Baum aber erst keinen Zutritt zu einer Pressevorführung gewähren. Nun darf er doch kommen.

Es war einmal in Westdeutschland

FASZ vom 14. September 2008
(nicht frei verfügbar)

„Der Baader-Meinhof-Komplex“ Diese Frau brauchte mich ganz

Von Frank Schirrmacher

FASZ vom 14. September 2008

<http://www.faz.net/s/Rub8A25A66CA9514B9892E0074EDE4E5AFA/Doc-E17D2FD3C8B5340FBB7387FA49B48377F~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Man muss ja nicht mitmachen, wenn Stefan Aust heult. Jeder heult mit Gründen, und jeder heult für sich allein und bestimmt nicht auf Anordnung von Bernd Eichinger. Jetzt über den deutschen Terrorismus Tränen zu vergießen, käme reichlich spät. „Verschluckte Tränen“, wie der seinerzeit von der terroristischen Jugend sehr geliebte Fritz Zorn schrieb. Zorn starb mit einunddreißig Jahren, und nur der Kunstname blieb als ein Grabstein für ungelebte Wut, einer unter vielen, die den Friedhof der kollektiven Kuschtiere der siebziger und achtziger Jahre bevölkern: Protest, Revolution, Terror, Intensität, Phantasie, Charaktermasken, Warencharakter der Gesellschaft, Tränen und Repression. Man will da wirklich nicht mehr so gerne herumbuddeln. Nicht noch einmal in den pathetischen Muff von dreißig Jahren. Nicht nach all diesen Dokumentationen, Bekenntnissen, Beteuerungen. Nicht noch einmal dieser Gefühlsterrorismus. Die waren unzufrieden? Sind wir auch. Gelitten? Wir auch. Idealisten? Wir auch. Verletzt? Wir auch. Wütend? Sind wir selbst, ob mit Zielfernrohr oder ohne. Geschichte als Souvenir. Und wenn nicht gerade der rebellische ältere Kollege aus der „Zeit“ der heutigen Jugend fehlenden Charakter bescheinigt, taucht immer jemand auf, der was zu erzählen hat, über die „Leute“, die damals in Eschersheim die Gudrun und die Ulrike für eine Nacht usw. usw. Die oral history der RAF ist fest in der Hand von Souvenirhändlern, die sonderbarerweise alle aussehen - Haarverlust in Stirn- und Scheitelregion sind ineinander übergegangen, dafür fast schulterlanges Seitenhaar, festgewachsene Nickelbrille - wie der prominente Göttinger Politologe Franz Walter, der sich aktuell selbst allerdings, so ändern sich die Zeiten, nur zur Lage von Kurt Beck äußert. Zwar sehen viele aus diesem Milieu aus wie Walter, aber sie sind so natürlich nicht und reden ganz anders als er, meist in einer Mischung aus Heinrich-Böll- und Peter-Weiss-Kitsch; wer Näheres wissen will, google einschlägige Fachbegriffe (Widerstand, Protest, Aufstand, aufrecht) im Programm der Goethe-Institute 1974-1994. Nicht nur die RAF, auch die sie umgebende Kultur war voller, bis heute fortlebender, sehr verhängnisvoller Größenpathologien, sie reichten von den

Feuilletonredakteuren bis zu „Deutschland im Herbst“, von Fassbinder bis Schily und Ströbele, von Peter Schneider bis Peter Weiss. Erinnert sich noch jemand an den Reader „Anarchismus. Von Bakunin bis Baader“? Ein Titel, der, um Peter Hacks' in anderem Zusammenhang gebrauchtes Wort zu variieren, in dem gleichen Maße sinnreich ist wie: „Vom Montblanc zum Maulwurfshügel“. Der Trick war ebenso einfach wie erbärmlich und funktioniert bis heute: Nachdem im kulturellen Milieu bald auch der größte Narr von Revolution nicht mehr reden konnte, ohne sich lächerlich zu fühlen, ging es fortan immer nur um die Verzweiflung des in Wahrheit nie gewillten Revolutionärs an der in Wahrheit nie gewollten Revolution. Gebrochene Idealisten: unendliche Mengen, die nicht nur die Lehrerzimmer, Redaktionsstuben und vor allem die Schauspielensembles der Republik bevölkerten und abends beim Edelzwicker und in der Lederjacke taten, was seit der pragmatisch-phantasielosen Adenauer-Zeit in Deutschland nicht geschehen war: Sie vermischten Seelenleben und Innerlichkeit mit Politik und Gewalt.

Austs Tränen

So wie die Ziele des deutschen Terrorismus in neunzig Prozent seiner Lebenszeit unbestrittenerweise nur darin bestanden, Gefängnisinsassen zu befreien (um dann weiterzusehen), so ist die gesamte deutsche Revolutionsrhetorik der siebziger und achtziger Jahre nichts anderes als eine Rhetorik über die Verzweiflung an der Revolution, eine Rhetorik, deren Schwundstufen heute noch im deutschen Schlager überdauern („Ich will nicht!“ und vieles andere mehr). Die Rezeption des deutschen Terrorismus war Terror. Die Rezeption von rechts ebenso wie die von links, und dort vor allem jener Tugendterror, der jungen Menschen die Revolte verordnete wie heute der Berliner Rundfunk das Fröhlichsein.

Filmreif bis in den Tod

Und wer glaubt, die RAF-Faszination sei eine Spezialität der Linken gewesen, irrt. Wer zählt die Bürgerlichen, die sich zu vorgerückter Stunde raunend brüsteten, auch sie hätten in den sechziger Jahren auf Sylt durchaus mit der Meinhof usw. usw. Die RAF war stets eine Projektionsfläche für die Gewalt-, Sexualitäts- und Angstphantasien des Establishments. Lüge war das eine wie das andere. Nie mehr „Sand im Getriebe“-Reden von Leuten, die der Schmierstoff des Konformismus sind, nie mehr revolutionäres Mitleid mit den angeblich lethargischen Mittzwanzigern, kurz: keine Geschichten mehr vom Krieg. Gäbe es eine Rache der Rezeption, die RAF, die sich bis in den eigenen Tod filmreif stilisierte, hätte nichts anderes verdient, als dass sich der Kinosaal der Ewigkeit jeden Tag nur mit schniefenden popcornessenden Franz Walters nebst einigen „taz“-Redakteuren der zweiten Stunde füllt. Am besten, eine Empfehlung an Bernd Eichinger: gar keinen Film über die RAF. Die Sache ist so einfach: Mann/Frau - Waffe - Mord. Kann man in wenigen Strichen zeichnen. Wer die RAF und die Kultur der alten Bundesrepublik begreifen will, muss zurück vom Montblanc zum Maulwurfshügel und darf keine Cinemascope-Filme, sondern nur Daumenkino machen.

Auf wen man nicht bauen kann

Und nun weint ausgerechnet Stefan Aust und sagt das auch noch. Und man selbst sitzt mutterseelenallein ohne Franz Walters beruhigende Glossen und ohne Popcorn in einem Kino, im Kopf den fertigsten und abturnendsten Film aller Zeiten, zusammengeschnitten aus allen Informationen der letzten Jahrzehnte. „In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen“, will man im Geist Herrn Eichinger zurufen, der auf Lob spekuliert und andernfalls angeblich auch unangenehm werden kann, der populärste Satz, mit dem wildgewordene Pfarrer damals Revolution machten, das „nicht“ übrigens kursiv gedruckt. Brecht, von dem er stammte, hatte ihn auf seine Frauen bezogen, und deshalb würde ihn heute auch wiederum Eichinger eher verstehen als die Pfarrer. Aber weil Angehörige unserer Nach-RAF-Generation nicht so auf Protest stehen und der direkten Konfrontation aus dem Weg gehen, sagt man es nicht.

Ensslins Augenbrauen

„Oh Lord, won't you buy me a Mercedes-Benz!“ Janis Joplin, erster Satz. Letzter Satz, nach fast zwei Stunden, deutsch, Mohnhaupt: „Hört auf, sie so zu sehen, wie sie nicht waren!“ Dazwischen die Geschichte. Ihr materieller Gehalt, die pure Ausstattung, die Bemalung der Leinwand ist enorm: totale Identität von Darstellung und Dargestelltem, Sieg der Maske und des Klonens, eine fast genetische Reproduktion der siebziger Jahre und ihrer Protagonisten. Eichinger und sein Regisseur Uli Edel befehligen eine ganze Armee von Fabrikanten, die gewissermaßen den Montblanc mit Pappmaché wieder aufbauen, die verhassten siebziger Jahre bis zu jedem Schnürsenkel, bis zu jedem Clark's-Boot, bis zu jeder Fransenjacke wiederherstellen. Sie sind ganz stolz auf ihre Exaktheit, und es ist, von der Augenbrauenpartie der Ensslin bis hin zum Redefluss des Rudi-Dutschke-Klons, den Sebastian Blomberg spielt, einfach nur perfekt. Das Audimax mit seinen Hunderten tobenden Studenten ist reine Wirklichkeit. Sie können jeden kopieren, denkt man, wenn man das sieht, wie Dutschke gemacht ist. „Gemacht“ sind auch Ensslin, Meinhof, Baader und Raspe. Gemacht in der Weise, dass ihren filmischen Reproduktionen ein fast unmerklicher sciencefictionhafter Schimmer anhaftet, als würden die Figuren durch ein Aquarium oder durch eine glasklare, nur an den Rändern spürbare Wasseroberfläche beobachtet. Das macht den Film so sonderbar cool und modern.

Minimale Verfremdung

Uli Edel hat in den Prospekt der Vergangenheit Ausschnitte gerissen, in die Moritz Bleibtreu, Martina Gedeck oder Johanna Wokalek, die Geburtsjahrgänge 1961 bis 1975, immer auch ein bisschen als Figuren der Zukunft eintreten können. Das ist keine Dokumentation und kein Historienfilm. Das Ganze hat etwas von Paralleluniversum und also die Kraft, seine eigene Zeit zu setzen, und womöglich die Kraft, die gesamte RAF-Rezeption auf eine neue Grundlage zu stellen. Von allem, was Filmer sagen, hat Truman Capote einmal geschrieben, meinen sie nur vierzig Prozent. Eichinger und Edel sagen mit jeder Silbe einhundertzehn Prozent. Hundert Prozent dienen der totalen Imitation des Vergangenen, bis hin zu Details, die niemand (nicht einmal Aust) kennt und die kein Zuschauer begreift, die Tiger-Aufkleber etwa, die das geheime Erkennungszeichen der RAF an die Polizei waren und die im Film ebenso geheim bleiben wie in der Wirklichkeit. Die zehn Prozent aber dienen dazu, den realistischen Film künstlich zu machen - ein minimaler Verfremdungseffekt, nichts anderes als ein sanftes Kräuseln auf der filmischen Oberfläche, aber eines von der Art, das Strudel anzeigt, den Sog, der einem die Füße unter dem Boden wegrißt.

Es bricht das Herz

Das Gefühl, das sich einstellt, kann man auf Deutsch nicht gut, besser aber in der Sprache Janis Joplins benennen: „heartbreaking“. Dieser Film macht seinen Zuschauer sehr empfindlich, auch das Licht in ihm ist sonderbar, leicht blendend, wie die Morgensonne nach der Rekonvaleszenz. „Heartbreaking“ gegen eigenen Willen und eigene Absicht und ohne, um das gleich an die Adresse konservativer Sittenpolizisten zu sagen, die Täter gegen die Opfer auszuspielen. Furchtbar und böse ist diese Welt samt der Trittbrettfahrer, die sich mit Raspe-Monologen noch jahrelang an den Trend der „Intensität“ dranhängen. Schrecklich und mitleiderregend das Leid der Opfer. Aber zu sehen, wie Ulrike Meinhof allmählich zu begreifen beginnt, was mit ihr geschieht, zu sehen, wie Martina Gedeck dieses langsame und in Wahrheit zutiefst von der eigenen Angst verängstigte Erwachen spielt, ist sehr unangenehm für den Betrachter, der sein Urteil sich schon gebildet hat und sich nun korrigieren muss.

Ein neuer Typ Frau

Überhaupt die Frauen. Mag die Filmkritik darüber entscheiden, wie gut dieser Film ist. Ästhetisch gelingt ihm, in die ausdifferenzierte Literaturgeschichte einen neuen Typus von Frauen einzuführen. Gedeck als Meinhof, Nadja Uhl als Brigitte Mohnhaupt und vor allem Johanna Wokalek als Gudrun Ensslin findet man in der von Ottilien und Melusinen

wimmelnden deutschen Phantasiewelt überhaupt nicht. Gudrun Ensslin zählt in ihrem Hass und ihrer Mordbereitschaft zu den rätselhaftesten Figuren der RAF. Johanna Wokalek gelingt ein atemberaubender Transformationsprozess. Die Rolle scheint sie bei fast totaler Selbstaufgabe sich angeeignet zu haben. Die Hungerstreikdiät, der die Schauspielerinnen während des Drehs unterworfen waren, hätten geholfen, sagt sie im Gespräch mit Katja Eichinger. „Diese, wie mir scheint, komplizierte Frau, brauchte mich ganz“, sagt sie mit Blick auf die Identifikation. Wokalek, denkt man, ist nach dieser Rolle eine große Schauspielerin. Und Eichinger und Stefan Aust sind die besten Drehbuchautoren: die Idee Horst Herold (den Bruno Ganz genial spielt) zur Instanz der Deutung, die Polizei zum Hermeneut eines irrsinnigen Kommunikationsprozesses zwischen Staat und Terroristen zu machen, ist bestechend.

Ein Kampf um Heim und Herd

Terrorismus ist Kommunikation mit echten Toten. Terrorismus lebt aus der Wut, aber es ist eine Wut, die Zuschauer braucht. In der Vergangenheit hat er es geschafft, uns alle zu Zuschauern in der Wirklichkeit zu machen. Und nun, zu Zuschauern unserer selbst als Zuschauer des Terrors? Mag sein, so tautologisch das manchem klingen mag. Dann wäre dieser Film auch eine Heilung, eine Reduktion zumindest der Überinformation in unserem Kopf. In der Welt, in der wir leben, ist nichts so gefährlich wie geschlossene Weltbilder. Man lernt sein Leben nur noch durch ständigen Wechsel in Paralleluniversen.

Sie haben sich grausam getäuscht. Sie waren die Staatsfeinde und wurden sich in ihrem fixierten Universum selber zu kleinkarierten, eifersüchtigen, liebessüchtigen Gegnern. Natürlich sind die sexuellen Hörigkeitsstrukturen vor allem zwischen Baader und Ensslin seinerzeit weder dem Boulevard noch dem BKA entgangen. Aber erst jetzt, durch Objektivierung durch die Kunst und die totale Logik der Erzählung, erkennt man, wie sehr die zweite, die Stammheim-Phase des Terrorismus auch nichts anderes als ein spießiger Kampf um Heim und Herd war. Die Botschaft lautet: Terror ausschließlich zwecks Befreiung der Eingeschlossenen im Stammheim-Bunker, Erhöhung des Drucks auf die kämpfende Truppe durch Selbstmorddrohung, letztes Aufgebot aller verfügbaren Reserven (in Mogadischu und bei Schleyer) für letzten Befreiungsschlag, das hohe Paar, das schließlich gemeinsamen Selbstmord begeht - das alles klingt wie die Travestie auf die Bunkerdämmerung von 1945.

Ein Film über die Liebe

Es gibt ein Kassiber von Ensslin an Baader, in dem sie „dem Kameraden“ Kinder und ein Heim verspricht. Nach der erfolgten Verurteilung wären die Gefangenen auf verschiedene Gefängnisse verlegt worden, und Baader und Ensslin hätten sich so lange nicht gesehen, wie lebenslang dauert. Diese nie ausgesprochene, weil bürgerliche Perspektive muss entsetzlich gewesen sein. Nicht Politik, die sowieso nicht mehr formuliert wurde, sondern gemeinsame Haushaltsführung war am Ende der Grund für den Terror.

Diese einander selbstzerstörerisch liebenden Menschen haben, wie der Film zeigt, eine alles entscheidende falsche Grundannahme formuliert. „Die politische Macht kommt aus den Gewehrläufen“, schrieb Meinhof zur Begründung des politischen Kampfes. Aber das ist selbst bürgerlicher Selbstbetrug. Die schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts, Hitler an erster Stelle, hatten die unbegreifliche Liebe der Menschen auf ihrer Seite, sie wurden herbeigewünscht, nicht gefürchtet, und ihre Taten verübten sie oft mit der grenzenlosen Liebe ihrer Anhänger, die noch die schlimmsten Taten rechtfertigten. Diese Pathologie zu verstehen, dafür bietet Eichingers und Austs Werk eine Chance.

„Der Baader-Meinhof-Komplex“ ist ein Film über die Liebe.

Premiere für "Der Baader Meinhof Komplex"

Der Tagesspiegel vom 15.9.2008

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/kino/RAF-Kino-Baader-Meinhof;art137,2615136>

Am Dienstagabend ist Premiere der RAF-Verfilmung "Der Baader Meinhof Komplex" nach Stefan Aust. Der Film erzählt die Geschichte der Rote Armee Fraktion (RAF), besetzt mit deutschen Stars wie Moritz Bleibtreu, Martina Gedeck und Bruno Ganz.

Das RAF-Drama "Der Baader Meinhof Komplex" wird am Dienstagabend um 20 Uhr in München uraufgeführt. Zu der Premiere im Mathäser Filmpalast werden neben Produzent Bernd Eichinger und Regisseur Uli Edel zahlreiche Stars aus dem deutschen Filmgeschäft erwartet - unter ihnen die Hauptdarsteller Martina Gedeck, Moritz Bleibtreu, Johanna Wokalek, Bruno Ganz, Nadja Uhl oder Jan Josef Liefers. Für Aufsehen hat Regisseur Edel am Wochenende mit Äußerungen gesorgt, wonach er aus Gesprächen mit Ex-RAF-Terroristen wisse, wer 1977 Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer wirklich erschossen habe. Da er dies aber nicht beweisen können, habe er dieses Wissen nicht verwendet, sagte Edel dem Nachrichtenmagazin "Focus". Die Verfilmung des gleichnamigen Buchs von Stefan Aust über die Rote Armee Fraktion hat sich neben vier anderen Filmen um die deutsche Kandidatur für den Auslands-Oscar beworben. Der deutsche Beitrag wird am Tag der Premiere des "Baader Meinhof Komplex" von German Films bekannt gegeben. Der ehemalige "Spiegel"-Chefredakteur Aust, der als Berater an dem Film mitgewirkt hat, wird ebenfalls bei der Uraufführung in München erwartet. Am 25. September läuft "Der Baader Meinhof Komplex" bundesweit in den Kinos an. Zuvor gibt es weitere Premierenveranstaltungen am Mittwoch (17. September) in Berlin und am Sonntag (21. September) in Köln. (saw/ddp)

Fernsehkritik: Beckmann

Das Biolek-Missverständnis

Von Peer Schader

FAZ 16. September 2008

<http://www.faz.net/s/Rub475F682E3FC24868A8A5276D4FB916D7/Doc~E95406303ABC44577A2D10FC9C22AED27~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Das hat er sich früher die ganze Zeit anhören müssen: Dass er so „unjournalistisch“ fragt. Seine Gäste nie in die Zange nimmt. Keine Geständnisse aus ihnen herauspressen will, wie das richtige Journalisten getan hätten. Leichtes Geplauder haben sie ihm immer vorgeworfen, und dass er sich mit seinem Gegenüber nie kritisch auseinandersetzen wollte, selbst wenn da Politiker saßen wie Franz Josef Strauß oder Wladimir Putin. Egal. Putin würde er heute nicht mehr einladen, sagt Alfred Biolek. „Da wäre ich vorsichtiger.“ Der sei zwar ein sympathischer Kerl, aber was er da in Russland veranstalte, das könne ja keiner mehr so richtig durchblicken. „Ich habe die Politiker immer als Menschen eingeladen“, rechtfertigt sich der Talkmaster, der keine Talksendung mehr hat, am Montag noch einmal - in einer Talksendung. Wobei: Es ist ja nicht unjournalistisch, Menschen zu ihrem Leben zu befragen. Es ist auch nicht unjournalistisch, freundlich zu ihnen zu sein. Es ist nicht mal unjournalistisch, die kritischen Fragen wegzulassen, um die Stimmung nicht zu verderben - das ist bloß ab einem gewissen Punkt unfair gegenüber dem Publikum, das sich dafür vielleicht interessiert hätte. Man muss nicht mit jedem Politiker in die Abgründe der Politik abtauchen, aber einen Menschen in einer Talkshow kennenzulernen heißt doch nicht, ihn bloß von seiner Schokoladenseite betrachten zu dürfen. Das hat Alfred Biolek, der

„Grandseigneur unter den Moderatoren“, wie Reinhold Beckmann ihn zu Beginn der Sendung vorstellte, auch Jahre nach dem Ende seines Talks „Boulevard Bio“ nicht verstanden. Und Beckmann hat versäumt, ihn darauf hinzuweisen. Vermutlich absichtlich. Ein Streitgespräch zwischen Biolek und Beckmann - das hätte ja nun wirklich niemand sehen wollen.

Der Mensch in der Berühmtheit

Wahrscheinlich fühlt Beckmann sich genauso missverstanden wie Biolek. Manchmal will er beweisen, dass er hart nachfragen kann, aber die meiste Zeit sitzt er Gästen gegenüber, die nicht befürchten müssen, das plötzlich die problematischen Punkte ihrer Karriere zur Sprache kommen, sondern sich darauf verlassen können, von Beckmann mit Stichpunkten verständnisvoll durch ihr Leben geleitet zu werden. Wie Biolek. Und uninteressant war das ja auch nicht, als dieser von der Flucht seiner Familie aus der Tschechoslowakei erzählte, der Ankunft in Bayern, dem konservativen aber dennoch aufgeschlossenen Elternhaus, der Zeit beim Fernsehen und den Plänen für die Zeit danach, die längst begonnen hat. Beckmann bereitet sich gut vor auf seine Gäste (oder: er lässt seine Redaktion sich gut vorbereiten), steckt Merkzettel in die Bücher, die sie geschrieben haben, und man weiß nie so ganz: hat er sie wirklich gelesen? Wahrscheinlich würde Reinhold Beckmann von sich behaupten, er interessiere sich für die Menschen in den Berühmtheiten und müsse deshalb nicht kritisch sein. Mag sein, dass dieses Konzept bei Biolek aufgegangen ist. Bei „Beckmann“ scheitert es immer wieder, und der Moderator scheitert mit. Diese Talkshow entfernt die Gäste von ihrem Publikum anstatt sie näher zu ihm hinzurücken durch persönliche Geschichten, Anekdoten, Erlebnisse, Meinungen. Sie entfernt sie, weil der Moderator es zulässt, dass seine Gäste mit unwidersprochenem Unsinn, hochgestochenen Anspruchsformulierungen, artikuliertem Gutmenschentum, esoterischer Wichtigtuerei und Aberglaube den Abend gestalten können, ohne dass Beckmann eingreift.

Wir brauchen neue Superlative

Die Schauspielerin Nadja Uhl war eingeladen, um über ihre Rolle als RAF-Terroristin im neuen Bernd-Eichinger-Film „Der Baader-Meinhof-Komplex“ zu sprechen, und erzählte, dass sie zur gleichen Zeit als Stewardess in der entführten Landshut für den ARD-Film „Mogadischu“ vor der Kamera stand. Das seien „psychologische Grenzbereiche“, die man mit so einer Doppelrolle erfahre, eine „berufliche und menschliche Gratwanderung“, behauptete Uhl. Ach, die Ärmste. Opfert sich auf für uns, die Zuschauer, quält sich damit herum, sich in Menschen hineinzudenken, die keine Grenzen mehr kennen, und andere, die dadurch großes Leid erfahren haben. Aber dass sowas eine „berufliche und menschliche Gratwanderung“ sein kann, können wohl bloß Schauspieler verstehen. Sollen diejenigen, denen im Leben wirklich etwas zugestoßen ist, sich doch bitteschön neue Superlative ausdenken. Gut, dass Uhl am Tisch die Hollywood-Schauspielerin Shirley MacLaine gegenüber sitzen hatte, die etwa in ähnlichen Sphären schwebte, und nachdem sie ihre Abscheu gegenüber George W. Bush („Warum verdienen wir ihn?“) artikuliert hatte, direkt mit den Außerirdischen weitermachte. Den Außerirdischen, die schon seit Jahrzehnten Menschen in ihre Ufos holen, um ihnen die Welt von oben zu zeigen und sie zu warnen, wie der Planet zerstört werde. Vielleicht hätte den Außerirdischen mal einer sagen können, dass man sowas auch prima in Google Maps sieht, da würden die sich nämlich eine Menge Zeit sparen. MacLaine ließ sich jedoch nicht davon abbringen (es hat ja auch keiner versucht): „In Peru habe ich sie die ganze Zeit am Himmel gesehen.“ Ach was? Wie interessant.

Kein Ufo weit und breit

„Die Deutschen sind immer so wissenschaftlich“, beschwerte sich MacLaine und forderte: „Einfach mal offen sein.“ Die Frage ist bloß, ob man sich die amerikanische Politik von einer

älteren Dame erklären lassen will, die den Umweltschutz in die Hände extraterrestrischen Lebens legt und ihren eigenen Ufo-Schmuck herstellt, der eine „Himmelszunge an der Fingerspitze“ ist, im „heiligen geometrischen Design“, an dessen „Heilfähigkeit“ es durch die „Frequenz der Farbe“ keinen Zweifel gibt. Auch für Beckmann nicht. Nachher erzählte Nadja Uhl MacLaine noch von dem alten Haus, das sie mit Freunden erworben hat, um dort ein Generationen-Wohnprojekt zu verwirklichen, einen „Ort besonderer Energie“: „Das Haus wird sich die richtigen Leute suchen“, versicherte Uhl. Männer verstünden das nicht, lachten die beiden dann zusammen. Und die Männer lachten mit. Zuhause vor dem Fernseher wünschte man sich in diesem Moment ein paar Außerirdische herbei, denen man erklärt hätte, dass das mit dem Umweltschutz zwar wichtig sei, sie aber auch fragen würde, ob sie nicht etwas dagegen unternehmen könnten, dass im deutschen Fernsehen jeder Talkgast den größten Unsinn ausbreiten kann, ohne dabei vom Moderator gestoppt zu werden. Aber da war nichts. Kein Ufo weit und breit.

"DER BAADER MEINHOF KOMPLEX"

Promiandrang bei der Premiere

ler/dpa/ddp

SPIEGEL-ONLINE vom 16.9.2008

<http://www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,578634,00.html>

Getümmel auf dem Roten Teppich: Mit viel Prominenz aus Film und Fernsehen hat in München der heiß diskutierte Film "Der Baader Meinhof Komplex" seine Weltpremiere gefeiert. München - Promigedränge vor dem Mathäser Filmpalast. Als Ehrengäste waren unter anderem geladen: Regisseur Uli Edel, Produzent und Drehbuchautor Bernd Eichinger und die Hauptdarsteller Moritz Bleibtreu, Martina Gedeck, Johanna Wokalek, Nadja Uhl und Bruno Ganz. Zudem Heino Ferch, Katharina Wackernagel, Nadja Uhl, Stipe Erceg. Edel sagte, er erhoffe sich lebhaftige Diskussionen auf einer neuen Ebene. "Der Film soll im Kopf des Zuschauers weiter gehen", sagte er. Gedeck, die im Film die Terroristin Ulrike Meinhof spielt, betonte: "Ich glaube, dass der Film zeigt, was es war - ein schreckliches Blutbad und eine Sackgasse." Der Film beginnt mit den Studentenprotesten Ende der sechziger Jahre und endet mit der Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer 1977 auf dem Höhepunkt des Terrors im "Deutschen Herbst". Im Kino läuft er bundesweit am 25. September an. Nach Ende der Uraufführung schwieg das Publikum zunächst betreten. Erst mehrere Minuten nach dem bedrückenden Filmende mit der Ermordung des Arbeitgeber-Präsidenten Hanns Martin Schleyer brandete erster Beifall auf. "Es war ein tougher Film zu machen, aber ich glaube, wir haben es ganz gut hingekriegt", sagte Eichinger im voll besetzten Kinosaal. Der langjährige SPIEGEL-Chef Stefan Aust zeigte sich sehr angetan von der Verfilmung seines Buches. "Der Film ist wahnsinnig nah am Buch und damit auch sehr nah an der Realität", sagte er. Angst, mit dem Streifen über die Bluttaten der Roten Armee Fraktion (RAF) bei den Opfern und ihren Angehörigen alte Wunden aufzureißen, hat er aber nicht. "Ich glaube, dass wir gerade den Opfern in diesem Film gerecht werden, indem wir zeigen, was Terrorismus ist, wie er aussieht: dass sich Leute anmaßen, Typen in die Luft zu sprengen, und in Wirklichkeit trifft es reale Menschen." Nach der Premiere des zweieinhalbstündigen Films waren die Gäste zu einem Empfang im Münchner Haus der Kunst geladen. Der Film hatte bereits in den vergangenen Tagen für große Diskussionen gesorgt. Wenige Stunden vor der Premiere hatte German Films den Streifen als deutschen Kandidaten ins Rennen um den Oscar für den besten nichtenglischsprachigen Film geschickt. Aufsehen hatte auch Regisseur Edel mit der Behauptung gesorgt, Ex-Terroristen hätten ihm die Namen der Mörder des früheren Arbeitgeber-Präsidenten Hanns Martin Schleyer verraten - und damit eines der letzten noch ungelösten Rätsel um die RAF.

German "Baader Meinhof Komplex" in Oscar race

By Scott Roxborough

Reuters vom 17. September 2008

<http://uk.reuters.com/article/oilNews/idUKN1641564220080917>

COLOGNE, Germany (Hollywood Reporter) - The terrorist drama "Der Baader Meinhof Komplex" is Germany's official entry for the 2009 foreign-language Oscar race.

"Baader Meinhof" traces the bloody rise and fall of left-wing terrorist group the Red Army Faction, also known as the Baader Meinhof gang, which carried out bombings, kidnappings and assassinations in the 1970s and '80s in an attempt to topple the German state.

Directed by Uli Edel ("Body of Evidence"), the film stars a who's who of German cinema including Martina Gedeck ("The Lives of Others"), Moritz Bleibtreu ("Adam Resurrected"), Johanna Wokalek ("Barefoot") and Bruno Ganz ("Downfall").

The movie hits German theaters September 25.

The Academy of Motion Picture Arts and Sciences will announce the five nominees for best foreign-language film January 22. The 2009 Oscars are set to take place February 22.

Germany won the foreign-language Oscar two years ago with "The Lives of Others," which revolved around the East German secret police.

Austria, last year's winner for "The Counterfeiters," added another German-language entry to the mix Tuesday, submitting "Revanche," Gotz Spielmann's unconventional story of guilt and revenge.

Also joining the race were Jan Troell's "Everlasting Moments," which will represent Sweden, Bruno Barreto's hijack drama "Last Stop 174" from Brazil, and Belgian filmmaker Bouli Lanners' melancholy road movie "Eldorado."

Other recent films bidding for Oscar nominations include Yojiro Takita's "Departures" (Japan), Dante Nico Garcia's "Ploning" (Philippines), Wei Te-sheng's "Cape No. 7" (Taiwan) and Kim Tae-gyun's "Crossing" (South Korea).

Her mit dem Geld - das ist unsere Geschichte!

Der Baader-Meinhof-Film von Uli Edel und Bernd Eichinger hat viele Vorgänger

Josef Schnelle

Berliner Zeitung vom 17.9.2008

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2008/0917/feuilleton/0002/index.html>

Nur die Heimatfilme und Filme zum Nationalsozialismus sind noch "deutscher" als jene Filme, die sich mit der westdeutschen Terroristenszene der 1970er-Jahre beschäftigen. Zwar

gibt es auch in Italien Filme über die "Roten Brigaden" und in den USA einzelne Filme über die "Weathermen". Aber nur in Deutschland hat sich daraus fast so etwas wie ein eigenes Genre entwickelt, das nun in einem 150-minütigen Spektakel mit dem Titel "Der Baader Meinhof Komplex" mündet. Dieser Film basiert auf dem gleichnamigen Sachbuch des ehemaligen Spiegel-Chefredakteurs Stefan Aust, und er ist - unter der Regie von Uli Edel, produziert und geschrieben von Bernd Eichinger - gewissermaßen der Hybrid des Genres, der mit einem gewaltigen Staraufgebot von Martina Gedeck als Ulrike Meinhof bis Moritz Bleibtreu als Andreas Baader zeigen will, "wie es wirklich war". Ob das in einem Spielfilm überhaupt möglich ist und ob es tatsächlich ein großes Publikum interessiert, darüber werden die Zuschauer in den nächsten Wochen entscheiden; "Der Baader Meinhof Komplex" kommt am 25. September in die Kinos. Doch schon jetzt ist klar, dass die Produktionsfirma Constantin mit diesem zeithistorischen Panoramafilm an den Erfolg von "Der Untergang" über die letzten Tage Adolf Hitlers anknüpfen möchte. Darauf verweisen schon die Umstände der Pressekampagne zum Film, die von viel Nervosität und hohem Pokereinsatz zeugen: Erst nach der Vorpremiere in München am 16. und in Berlin am 17. September sollte filmkritisch berichtet werden dürfen. Doch der Spiegel, die Bildzeitung und die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung "frühstückten" das Thema schon mal "ab" - mit Artikeln, die zwar vom medialen Knalleffekt dieser Kinoproduktion profitieren wollen, aber auf eine filmkritische Komponente weitgehend verzichten. Schließlich wurde für den Fall eines Bruchs des "Embargos" mit einem satten Strafgeld von 50 000 Euro für den Autor und weiteren 50 000 für das Medium gedroht.

Der erste RAF-Film entstand schon, da gab es die Baader-Meinhof-Gruppe noch gar nicht, aber der inoffizielle Gründungsakt, die noch dilettantisch ausgeführte Frankfurter Kaufhausbrandstiftung war schon geschehen. Klaus Lemke drehte 1968 "Brandstifter" mit Margarethe von Trotta und Iris Berben in Hauptrollen. Einige Zeit später bekam der Regisseur Besuch: "Das ist unsere Geschichte - her mit dem Geld!" raunten ein paar Gestalten, die inzwischen in den Untergrund abgetaucht waren und offensichtlich ein unromantisches Verhältnis zu ihrer eigenen Geschichte pflegten. So etwas ist bisher nicht wieder vorgekommen, und auch Stefan Aust hat wohl keinen Besuch von pensionierten Terroristen der "dritten Generation" zu befürchten, die Geld von ihm verlangen. Bei Aust würde es sich besonders lohnen, denn schon für den Berlinale-Sieger "Stammheim" von Reinhard Hauff hatte 1986 "Der Baader Meinhof Komplex" als Materialsammlung und Vorlage gedient. Sophia Loren protestierte damals heftig gegen die Entscheidung ihrer eigenen Jury, den Goldenen Bären für Hauffs Film. Das Prozessdrama "Stammheim" klagte nicht die Terroristen an, sondern den Staat, der sie verfolgte. In den meisten Filmen, die sich mit der RAF befassen, geht es indes viel mehr um das Klima der "bleiernen Zeit" - so auch der Titel eines Films über die Ensslin-Schwester, den Margarete von Trotta 1981 drehte -, um die Atmosphäre in den 70er-Jahren also, in der weite Teile der westdeutschen Linken sich bei der Jagd auf die RAF mitverfolgt fühlten. Volker Schlöndorff beschrieb 1975 in "Die verlorene Ehre der Katharina Blum" nach einer Vorlage von Heinrich Böll, wie man unschuldig in das Netz der Rasterfahndung geraten konnte. Noch "Deutschland im Herbst", an dem die Elite des Neuen Deutschen Films (Alexander Kluge, Volker Schlöndorff, Rainer Werner Fassbinder, Edgar Reitz, Alexander von Eschwege) 1978 zusammenarbeitete, will angesichts der Selbstmorde von Andreas Baader und Gudrun Ensslin ein Solidaritätspamphlet sein - Solidarität nicht mit den Morden der RAF, aber eine Anklage der staatlichen Brutalität in Form der "Isolationsfolter". Volker Schlöndorffs "Die Stille nach dem Schuss" aus dem Jahr 2000 erzählte dann die Geschichte der von der Staatssicherheit mit einem neuen Leben in der DDR versorgten Aussteiger aus dem Terrorismus; Wolfgang Kohlhaase schrieb das Drehbuch. Dieser Film beschrieb seine Heldinnen als irreführende Idealisten. Das sind sie auch noch bei Christian Petzold in "Die innere Sicherheit" (2001). Doch diesen Regisseur interessiert eigentlich eher das geschlossene System des Untergrunds, in dem ein Elternpaar lange nach dem Ende des "deutschen Terrorismus" seine pubertierende Tochter eingesperrt hat. In vielen Szenen kommt Petzold der Paranoia der Untergetauchten näher als alle Filmversuche, die sich an den Dokumenten des "Deutschen Herbstes" entlanghangeln. Einen sehr umstrittenen Beitrag zum Genre lieferte Christopher Roth 2002 mit "Baader" ab. Sein auf den "radikalen Schick" eines

Gangstermelodrams zugespitzter Film gönnt Andreas Baader den Tod im Kugelhagel der Polizei, den er sich anstelle des tatsächlichen verzweifelten Selbstmords in der Zelle gewünscht haben soll. Zumindest die Terroristen der ersten Generation hatten bei ihren Aktionen mit schnellen Autos und Waffenfetischismus filmische Vorbilder im Sinn, etwa das Gangsterpärchen "Bonny and Clyde" aus Arthur Penns Film von 1967 oder die vergnügt Bomben werfenden Brigitte Bardot und Jeanne Moreau aus Louis Malles "Viva Maria" (1965). Manche Italowestern jener Zeit wirken wie verfilmte oder vorweggenommene RAF-Manifeste und waren in den 1970ern die Hits westdeutscher Programmkinos. Zumindest die Selbststilisierung der Terroristen kommt aus dem Kino - in das sie nun wieder zurückstrahlt mit dem "Baader Meinhof Komplex".

Das Kino und die RAF Der Rainer-Werner-Fassbinder-Komplex

Text: F.A.Z.

FAZ vom 17. September 2008

<http://www.faz.net/s/Rub8A25A66CA9514B9892E0074EDE4E5AFA/Doc-E296EB97379164165985EF0B6FC66ED17~ATpl~Ecommon~Sspezial.html>

17. September 2008 „Deutschland im Herbst“ hieß ein Gemeinschaftsprojekt des Neuen Deutschen Films, in dem sich seine bekanntesten Regisseure auf dem Höhepunkt des Terrorismus mit den Ereignissen des Herbstes 1977 auseinandersetzen, unter ihnen Fassbinder, Schlöndorff, Kluge und Reitz.

Daran angelehnt haben einige der bekanntesten deutschen Regisseure der Gegenwart beschlossen, in „Deutschland 09“ den Zustand des Landes heute aufs Korn zu nehmen. Ihr Episodenfilm wird nächstes Jahr fertig. Wir haben fünf von ihnen gebeten, sich mit den Arbeiten ihrer Vorgänger auseinanderzusetzen - auch um anlässlich des Starts von „Der Baader-Meinhof-Komplex“ (siehe: [Befreiung von der Erziehungsdiktatur: Bernd Eichingers „Der Baader-Meinhof-Komplex“](#)) nächste Woche seine filmischen Vorläufer in Erinnerung zu bringen.

An „Deutschland im Herbst“ (1978) beteiligten sich die Regisseure Alf Brustellin, Hans Peter Cloos, Rainer Werner Fassbinder, Alexander Kluge, Beate Mainka-Jellinghaus, Maximiliane Mainka, Edgar Reitz, Katja Rupé, Volker Schlöndorff, Peter Schubert und Bernhard Sinkel, am Drehbuch wirkten außerdem Heinrich Böll und Peter F. Steinbach mit.

Zum Team von „Deutschland 09“ gehören Fatih Akin, Wolfgang Becker, Dominik Graf, Sylke Enders, Romuald Karmakar, Nicolette Krebitz, Isabelle Stever, Hans Steinbichler, Tom Tykwer und Hans Weingartner.

Heimweh nach klaren Grenzen

Neele Leana Vollmar über "Friedliche Zeiten", das Jahr 1968 und das deutsch-deutsche Trauma.

Von Susanne Hermanski

SZ vom 18. September 2008

<http://www.sueddeutsche.de/muenchen/848/310776/text/>

Heute läuft Neele Leana Vollmars Film "Friedliche Zeiten" an; nächste Woche startet "Der Baader Meinhof Komplex". Beide Filme beschäftigten sich mit dem Jahr 1968, beide sind

nach Buchvorlagen entstanden, doch könnten sie kaum unterschiedlicher sein. Während der eine die Geschichte der RAF in aller Härte zeigt, erzählt Vollmar in einer Flüchtlings-Familiengeschichte ein ganz anderes, deutsch-deutsches Trauma. Und noch dazu in Form einer im besten Sinne nostalgischen Komödie. In deren Mittelpunkt stellt die erst 29-jährige Münchnerin ("Urlaub vom Leben") Irene Striesow (Katharina Schubert), die mit Mann Dieter (Oliver Stokowski) und Kindern 1961 in den Westen geflohen ist. Doch statt wie ihre spießigen Nachbarn die "Friedlichen Zeiten" und den neu gewonnen Wohlstand zu genießen, erwartet die vom Heimweh geplagte Irene stündlich den Ausbruch des Dritten Weltkriegs - oder wenigstens, dass ihr lebenslustiger Mann sie betrügt.

SZ: Wie stießen Sie auf den Stoff?

Neele Leana Vollmar: Meine Produzentin Caroline Daube hat mir auf einer Autofahrt Birgit Vanderbekes "Friedliche Zeiten" vorgelesen. Da kamen wir gerade von Ruth Toma ("Emmas Glück", Anm. d. Red.), mit der wir als Drehbuchautorin unser nächstes Projekt machen wollten. Caro und ich haben den ganzen Weg von Köln nach München Tränen gelacht. Uns hat der Humor des Buches ungeheuer gefallen und die Naivität der Kinder, die darin die Welt erklären.

SZ: Es gibt mittlerweile einige Filme, die sich mit DDR-Schicksalen befassen. Sie zeichnen die Psychologie ihrer Figuren, als hätten Sie einen besonderen, autobiographischen Zugang zum Thema. Andererseits sind Sie aus Bremen und waren erst elf alt, als die Mauer fiel?

Vollmar: Meine Mutter kommt aus dem Osten. Sie ist im Chemnitz geboren und ist mit ihrer Familie 1961, genau wie die Striesows, mit nur einer Tasche in der Hand in den Westen gekommen. Die DDR war immer Thema. Und ich weiß noch haargenau, wie meine Mutter an dem Abend, als die Mauer gefallen ist, auf den Sofa Rotz und Wasser geheult hat.

SZ: Meine hat 1958 mit meiner Oma "rüberjemacht". Schätzen Sie die starke emotionale Komponente ihres Films?

Vollmar: Mir war wichtig, diese Heimatlosigkeit zu zeigen, die Irene wie viele ihrer Generation plagte. Irene ist einfach eine Frau, die jene Sicherheit sucht, die viele in der DDR empfunden hatten. Sie hegt viele Zweifel an den Dingen. Deshalb fühlt sie sich am wohlsten, wenn sie die Türen und Fenster verrammelt und ihre Kinder eng um sich schart.

SZ: Interessant ist auch die Ambivalenz dieser Frau. Sie ist ungeheuer schön mit ihren immer wieder neu aufgetupierten, goldblonden 60er-Jahre-Frisuren - und doch funktioniert sie im Alltag zunehmend weniger...

Vollmar: So wenig, dass sich ihre eigenen Kinder schließlich für sie verantwortlich fühlen. Da nehmen ihre beiden Töchter das Ruder in die Hand und sagen: "So, jetzt kümmern wir uns darum, dass unsere Mutter entgegen ihrer ständigen Ankündigung nicht jung stirbt!"

SZ: Sie haben eine untypische Sicht auf das Jahr 1968 gewählt, warum?

Vollmar: Wir fanden es spannend, mal die muffigen Sechziger zu zeigen und nicht die coolen Leute im Aufbruch. Es gibt eine Szene, da sehen die Kinder im Fernsehen die Studentenrevolte, fragen aber verständnislos: "Was ist das denn?" Unser Anhaltspunkt war dagegen der Prager Frühling. Als Irene die Russenpanzer sieht, rast sie in Panik los und will samt Kindern in die Donau fahren.

SZ: Das markiert ein weiteres Trauma der Generation: Irene will zurück nach Hause in den Osten, andererseits hat sie aber panische Angst vor "den Russen" dort. Haben Sie deshalb den bunten Sixties-Look umso liebevoller ausgearbeitet?

Vollmar: Wir haben alles einen Hauch überzogen, um dem Ganzen etwas Märchenhaftes zu verleihen. In der Wohnung der Striesows gibt es zum Beispiel keine Blautöne. Blau ist draußen und steht für die Freiheit. Dieter ist der einzige, der Blau trägt. Die Idee ist natürlich, dass der Zuschauer das gar nicht bewusst wahrnimmt, aber unterschwellig doch.

SZ: Retrofans geht schon das Herz auf, wenn sie nur die Autos sehen!

Vollmar: Gefunden haben wir das Ambiente in einer Siedlung im Norden Münchens. Als wir uns dort umsahen, kam ein älterer Herr und hat uns kistenweise alte Fotos gezeigt. Das hat uns ungeheuer geholfen.

SZ: So exquisit wie die Ausstattung ist auch die Besetzung bis in die Nebenrollen - darunter Meret Becker, Doris Kunstmann und Konstantin Weckers Sohn Tamino.

Vollmar: Schon meinen Studentenfilm habe ich mit Oliver Korittke gedreht. Man muss sich einfach trauen, die Leute zu fragen.

SZ: Ihr vielfach ausgezeichnete Kurzfilm "Meine Eltern" beschäftigte sich bereits mit dem Thema Familie, ihr nächstes Projekt "Maria ihm schmeckt's nicht" wird es wieder tun. Wie kommt das?

Vollmar: Ich finde, im Thema Familie steckt noch ungeheuer viel Ungesagtes. Außerdem: Meine Mutter war großer Ingmar-Bergman-Fan. Vor dessen Filmen saß ich mit ihr schon als Kind!

Es war kein Krieg

"Der Baader Meinhof Komplex" wird die Debatte um die RAF nicht verändern. Vor lauter Action verliert er die Zeitumstände aus dem Blick – kritisiert der frühere Innenminister Gerhart Baum, der den Film für uns angeschaut hat

Von Gerhart Baum

Die ZEIT Nr. 39 vom 18.9.2008

<http://www.zeit.de/2008/39/Baader-Meinhof-Film>

Ulrike Meinhof – zunächst zögernd – springt aus dem Fenster des Zentralinstituts für Soziale Fragen in Berlin. Vorangegangen ist die gewaltsame Befreiung von Andreas Baader, der auf Betreiben seines Anwalts Horst Mahler aus der Haftanstalt Tegel in das Zentralinstitut gebracht worden war. Zu Studienzwecken. Es ist die Schlüsselszene: der Sprung in den Untergrund. Die Entscheidung für Gewalt ist gefallen.

Eine andere Szene: Das Gericht in Stammheim. Ulrike Meinhof gibt (wenige Monate vor ihrem Selbstmord) eine Erklärung ab. Sie sagt unter anderem: »Wie kann ein Gefangener den Justizbehörden zu erkennen geben, dass er sein Verhalten geändert hat?...Dem Gefangenen bleibt nur eine Möglichkeit, und das ist der Verrat.« Der Vorsitzende Richter –

hier übrigens eher zu einer Karikatur geraten – unterbricht Frau Meinhof. Im Gegensatz zu den Mitgefangenen, die Ulrike Meinhof anschließend in eine heftige Auseinandersetzung ziehen, erkennt er die Brisanz ihrer Äußerung nicht. Die Baader-Meinhof-Gruppe mit der von ihr begründeten »Roten Armee Fraktion« war das erste und folgenreichste Beispiel für terroristisches Handeln in der Bundesrepublik. Sie hat die Gesellschaft geschockt und herausgefordert. Sie führte zu einer beispiellosen staatlichen Aufrüstung der Sicherheitskräfte. Und dabei muss man sich vorstellen: Es waren nur ein paar Dutzend Männer und Frauen, die die Gesellschaft in Aufruhr versetzten. Bis heute beschäftigt der »Mythos RAF« die Menschen, obwohl die RAF schon lange nicht mehr existiert. Zahlreiche künstlerische Deutungsversuche entstanden in der Literatur, im Theater, in der Musik und bildenden Kunst – ich verweise nur auf die wichtige RAF-Ausstellung vor wenigen Jahren in Berlin. Hinzu kommen zahlreiche dokumentarische Filme wie etwa *Stammheim* von Reinhard Hauff (1985), *Black Box BRD* von Andres Veiel (2001), *Starbuck: Holger Meins* von Gert Conrad (2003), *Todesspiel* von Heinrich Breloer (1999) und *Andreas Baader* von Klaus Stern (2002), aber auch Spielfilme wie *Die bleierne Zeit* von Margarethe von Trotta (1981), *Die Stille nach dem Schuss* von Volker Schlöndorff (2000), *Baader* von Christopher Roth (2002) oder das Terroristendrama *Die innere Sicherheit* von Christian Petzold (2002).

Also: Warum überhaupt ein neuer Film?

Um es vorab zu sagen: *Der Baader Meinhof Komplex*, Uli Edels Film nach dem Buch von Stefan Aust, ist gut gemacht, mit hervorragenden Schauspielern und kraftvollen Bildern. Mit Sicherheit wird er die Debatte um die RAF neu entfachen. Verändern aber wird er sie nicht. Ich kann und möchte den Film nicht aus dem Blickwinkel eines Filmkritikers bewerten, sondern als Zeitzeuge. Und zusammenfassend muss ich sagen: Er bietet keinerlei neue Erkenntnisse, und er gibt keinerlei Anlass, die Geschichte des deutschen Terrorismus neu zu schreiben. Beeindruckend in dieser Produktion von Bernd Eichinger ist allerdings die Realitätsnähe, mit der in beklemmenden Szenen die Taten nachgespielt werden. Es ist kein Dokumentarfilm im eigentlichen Sinne, aber ein von realen Ereignissen geprägter Film. Wir sind unmittelbar dabei, wenn auf Ohnesorg, Dutschke, Buback, Ponto und andere geschossen wird. Wir werden zu Zeugen der Zwangsernährung von Holger Meins, der trostlosen Situation der Täter in der isolierten Einzelhaft oder der kommunenartigen Gemeinschaft in Stammheim. Der ganze Film besteht aus Szenen, die mich Ereignisse aus nächster Nähe nacherleben lassen, um die ich zwar wusste, die ich aber nie gesehen hatte. Die Fantasie wird lebendig: Wir haben damals die Tatorte gesehen, aber nicht die Ausführung der Taten, deren Brutalität uns so tief getroffen hat. Szenen, die man nicht leicht vergisst. Der Mord an Buback: Die Täter vollbringen die Tat und verschwinden dann mit dem Motorrad. Das Auto mit den Toten rollt noch langsam zum Bordstein, wo es schließlich zum Stehen kommt. Ähnlich unter die Haut geht die Ermordung von Ponto in seiner großbürgerlichen Wohnung, in der Idylle eines Sonntagnachmittags. Es sind solche Bilder, die die Qualität des Films ausmachen. Auch ein mit den historischen Fakten nicht vertrauter Zuschauer wird auf seine Kosten kommen. Ich allerdings kann die Geschehnisse nicht vom zeithistorischen Kontext lösen, was bei der Betrachtung des Films widersprüchliche Empfindungen in mir ausgelöst hat. Durch die Action-Dramaturgie entsteht die Gefahr, in den Aktivitäten der RAF nur eine Serie von Gemetzeln zu sehen. Schon Jan Philipp Reemtsma war zu widersprechen, als er den Terrorismus mit der »Lust an der Gewalt« zu erklären suchte und damit einer Dämonisierung der Täter Vorschub leistete (*ZEIT* Nr. 11/07). Die Terrorismusforschung widerlegt diese These nachdrücklich. Das Töten auf einen Blutrausch zu reduzieren wäre ein falsches Deutungsmuster. Die Taten der RAF – so blutrünstig sie waren – hatten anfangs politische Ziele, reduzierten sich später aber auf die Befreiung der in Stammheim Inhaftierten. Ohne das politische Umfeld ist die RAF nicht vor- oder darstellbar. Sie war ein radikalisiertes Verfallsprodukt der engagierten Studentenbewegung – zur Gewalt motiviert vor allem durch die Tötung des Studenten Benno Ohnesorg und die Schüsse auf Rudi Dutschke. Eindrucksvoll zeigt der Film übrigens die Rede Dutschkes im überfüllten Hörsaal. Zu plakativ gerät dagegen die Darstellung des Vietnamkriegs als weiterer Auslöser für die Gewalt: als ob erst Vietnam gebrannt hätte und dann auch das Kaufhaus in Frankfurt.

Der Baader Meinhof Komplex geht durchaus auf Zeitumstände ein, doch geraten sie in den zweieinhalb Stunden immer wieder aus dem Blick. Der Film versucht auch, Verstrickung und persönliche Lebenssituation der Täter sichtbar zu machen. Eine Szene im Elternhaus von Gudrun Ensslin zeigt, wie die Eltern den moralischen Rigorismus der Tochter unterstützen. Auch der Weg Ulrike Meinhofs von einer sozialkritischen Autorin, der meistgehörten Stimme der Neuen Linken – Erich Fried verglich sie mit Rosa Luxemburg –, wird nachgezeichnet. Damit versucht der Film, Antworten zu geben auf die immer wieder diskutierte Frage: Warum haben Töchter und Söhne aus sogenannten guten Kreisen den bewaffneten Kampf aufgenommen? Schon seit Ende der siebziger Jahre wurden in gründlichen Untersuchungen Ursachen in den Lebensläufen festgestellt. Die Frage ist ja nicht nur, was geschah, sondern auch, warum es geschah.

Der Film vermittelt den tragischen Weg vor allem der beiden Frauen Meinhof und Ensslin, verkörpert von Martina Gedeck und Johanna Wokalek. Es lässt sich erahnen, was sie angetrieben hat und wie sich die Tragödie der Selbsterstörung vollendete. Es wird sichtbar, wie das Ziel gesellschaftlicher Befreiung in Hass umschlägt und am Schluss nur noch eine paranoide Gruppenpsychose bleibt. An die Stelle von Politik ist experimentelle Selbsterfahrung mit hohen Realitätsverlusten getreten. Der Film kann nicht zu der Schlussfolgerung verleiten, Baader und Meinhof seien Wiedergänger von Bonnie und Clyde. Die Frauen dominieren. Peter Holmann, einstiger Freund der Meinhof, beschrieb den frühen und entscheidenden Kern der RAF als eine »Amazonen-Armee mit männlichem Begleitpersonal«. Die Terrorismusforscherin Gisela Diewald-Kerkmann hat sich intensiv mit den Erklärungsmustern für den hohen Frauenanteil befasst. Die Strafverfolgungsbehörden fanden vor allem zwei Erklärungen: die studentische Protestbewegung und die Einflussnahme durch Freunde, Liebhaber oder Ehepartner. Baader, als dominierender Macho, wie er im Film von Moritz Bleibtreu dargestellt wird, passt in dieses Muster – aber die Frauen waren stärker. Es wird viel geschossen in diesem Film. Mitunter entsteht der irriige Eindruck, die Republik habe sich tatsächlich im Kriegszustand mit etwa 30 Terroristen befunden.

Kein Wort darüber, wie die Politik den Terror missbraucht

Um es noch einmal deutlich zu sagen: Neue Erkenntnisse bringt *Der Baader Meinhof Komplex* nicht. Das wäre auch angesichts der gründlichen wissenschaftlichen Aufarbeitung des Terrorismus der letzten Jahrzehnte unter Benutzung von umfangreichem Quellenmaterial ein vermessenenes Ziel gewesen. Im Großen und Ganzen folgt er dem Buch von Stefan Aust, das auch dessen individuelle Erfahrungen mit Ulrike Meinhof verarbeitet. Es ist die Arbeit eines Journalisten, nicht die eines Wissenschaftlers.

Da sich der Film wie das Buch auf den Baader-Meinhof-Komplex konzentrieren, besteht die Gefahr, dass andere terroristische Aktivitäten, die vorher oder gleichzeitig stattfanden, wie auch die schrecklichen unaufgeklärten Morde nach 1984 aus dem Blick geraten. Der nichtinformierte Besucher könnte das Kino mit der irrigen Ansicht verlassen, er habe nun die Geschichte des deutschen Terrorismus gesehen. Wichtige Zeitumstände bleiben leider ausgeblendet – so der zeitweilig von Teilen der öffentlichen Meinung und der Politik aufgeheizte Taumel in Panik und Hysterie. Heinrich Böll sprach 1972 vom »Notstand des öffentlichen Bewusstseins« und zielte damit auf diejenigen, die glaubten, man müsse den Krieg gegen Terroristen ausrufen. Ausgeblendet bleibt auch die Instrumentalisierung des Terrors für politische Zwecke, durch die sich der Rechtsstaat selbst in Gefahr brachte. Zeitweise zeigte er das hässliche Gesicht, das seine Gegner von ihm zeichnen wollten. Es wäre gut gewesen, wenn der Film auch den im Ausnahmezustand der Angst ins Wanken geratenen Rechtsstaat thematisiert hätte. Denn das ist das Thema von heute, das mit der innenpolitischen Aufrüstung in der RAF-Zeit begann: Unsere Grundrechte werden im Kampf gegen den Terror beschädigt – damals wie heute. Wir leben eben leider nicht in den paradiesischen Umständen eines Rechtsstaats, wie Martina Gedeck, die Darstellerin der Meinhof, es im *Spiegel* äußerte. Auch hätte die Frage vertieft werden müssen, die Max Frisch schon auf dem SPD-Parteitag 1977 stellte, nachdem er deutlich Mord und Gewalt verurteilt hatte: »Aber wie schuldig waren wir?« Für das Nachdenken darüber, welche polizeilichen Maßnahmen ausreichen, steht im Film Horst Herold, der Präsident des

Bundeskriminalamtes, dargestellt von Bruno Ganz. Herold hatte schon 1968 erklärt, man müsse anerkennen, dass Kritik an den bestehenden Verhältnissen richtig sei. Leider fehlt im Film auch der Hinweis darauf, dass Hanns Martin Schleyer hätte befreit werden können, wenn die Hinweise auf sein Geiselnest nicht im Polizeiapparat untergegangen wären. Was wäre geschehen, wenn schon damals ein Teil der Täter gefasst worden wäre? Die RAF darf keinesfalls zur Übergröße aufgeblasen werden. Die RAF-Zeit ist in Wahrheit ein komplexes und schwer vermittelbares Stück Zeitgeschichte, das unterschiedlichste Deutungen erfährt. Sie ist nach wie vor eine offene Wunde. Die alten politischen Schlachten sind nicht vergessen. Die Versuche, die RAF-Debatte durch angeblich neue Fakten zu beleben – wie der *Spiegel* es tut –, gehen jedoch ins Leere. Der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt und seine Regierung waren zu keiner Zeit bereit, »exotischen« Vorschlägen (zum Beispiel Todesstrafe für inhaftierte RAF-Täter) zu folgen und an Verfassung und Recht rütteln zu lassen. Es hat im Sommer 1980 auch keine geheim gehaltene Briefaktion gegeben, bei der RAF-Mitgliedern eine Million US-Dollar in bar und eine neue Identität offeriert worden wäre, wenn sie den bewaffneten Kampf aufgeben würden. Die damalige Bundesregierung hat den mit Haftbefehl gesuchten Mördern niemals ein solches Angebot unterbreitet. Auch hat sie nicht bereits 1980 durch den BND erfahren, dass RAF-Täter in der damaligen DDR untergetaucht seien. Ich traue den im Bundeskanzleramt verantwortlichen Personen, an der Spitze damals Staatssekretär Schüler, auch nicht zu, eine solche Information mit Rücksicht auf die deutsch-deutschen Beziehungen den zuständigen Ressortministern vorenthalten zu haben. Der Regisseur des *Baader Meinhof Komplexes*, Uli Edel, will nun erfahren haben, wer Schleyer erschossen hat. Warum sollten die Täter, die bisher in einem Schweigekartell über den Ablauf der Taten beharrlich geschwiegen haben, nun ausgerechnet Herrn Edel gegenüber sich offenbart haben? Bedauerlich wäre auch, wenn sich die Debatte, befördert durch das filmische Action-Event, zu sehr auf die RAF fixierte. Denn die RAF darf keinesfalls zur Übergröße aufgeblasen werden. Das wichtigste Ereignis der damaligen Zeit ist nicht der Terror. Es sind die Reformen, die unsere Demokratie vertieft haben und bis heute fortwirken. Die terroristischen Aktivitäten haben diesen Prozess empfindlich gestört, sie haben uns aktive Reformer zurückgeworfen. Der Umweltschutz, die Bildungs- und die Rechtsreformen, die Verwirklichung der Gleichstellung der Frau, die Auseinandersetzung mit der Nazivergangenheit, die neue Ostpolitik: das waren unsere Themen. Es war eine Aufbruchphase, die bis heute nachwirkt. Wenn wir eines aus dem Umgang mit dem RAF-Terrorismus lernen können, dann ist es dies: Angst darf unser Denken nicht vergiften. Wir müssen uns auch heute dagegen wehren, dass uns Bedrohungen wie der Dschihad-Terrorismus mental beherrschen und zu Sicherheitsmaßnahmen verleiten, die die Freiheit ohne Not beschädigen. Wenn der Film zu dieser kritischen Diskussion beitragen würde, dann wäre das ein Ergebnis – weit über einen Kinoabend hinaus.

Extrem laut und unglaublich fern

Baller Meinhof: Im Uli Edels Film wird der deutsche Terrorismus zum Actionspektakel

Von Jan Schulz-Ojala

Der Tagesspiegel vom 18. September 2008

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/kino/RAF;art137,2616813>

Die größte deutsche Filmproduktionsfirma, die Münchner Constantin, versteht sich neuerdings mit besonderem Ehrgeiz als Geschichtsentsorgungsunternehmen. Sie nimmt sich des strahlenden zeithistorischen Restmülls der Nation an und versenkt ihn im Endlager der bewegten Bilder. Ihre mit akribischer Liebe zum ausstattungstechnischen Detail verfertigten, gerne auf 150 Minuten gedehnten Geschichtsstunden sollen ein Ereignis oder

eine Epoche vergegenwärtigen – und entrücken sie zugleich in die scheinbar ewiggültig konservierte Visualisierung. Der wichtigste Kollateralschaden dabei: Die Halbwertszeit nationaler Traumata wird durch einen Kinofilm kaum verändert; man mag sich nur, ermattet von der begleitenden medialen Einpeitschung wie vom Sichtungserlebnis selbst, eine Weile nicht mehr mit ihnen beschäftigen.

Vor vier Jahren wurde mit Oliver Hirschbiegels „Der Untergang“ das Verfahren bereits mit einigem Erfolg getestet. Drehbuchautor und Constantin-Impresario Bernd Eichinger versicherte sich deutlich vor Filmstart der Unterstützung der Leitmedien „Spiegel“ und „FAZ“, deren in Nationalkulturangelegenheiten führende Köpfe prompt eine Neubewertung deutscher Geschichte ausriefen. In der Story um Hitlers letzte Tage im Führerbunker sahen die knapp fünf Millionen Zuschauer dann allerdings weniger einen verbrecherischen Machthaber am Werk, sondern in Bruno Ganz einen vereinsamten Feldherrn, der zwar über die verlorenen Visionen wütete, sich dann aber mannhaft selbst entleibte. Die Kamera, sonst nicht eben prüde, blieb pietätvoll außen vor.

Nun ist „Der Baader-Meinhof-Komplex“ nach Stefan Austs gleichnamiger Zehnjahreschronik über die Rote Armee Fraktion an der Reihe – und man erlebt ein verblüffendes Déjà-vu. Wieder intoniert der „Spiegel“ als erster eine Titelgeschichte mit dem Tremolo, der Film werde „die Debatte über den deutschen Terrorismus verändern“. Zum gegenseitigen Marketingnutzen nimmt er sogar den unlängst geschassten Chefredakteur Aust wieder in seine Autorenriege auf, freilich mit einer faktenarm herumraunenden Geschichte über die mögliche Abhörung der Terroristen Baader, Ensslin und Raspe in der Stammheimer Todesnacht. Und „FAZ“-Herausgeber Frank Schirrmacher, der sich in Sachen Nationalpathos ungern übertrumpfen lässt, bescheinigte Uli Edels erneut auf einem Eichinger-Drehbuch beruhenden Film „die Kraft, die gesamte RAF-Rezeption auf eine neue Grundlage zu stellen“.

Welche substanziellen Gedankenwege zu derlei kernigen Schlussfolgerungen geführt haben mögen, bleibt dem Leser freilich verschlossen – und dürfte ihm nach dem Kinobesuch noch rätselhafter bleiben. Gewaltig drängt sich dagegen die Einsicht auf, dass die zehn Jahre von der Erschießung Benno Ohnesorgs in Berlin 1967 bis zur Ermordung Hanns-Martin Schleyers aus heutiger Sicht zwar extrem laut, aber unglaublich fern sind – und vor allem: erstaunlich langweilig, trotz allen Bildergeblitzes und Tonspurgedonners. Nein, die beschworene „Debatte“, sie wurde bereits weitaus tiefgründiger geführt, anlässlich des letztjährigen Jubiläums zum Deutschen Herbst und der jüngsten Erinnerungsfeiern der Achtundsechziger. Regisseur Uli Edel, seit Jahrzehnten überwiegend fürs US-amerikanische Fernsehen tätig, trägt sie auf seine Weise zu Grabe: so enzyklopädisch wie eilig, so atemlos wie bloß abhakend.

Keine Idee, nirgends. Kein ernsthafter Versuch einer Interpretation oder gar Analyse jener Zeit. Stattdessen fahrig-abtastende Oberflächenreize, dröhnende und lähmende zweieinhalb Stunden lang: „Der Baader Meinhof Komplex“ ist ein Actionfilm, der von aufgepeitschter Massenszene zu Massenszene, von Anti-Schah-Demo zu Audimax-Vollversammlung, von Banküberfall zu Explosion zu Flugzeugentführung, von Kugelregen zu Kugelregen und schließlich von Leiche zu Leiche jagt. Petra Schelm, Holger Meins, Ulrike Meinhof, Siegfried Buback, Jürgen Ponto, Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Jan-Carl Raspe, schließlich Hanns-Martin Schleyer: alles eins. Alles muss rein in die Bilderverwurstungsmaschine. Nur: Wer jene Zeit erinnert, braucht kein Zeitraffer-Daumenkino, und wer heute jung ist, dürfte angesichts der sich in 123 Sprechrollen, 140 Schauplätzen sowie über 6000 Statisten artikulierenden Sammelwut schon früh die Orientierung verlieren.

Eine einzige Figur, BKA-Chef Horst Herold, muss den Sinn fürs große Ganze schultern und fragt, zumindest ansatzweise, nach Motiven für die Terrortaten. Doch die Besetzung der

Rolle ist fast schon denunziatorisch missraten. Bruno Ganz, eine Generation älter als Herold damals und stets ganz Burgtheater-Mime, raunt seine Bedenken wie sedierte hervor: „Opa erzählt“ also statt „Der Staat schlägt zurück“, ein Staat, der mit beispiellosem Fahndungsaufwand in zwei Juniwochen 1972 den kompletten Terroristenkern hinter Schloss und Riegel brachte. Fünf Jahre oder eine lange Filmstunde lang sollte es noch bis zum – einstweiligen – allseits bitteren Ende dauern.

Der Rest ist Baller Meinhof. Moritz Bleibtreu als Baader gibt unerschütterlich bis zum Schluss den pöbelnden Macho, Martina Gedeck ist eine unerschütterlich elegische Meinhof, die zarte Nadja Uhl trainiert als Brigitte Mohnhaupt mit einigem Erfolg den kalten Blick hinter der heißen Knarre, Hannah Herzprung heult und brüllt sich in zwei Miniszene als Susanne Albrecht das Schuldbewusstsein aus dem Leib und, tja, schon schwimmt das Restpersonal. Nur Johanna Wokalek, eine Gudrun Ensslin zum Fürchten, lässt ahnen, wie aus einer flammenden Idealistin eine zum Äußersten entschlossene Terroristin wurde, ein gruselig überschminkter Todesengel.

Immerhin, die Macher sind ganz hingerissen von ihrem Produkt, das haben sie eifrig allerseits zum Besten gegeben. Dabei scheuen sie keineswegs auch Emotionen, die der taffe Baader keineswegs gutgeheißen hätte. Stefan Aust, sonst eher ein kühler Zeitgenosse, gab der „Zeit“ zu Protokoll, bei der Verhaftungsszene mit der weinenden Ulrike Meinhof hätte er „fast mitgeheult“, und über Uli Edel vermerkt der „Spiegel“, investigativ ergriffen, zweimal habe den Regisseur während des Drehs die Rührung derart übermannt, dass sein Assistent übernehmen müssen. Da verwundert es nicht, dass Bernd Eichinger seinerseits dem „Playboy“ beichtete, die Arbeit am Drehbuch habe ihn so mitgenommen, dass er in eine „regelrechte Depression verfallen“ sei.

Dabei ist „Der Baader Meinhof Komplex“ kein Taschentuchfilm, im Gegenteil. Mit ihm wandert nun zwar auch die RAF, die traurigstmögliche Exekution einer ursprünglich vitalen und berechtigten Rebellion, in den Salzstock des kollektiven Gedächtnisses – aber wo identifikationsstiftende Helden fehlen, lassen sich wohl auch dramaturgisch keine backen.

Und das ist, folgt man Stefan Aust, durchaus Absicht. Schauerlich hätte er es gefunden, wenn hier „ein Regisseur irgendeine Beziehungskiste vor historischem Hintergrund erzählt, wie es zurzeit Mode ist, und die weibliche Hauptrolle mit einer wuchtigen Blondine besetzt“. Nun, das Publikum muss deshalb nicht lange darben. In ein paar Wochen kommt mit „Anonyma“ gewissermaßen „Der Untergang II“ ins Kino, ein Rührstück über die nach Kriegsende massenhaft von Russen vergewaltigten deutschen Frauen, mit der sehr blonden Nina Hoss in der Hauptrolle. Natürlich aus dem Hause Constantin.

EICHINGERS "BAADER-MEINHOF-KOMPLEX"

Die Terror-Illustrierte

Von Andreas Borcholte

SPIEGEL-ONLINE vom 18.9.2008

<http://www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,578786,00.html>

Eventkino ohne Impetus: Bernd Eichingers Großproduktion "Der Baader-Meinhof-Komplex" besticht durch gute Darsteller und eine detailgetreue Rekonstruktion des deutschen RAF-Traumas. Doch hinter Action und Filmfinesse verbirgt sich eine Historienlektion ohne Haltung. Der FKK-Strand von Sylt, zwei nackte Kinder im Wasser, die Mutter, ebenfalls nackt, sitzt mit einer Zeitung im Strandkorb und ermahnt die Töchter, dass nun aber genug

geplantscht sei. So harmlos beginnt "Der Baader-Meinhof-Komplex", der wichtigste deutsche Film des Jahres - zumindest wenn man dem sorgsam orchestrierten Medienbuhei glaubt, das Produzent und Constantin-Chef Bernd Eichinger um die neueste filmische Aufarbeitung eines deutschen Traumas herum inszeniert hat. Nach Hitlers "Untergang" wird nun also der deutsche Terrorismus "vereichingert". Das bedeutet: Man nehme alle irgendwie angesagten Gesichter der deutschen Kinolandschaft und stecke sie in einen millionenschweren Film voll beeindruckender Schauwerte, der dem Publikum mit krassen Bildern und schönen Farben vorgaukelt: Ja, so könnte es gewesen sein, damals. Und wenn die Presse mitspielt und ordentlich Beifall klatscht für diese Art Doku-Fiktion im Spielfilmformat, dann klappt's auch an der Kinokasse. Das ging beim Führerbunkerdrama gut, und auch beim "Baader-Meinhof-Komplex", der von Regisseur Uli Edel durchgeführten Verfilmung des gleichnamigen Standardwerks von Stefan Aust, scheint die Rechnung schon jetzt, knapp eine Woche vor dem offiziellen Filmstart, aufzugehen. Schon wird geraunt, der Film habe "womöglich die Kraft, die gesamte RAF-Rezeption auf eine neue Grundlage zu stellen". Das ist natürlich eine gewagte These, denn wie soll ein Film das leisten, der sich in großen Teilen darauf beschränkt, Austs 1985 erstmals erschienenen Buch, eine bis heute beeindruckende und immer wieder ergänzte Faktensammlung, nahezu eins zu eins nachzuerzählen? Denn genau bei diesem Stichwort, dem "Erzählen", beginnt das Scheitern dieser Mega-Eventproduktion: An eine Erzählung, ein Narrativ, das den Zuschauer an die Hand nimmt und ihn mitsamt einer Identifikationsfigur durch Erkenntnisse und Entwicklungen führt, trauen sich Eichinger und Edel nicht heran. Mit atemberaubender Genauigkeit und akribisch recherchierten Details rekonstruieren sie die Geschehnisse des dramatischsten deutschen Nachkriegsjahrzehnts von 1967 bis 1977 - und schaffen so eine visuell bestechende Illustration der Geschichte. Mehr nicht. Oder, wie ein geschätzter Kollege nach der Pressevorführung am Mittwoch in Hamburg nur halb im Scherz sagte: "Du, ich bin eine halbe Stunde vor Schluss gegangen, man wusste ja, wie's enden würde." Ein bitteres Urteil, aber wiewohl man sich in knapp zweieinhalb Stunden "Baader-Meinhof-Komplex" wirklich nicht langweilt, bleibt am Ende tatsächlich ein leichtes Achselzucken zurück: Baader, Ensslin, Raspe tot, Schleyer und viele andere Opfer tot - so weit, so schlimm, so weit die Fakten. Aber was ist mit der Erkenntnis, der Lehre aus den Ereignissen 30 Jahre später? Die Frau im Strandkorb, die zu dieser Zeit noch ein geordnetes Leben als Journalistin in der bürgerlichen Intellektuellenszene Hamburgs führt, ist natürlich Ulrike Meinhof. Sie wird sich 1970 selbst zu weit vorwagen, als sie nach der Befreiung Andreas Baaders aus dem Deutschen Zentralinstitut für soziale Fragen in Berlin mit einem beherzten Satz aus dem Fenster in den terroristischen Untergrund springt. An Meinhof, sensibel gespielt von Martina Gedeck, kristallisiert sich in der ersten Hälfte des Films so etwas wie eine dünne Erzählfährte. An ihrem Weg in die Radikalität wird dem Zuschauer verdeutlicht, wo die Verlockungen lagen, wo die Zwänge, wo die Hemmnisse. Kraftvoll und mit gebotener visueller Härte werden die Ereignisse des Schah-Besuchs in Berlin dokumentiert, der Mord an Benno Ohnesorg durch den Polizisten Karl-Heinz Kurras. Das Gezeigte entfaltet in diesen ersten 20 Minuten des Films eine Wucht, dass man meint, selbst zwischen Pflastersteinen und Schlagstöcken im Getümmel der Demonstrationen zu stehen. Einmal wird sogar ein Wasserwerfer auf die Kamera gehalten - Actionkino zum Anfassen. Aber hier dient die Aktion der Plausibilisierung: Was treibt gebildete Pfarrerstöchter wie Gudrun Ensslin und bürgerliche Intellektuelle wie Ulrike Meinhof in die Verblendung des bewaffneten Kampfes? Die Angst vor dem Polizeistaat, das Misstrauen gegen korrupte Institutionen, eine Schutzmacht USA, die eben noch Care-Pakete über Berlin abwarf und nun in Vietnam zum Massenmord ansetzte.

Abklappern historischer Haltstellen

Uli Edel, der einst mit Eichinger "Christiane F." drehte, wollte, das sagte er der Nachrichtenagentur Reuters, einen Geschichtsfilm für seine beiden Söhne machen, beide Anfang 20, beide in den USA aufgewachsen, beide unbedarft gegenüber dem Thema RAF: "Normalerweise dreht man nicht für ein bestimmtes Publikum, aber diesmal war es anders. Ich wollte ihnen alles sagen und zeigen, was ich weiß und herausgefunden habe, so dass sie sich ein Urteil bilden können über das, was in dieser Zeit passiert ist und was ich als

Zeitzeuge miterlebt habe." Zu Beginn des Films löst Edel diese Aufgabe mit Bravour. Erst als Ulrike Meinhof sich in Stammheim umbringt, isoliert von Öffentlichkeit und Kampfgenossen, und damit auch der Film seine einzige Protagonistin verliert, beschränkt sich die Erzählung des "Baader-Meinhof-Komplexes" nur noch darauf, historische Haltestellen hastig abzuklappern, mit teils drastischen Szenen zu bebildern, aber ohne großen Effekt hinter sich zu lassen. Gerade der junge Zuschauer, der Austs Buch nicht kennt und zu jung war, um die Zeit zu erleben, wird hier viele Dinge, die nur angedeutet werden, nicht mehr nachvollziehen können. Mal ganz abgesehen von dem in schneller Folge auf- und abtauchenden Personal, das Edel durch seinen Film hetzt. Ohne Geschichtsbuch auf dem Schoß verliert man da schon mal den Überblick. Umso mehr muss der Film sich kraft seiner eigenen Erzählung tragen. Doch mit der Entscheidung, nur zu zeigen, aber nicht zu deuten, haben sich Eichinger und Edel viel verbaut. Als beispielsweise im letzten Drittel die zweite und dritte Generation der RAF das Ruder übernimmt, ist Brigitte Mohnhaupt (angemessen kühl: Nadja Uhl) die Anführerin. Eine Beziehung zu ihr baut man jedoch nicht auf, zu wenig Einführung und Charakterisierung wird ihrer Figur zugestanden. Teils wohl, weil man schlicht nicht mehr weiß, teils aber auch, weil die Interpretation, die Psychologisierung der Terroristen bewusst vermieden wird. Frank Schirrmacher lobte den "Baader-Meinhof-Komplex" in der "Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung" dafür, dass er endlich mit dem "pathetischen Muff von dreißig Jahren", mit dem "Gefühlsterrorismus" linksromantischer Filmemacher und Ex-Sympathisanten aufräume, die seiner Meinung nach bis heute der Faszination RAF erliegen. Das richtet sich gegen Regisseure wie Volker Schlöndorff ("Die verlorene Ehre der Katharina Blum"), diskursive, kollektive Filmcollagen wie "Deutschland im Herbst", die um 1977 herum entstanden. Aber auch gegen jüngere Filmemacher wie Christian Petzold, der sich 2001 in "Die innere Sicherheit" mit dem Seelenleben von Ex-Terroristen auseinandersetzte. Tatsächlich gibt es im Genre des deutschen RAF-Dramas mehr Schatten, mehr Befindlichkeiten und Duseleien als Licht. Doch allein die Bereitschaft, sich hineinzudenken in diese zwielichtigen Charaktere, die Deutschland mit wirrer Ideologie und brutalen Taten terrorisierten, allein der Versuch, einen Sinn zu erkennen, eine Geschichte anzubieten, verdient Respekt. Von Auseinandersetzung ist bei Edel und Eichinger nicht viel zu sehen. Im Gegenteil: Gerade in der Inszenierung Andreas Baaders lassen sie sich selbst hinreißen vom coolen Schillern des Terroristenmachos, der pistolenknallend mit dem Porsche durch die bundesrepublikanische Nacht rauschte. Als er dem jungen Peter-Jürgen Boock in einer Szene lässig seine Rocker-Lederjacke als Geschenk zuwirft, während der mit der nackten Gudrun Ensslin (katzenhaft: Johanna Wokalek) in der Wanne liegt, bedient der Film die Popstar-Klischees der RAF fast ebenso dumpf wie einst Christopher Roth in seinem missglückten Zeitgeistporträt "Baader". Und dabei ist Moritz Bleibtreu noch nicht einmal so schlecht besetzt, wie man befürchten musste. Wie schon beim "Untergang" scheut sich das Eichinger-Team auch hier, eine Haltung zu vertreten. Beim Bunkerdrama drückte sich Regisseur Oliver Hirschbiegel darum herum, den Freitod des Führers zu zeigen, beim "Baader-Meinhof-Komplex" fehlt am Ende schlicht die moralische Einordnung, ein Urteil über den deutschen Herbst und seine Akteure. Uli Edel stellt Staatsgewalt und Terroristengewalt gleichwertig nebeneinander und verteilt Sympathiepunkte nach beiden Seiten. Also haben irgendwie alle Recht? Die RAF mit ihrem außer Rand und Band geratenen Protest - und der Staat mit seinen hilflosen Repressalien? Einem Film, der mit solchem Getöse in die deutschen Kinos stürmt und angeblich die Deutungshoheit über die RAF erobern will, hätte etwas weniger Wille zur Ästhetik, dafür aber mehr künstlerischer Wagemut gutgetan. So wird das deutsche Terrortrauma letztgültig ahistorisiert: Befreit vom pädagogischen Impetus des Geschichtskinos ist die RAF nun frei für die Eingemeindung in den deutschen Entertainment-Mainstream. Nach dem Film zum Buch und dem Buch zum Film zum Buch warten wir gespannt auf die große Baader-Meinhof-Spielshow auf ProSieben.

RAF im Kino

Belmondo Baader

Von Daniel Kothenschulte

Frankfurter Rundschau vom 18.9.2008

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1595847&

Was motiviere eigentlich diese vielen Unterstützer der inhaftierten Terroristen, möchte ein Beamter des Bundeskriminalamts wissen. Sein Chef Horst Herold nimmt die Frage nicht rhetorisch, er hat die Antwort schon zu lange auf der Zunge: "Der Mythos". Bruno Ganz, in der Rolle weniger Kriminologe als Schamane, verleiht seinen Worten jenen sanften Nachdruck, mit dem große Theatermimen selbst ein Flüstern bis in die letzte Reihe schicken. Der "Mythos RAF", als Ausstellungsstellungstitel vor Jahren keines staatlichen Euros würdig, war dem gleichen Bundeskulturministerium plötzlich 2,7 Millionen Euro wert. Ganz automatisch, denn die Mittel des Deutschen Filmförderfonds werden unjuriert vergeben. Das Kino ist eben doch ein anderes Medium und besitzt im Idealfall auch eine besondere Freiheit: Gerade in den großen Historienfilmen der Filmgeschichte erfüllte sich oft, was der Dichter Hugo von Hofmannsthal schon in den Anfängen des deutschen Stummfilms formulierte: "Das Kino ist der Ersatz für die Träume." Wovon aber träumen Terroristen? Andreas Baader träumte offensichtlich von Belmondo - jedenfalls posiert Moritz Bleibtreu gleich am Filmanfang in dieser Rolle stilecht mit Sonnenbrille und Zigarre. Und ein blasser Rest der Pose ist auch dann noch zu spüren, als sich die Stammheimer Häftlinge nur noch gegenseitig ankeifen und der gefallene Revoluzzer seine Gefährtin Ulrike Meinhof (Martina Gedeck) des Verrats bezichtigt. Verraten von einer Frau wie am Ende des Godard-Films "Außer Atem" - das wäre doch wenigstens ein cooles Ende. Hatte man sich nicht einmal gefühlt wie auf dem Filmset von Louis Malles 68er-Kultfilm "Viva Maria"? Eine poppige Szene vermittelt im ersten Drittel diesen Eindruck. Da frönt die Führungsriege der RAF als Salon-Guerilla im jordanischen Trainingscamp schamlos der Nacktkultur und lehnt jede Vermummung ab: "Ficken und Schießen sind ein Ding", flaut Baader die Muslime an. Man kann diese Momente filmischer Erfindung lustig finden oder auch banal - für historische Epen, und mit diesen Dimensionen hat man es hier zu tun, aber sind sie entscheidend. Nur in der künstlerischen Umformung haben bekannte Fakten überhaupt eine Chance, interessant zu werden. Leider lässt der Film von dieser Freiheit wenig spüren. Das Eichinger-Konzept historischer Filme verlangt in erster Linie nach der Repräsentanz bedeutender Ereignisse, nicht nach ihrer Bewertung, Kommentierung oder Überhöhung. Auf strittige Punkte lässt sich der Film nicht ein, Spekulatives findet man kaum. Lediglich bei Brigitte Mohnhaupt (Nadja Uhl), mit der es das Drehbuch überaus gut meint, lehnt man sich ein wenig aus dem Fenster: Als einzige zweifelt sie im Film nicht am Selbstmord der RAF-Führungsriege. Wenn überhaupt etwas gewagt ist an diesem Film, so die Entscheidung, die Titelfiguren identifikationsstiftend einzusetzen. Ulrike Meinhof führt durch diesen Film, ihre Politisierung während des Vietnamkriegs vermittelt stellvertretend die einer ganzen Generation. Ihre Tränen bei der Festnahme machen sie nicht schwach, sondern menschlich. Unmenschlich erscheinen die Terroristen dagegen zu keinem Zeitpunkt. Die interessanteste von ihnen ist Gudrun Ensslin: Sie ist in Johanna Wokaleks Darstellung über weite Strecken das, was die RAF wohl niemals war: sexy und sympathisch. Die Haltung gegenüber ihren Mitgliedern vermittelt Uli Edels Regie indirekt über die Darstellung der Polizei: Anfangs verhält sie sich skrupellos im Einsatz gegen protestierende Studenten, später gibt es mitfühlende Blicke sogar beim tödlichen Schusswechsel mit Petra Schelm (Alexandra Maria Lara). Holger Meins (verblüffend ähnlich: Stipe Erceg) gerät geradezu zur Heiligenikone - allein durch den Gegensatz zur Gnadenlosigkeit der Justizvollzugsbeamten. Regisseur Uli Edel, der die letzten Jahre mit Fernsehfilmen über "Julius Cäsar" und "Die Nibelungen" verbrachte, kennt sich aus: Technisch und handwerklich übertrifft sein Film die Eichinger-Produktionen "Der Untergang" und das kommende Drama "Anonyma" um Längen. Man hat nie das Gefühl, einer Ausstellung von 70er-Jahre-Antiquitäten beizuwohnen. Schon die Demonstrations-Szenen um Ohnesorg und Dutschke wirken glaubhaft und in ihrem berechtigten Aufwand nicht überorchestriert. Eichingers Dialogbuch ist so lebendig wie ein aufbereiteter Text eben sein kann. Es ist nicht das Hörbuch zum Aust-Bestseller, es ist das

Bilderbuch. Eine wichtige Repräsentations-Funktion hat das 150-Minuten-Werk aber auch für die deutsche Filmindustrie: Es ist müßig das Staraufgebot aufzuzählen, einfacher wäre es die wenigen zu erwähnen, die nicht mitspielen. Namhafte Schauspielerinnen wie Jasmin Tabatabai und Anna Thalbach spielen eigentlich unwürdige Kleinstrollen. Unter den Nebenfiguren kommt Bruno Ganz' BKA-Chef Herold eine besondere Funktion zu: Er füllt die Rolle des distanzierten Beobachters wie sie im "Untergang" die Hitler-Sekretärin Junge ausfüllen sollte. Seine Kommentare lenken den Blick auf die gegenwärtige Gleichsetzung von Terror und Krieg - ohne damit freilich sehr viel auszusagen. Fast wie ein Wenders'scher Engel blickt er orakelnd auf das Geschehen und bringt dabei unbemerkt auch die begrenzten künstlerischen Grenzen derartiger Geschichtsdarstellungen auf den Punkt: "Wir schlagen auf das Wasser. Wenn man auf das Wasser schlägt, geraten die Fische in Bewegung."

Terroristen im Rampenlicht

Von Andreas Conrad

Tagesspiegel vom 18.9.2008

<http://www.tagesspiegel.de/berlin/Stadtleben-Filmpremiere-RAF;art125.2617101>

"Der Baader-Meinhof-Komplex" hat am Mittwochabend im Delphi-Kino Premiere gefeiert. Auf dem roten Teppich tummelte sich viel Filmprominenz. Die Geschichte der RAF soll nach den Ansprüchen des Regisseurs Uli Edel möglichst authentisch wiedergegeben sein.

Ende der sechziger Jahre besuchte der Maler Kurt Mühlenhaupt seine Kollegin Ellinor Michel in deren Wohnatelier im fünften Stock eines Hauses in der Schöneberger Hauptstraße. In einer Ecke, so schreibt er in seiner Autobiografie, lümmelten sich "zwei junge Männer, die einen leidenden, krankhaften und schüchternen Eindruck auf mich machten". Er beachtete sie nicht sonderlich, hatte ohnehin das Gefühl, für sie ein unangenehmer Gast zu sein. Erst später erfuhr Mühlenhaupt, dass einer der Männer Andreas Baader war, der mit der Malerin – das schreibt er nicht – sogar eine Tochter hatte. Die Gäste der Premiere von Uli Edels "Der Baader-Meinhof-Komplex" am Mittwochabend im Delphi an der Kantstraße warteten auf diese Episode vergeblich, sofern sie denn überhaupt davon wussten. Sie kommt in der Verfilmung von Stefan Austs Buch nicht vor, hatte ja auch keine historische Bedeutung, und doch zeigt sich an ihr, wie eng die Baader-Meinhof-Geschichte mit Berlin verbunden war.

Promis soweit das Auge reicht.

Es war schon die zweite Premiere des Films, die erste hatte es am Abend zuvor im Münchner Mathäser-Filmpalast gegeben, am Sonntag ist der Kölner Cinedom dran, Berlin bedeutete also Halbzeit für den Gala-Tourismus, mit gegenüber München verkürztem rotem Teppich. 100 Meter Auslegware wie dort haben vor dem Delphi einfach keinen Platz. Aber die Masse der Beteiligten beeindruckte auch so, Stefan Aust und Uli Edel natürlich, Produzent und Drehbuchautor Bernd Eichinger, dazu Martina Gedeck (Ulrike Meinhof), Moritz Bleibtreu (Andreas Baader), Johanna Wokalek (Gudrun Ensslin), und Nadja Uhl (Brigitte Mohnhaupt), dazu Jan Josef Liefers, Heike Makatsch, Til Schweiger, Herbert Grönemeyer und Heino Ferch. Und außerdem war noch Regisseur Wim Wenders mit dabei und – geradewegs von der Eröffnung des Oktoberfests hergeeilt, der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit.

Hatte auch München beim Premierenreigen die Nase vorn, so war Berlin vor einem Jahr bei den Dreharbeiten die bedeutendere Stadt. An der Isar wurde nur neun von insgesamt 74 Tagen im Studio gedreht, in Berlin und Umgebung dagegen waren es 56. Und es wurde auch so weit wie möglich darauf geachtet, an den Originalschauplätzen des Dramas zu drehen. So beispielsweise vom 10. bis 12. August 2008 in der Charlottenburger

Bismarckstraße, die zwischen Wilmersdorfer und Leibnizstraße gesperrt war, damit dort die Studentenproteste beim Schah-Besuch vom 2. Juni 1967 und der Tod Benno Ohnesorgs in der Krummen Straße gedreht werden konnten. Mehrere 100 Komparsen bevölkerten die Straße, blau uniformierte Polizisten, Mädchen in Faltenröcken, Jungen mit ausgestellten Hosen. Auch einige Protestler mit Papiertüten über dem Kopf, darauf das Porträt des Schahs, waren zu sehen – wie schon 1967: Es war eine Aktion der Kommune 1.

Authentizität

statt

Genrekino

Das Audimax der Technischen Universität wurde ebenfalls zum Drehort, für eine Szene mit Rudi Dutschke, beim Vietnamkongress 1968. Wie der Regisseur Uli Edel erzählt, "haben die 1500 Berliner Jugendlichen im Auditorium einen ganzen Tag mit einer solchen Begeisterung ‚Ho-Ho-Ho-Tschi-Minh‘ skandiert, dass man glauben konnte, die Zeit sei 40 Jahre zurückgedreht". Und beim Filmen der Szene mit den Schüssen auf Rudi Dutschke vom 11. April 1968 am Kurfürstendamm sei das ganze Team so sehr emotionalisiert gewesen, dass einige den Drehort verlassen mussten. "Authentizität, nicht ‚Genrekino‘, war für mich angesagt", betont Uli Edel. So griff er auch auf Originalfotos und anderes Dokumentarmaterial zurück, etwa auf die bekannte Aufnahme, die den sterbenden Benno Ohnesorg in den Armen der Studentin Friederike Hausmann vor einem VW-Käfer mit der Nummer "B-WM ..." zeigt. Nicht, dass das Vertrauen in die Authentizität des Films schon am falschen Kennzeichen scheitert.

Auf dem Weg zum Oscar

Nach München wurde auch in Berlin der RAF-Film "Der Baader Meinhof Komplex" gefeiert

Andreas Kurtz

Berliner Zeitung vom 18.9.2008

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2008/0918/berlin/0056/index.html>

Nein, durch seine Träume geistert diese vergoldete Trophäe noch nicht. Am Rande der gestrigen Premiere seines Films "Der Baader Meinhof Komplex" im Kino Delphi an der Kantstraße erzählte Produzent Bernd Eichinger, dass er sich zwar über die deutsche Auswahl für den Oscar freut, dabei allerdings nicht in Euphorie verfällt: "Ich war schon so oft nominiert und habe den Oscar einmal schon als Koproduzent gewonnen, dass ich genau weiß, was für ein harter Weg uns jetzt noch bevorsteht." Auf jeden Fall zog sein Film mit Moritz Bleibtreu in der Rolle von Andreas Baader und Martina Gedeck als Ulrike Meinhof gestern schon mal eher seltene Premierengäste an: Herbert Grönemeyer, Heike Makatsch und Til Schweiger waren unter den ersten, die ihn in Berlin sehen durften. Nachdem es allerdings schon am Dienstagabend eine als "Weltpremiere" deklarierte Aufführung in Eichingers Heimatstadt München gegeben hatte. Als ungeheuer spannende Gelegenheit eines intensiven Geschichtsunterrichts nahm Hannah Herzsprung ihre Rolle in dem RAF-Film, in dem sie die Terroristin Susanne Albrecht spielte: "In der Schule wurde das nicht durchgenommen. Ich finde den Film ganz großartig und wichtig. Und ich bin stolz darauf, dabei zu sein." Der Film, den Regisseur Uli Edel sehr nah an der Buchvorlage von Stefan Aust gedreht hat, erzählt, wie die RAF in die Radikalität abgleitet. Er umfasst die Zeitspanne vom Tod des Studenten Benno Ohnesorg im Juni 1967 bis zu Hanns Martin Schleyers Ermordung im Oktober 1977. Buchautor Aust ist mit dem Ergebnis zufrieden. "Das haben die wirklich sehr gut gemacht." Anfangs hatte er sich noch unsicher gefragt, ob Eichinger "dem Stoff auch traut". Nachdem er die ersten Drehbuchversionen gesehen hatte, wuchs aber das Zutrauen. Wie schon bei der Münchner Premiere gingen auch gestern die Schauspieler

Josefine Preuß (Hauptdarstellerin in "Türkisch für Anfänger") und Vinzenz Kiefer (der den Terroristen Peter-Jürgen Boock spielte) eng umschlungen über den Teppich und wurden immer wieder beim Schnäbeln gesehen. Zuvor war es ihnen wochenlang gelungen, in einer schwatzhaften Branche ihre Liebe geheim zu halten. Schauspieler Jan Josef Liefers, der eine wichtige Rolle im persönlichen Umfeld von Ulrike Meinhof spielte, ging zwar über den roten Teppich vor dem Delphi, posierte für die Fotografen und gab Interviews. Das Kino verließ er allerdings lange, bevor drinnen zur Vorführung das Saallicht ausging. An diesem Abend war es ihm wichtiger, an der Seite seiner Frau Anna Loos zu sein, die im Friedrichstadtpalast als Sängerin der Band Silly mit der Goldenen Henne ausgezeichnet werden sollte.

In den deutschen Kinos startet "Der Baader Meinhof Komplex" am 25. September.

RAF im Zeitraffer

Gewalt pur - Uli Edels Film "Der Baader Meinhof Komplex" ist alles andere als komplex

Harald Jähner

Berliner Zeitung vom 18.9.2008

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2008/0918/feuilleton/0009/index.html>

Andreas Baader hat es postum geschafft. Er ist der Held eines echten Actionfilms geworden. Es knallt eigentlich andauernd. Nach den trauernden, erklärenden, verklärenden, die politischen Hintergründe beleuchtenden Terrorismus-Filmen kommt nun die puristische Variante, die Konzentration auf die scheinbar härtesten Fakten, das pure Geballer.

Das beginnt schon bei der Vorgeschichte: Der Tod Benno Ohnesorgs während der Anti-Schah-Demonstration, der Anschlag auf das Frankfurter Kaufhaus, der Anschlag auf Rudi Dutschke, alles in etwa zehn Minuten. Dutschke taucht kurz auf, man sieht ihn am Rednerpult stehen - und Schnitt: Schon steht der Attentäter Bachmann vor ihm, und Dutschke liegt in seinem Blute. Ein einziges Prügeln, Knüppelklatschen, Demonstrantinnen-Verdreschen, Anzünden und Niedermachen. Das Gesellschaftsportrait, das bei dieser Fixierung aufs Dramatische herauskommt, ist eines der puren Gewaltförmigkeit. Genauso wie Uli Edel und Bernd Eichinger die Geschehnisse eines knappen Jahres zusammenraffen, hat die RAF die Gesellschaft empfinden wollen: als nacktes Gewaltverhältnis. Und mit noch mehr Gewalt wollten sie die Gewalt des Staates noch kenntlicher machen. Uli Edel und Bernd Eichinger stellen dieses Zerrbild widerspruchslos nach. Die Geschichte der RAF ist bekannt; sie muss hier nicht nacherzählt werden. Und wer sie nicht kennt, dem nützt dieser Film auch nichts. Zwar erzählt der Film exakt die Taten von Meinhof, Ensslin, Baader und den Ihren nach bis zu ihrem Selbstmord in Stammheim, aber so reduziert auf die Gewaltakte selbst, dass der stilisierte Primitivismus der RAF noch einmal aufersteht. Ein Stakkato von Überfällen, Anschlügen, Morden, Entführungen - 33 Tote in sieben Jahren im Schweinsgalopp. Selbst die qualvollen Wochen der Geiselhaft von Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer vergehen wie im Flug - so verharmlost worden ist dessen Schicksal selten. Als wirklich neu an dieser RAF-Darstellung gilt ihren Befürwortern das viele Blut. Man sieht wieder mal genau, was Maschinengewehrketten in dem Körper anrichten, den sie zerfetzen. "So entstehen Bilder, die gefehlt haben", schrieb Dirk Kurbjuweit im Spiegel. Er rühmt den Realismus der Gewaltdarstellung, ließ sich gar erzählen, Regisseur Edel habe, sensibel, wie er ist, den Dreh oft selbst nicht ausgehalten und an den Assistenten abgeben müssen. Dieser Realismus ist jedoch keiner, die Faktentreue schlägt in Mystifikation um, weil sie sich von dem Kontext löst, in dem die RAF entstand. So geschwind diese Bilder sind, lassen sie nichts von der Lähmung ahnen, die die RAF in Deutschland auslöste. Es war ja tatsächlich eine eher bleierne Zeit. Ulrike Meinhofs Parole, die politische Macht käme aus

den Gewehrläufen, münzt der Film um in die alte Einsicht des Action-Films, aus den Gewehrläufen komme zumindest die ästhetische Macht. Zu den mitreißenden Klängen von The Who (My Generation) wird sich freigeballert, und wo nicht geschossen wird, wird mit der Kamera gezoomt. Die erotische Kombination aus Minirock und Maschinengewehr wird wieder weidlich ausgenutzt nach dem Viva-Maria-Schema von 1968. Ach, wie sexy blitzen die nackten Schenkel, wenn bewaffnet über den Banktresen gegrätscht wird. Wie zart wirkt das Gesicht der Johanna Wokalek als Gudrun Ensslin im schönen Kontrast zu der Lust, mit der sie im palästinensischen Ausbildungslager die knappe Munition verschießt. Aus dieser Erotik der Tat bezog die RAF genau wie Edels Film einen großen Teil der Anziehungskraft. "Schießen ist Ficken, Ficken ist Schießen", schreit die nackte Ensslin dem palästinensischen Ausbilder zu, der sich die antiautoritäre Freizügigkeit der deutschen Genossen nicht bieten lassen will, die sich nackt in seinem Lager sonnen. Damals hat man den Muselmanen eben noch die Stirn geboten! Auch das Robben durch die Wüste ist den Deutschen zu anstrengend. "Wir sind Stadtguerilla", weigert sich Baader. Das ist nicht ohne Schick. Moritz Bleibtreu gibt Baader naturgetreu als narzisstischen Berserker, als wildes Tier, dem die Pastorentochter Ensslin hörig ist. Er passt nicht schlecht zu dem Marlon-Brando-Imitat, als das sich Baader selbst stilisierte. Überzeugend gibt auch Martina Gedeck Ulrike Meinhof als jene Entrückte, zu der sie von der anteilnehmenden Nachwelt gerne gemacht wird. Eine angeblich große Empfindsame, die dummerweise so menschenverachtend formulieren konnte, dass einem übel wird. Mit kurz geschorenem Haar und Leidensmiene zeigt sie Edel am Schluss einmal wie Jeanne d'Arc in dem stummen Passionsfilm von Dreyer. Einen kleinen Lichtblick bietet Bruno Ganz als BKA-Chef-Herold, auch wenn noch etwas Hitler an ihm klebt vom letzten Eichinger-Film. Er muss die ganze Darstellungslast der herausgeforderten bürgerlichen Gesellschaft tragen, das einzige bisschen sozialer Kontext, an dem es dieser Räuberpistole ansonsten vollständig mangelt. Mit seinen extremen Hochwasserhosen, die die Kamera fies betont, hat er optisch keine Chance gegen den terroristischen Chic derer, die er jagt. Auf solcher Oberfläche erzeugt der Film, wenn überhaupt, seinen prekären Reiz.

"Baader Meinhof Komplex"

Terror als Action

Von Eckhard Fuhr

Welt-Online vom 18. September 2008

<http://www.welt.de/kultur/article2461404/Terror-als-Action.html>

Der "Baader Meinhof Komplex" ist keine Abrechnung mit der RAF, sondern befeuert erneut den Mythos vom Krieg zwischen Staat und vermeintlichen Revolutionären. Der Erfolg dieses Films scheint sicher

Die alte Bundesrepublik, so geht die Mär, war ein kleiner, gemütlicher, friedlicher Staat. Nie wieder wollten die Deutschen Krieg führen. Ihre Abenteuerlust befriedigten sie auf Urlaubsreisen. Die Bundeswehr war dazu da, den Ernstfall zu verhindern. Zum Einsatz zu kommen, wäre ihre totale Niederlage gewesen.

Aus heutiger Sicht mag manchem das rheinische Idyll langweilig vorkommen, denn die Deutschen der Berliner Republik leben in bewegten Zeiten. Die Bundeswehr schießt wieder und wird beschossen. Doch darauf sollte sich niemand etwas einbilden. Auch in den angeblich so friedlichen Bonner Jahren gab es einen veritablen Krieg mit allem, was dazugehört. Wer ihn kennenlernen will, muss ins Kino gehen.

„Der Baader Meinhof Komplex“ von Bernd Eichinger und Uli Edel zeigt den Krieg zwischen der Bundesrepublik und der Rote-Armee-Fraktion (RAF). Es ist ein echter Kriegsfilm geworden, auf dem Stand der einschlägigen Technik. Seit „Der Soldat James Ryan“ von Steven Spielberg gibt es kein Feuergefecht mehr auf der Leinwand, das akustisch nur aus Geknatter besteht. Man hört, wie es klingt, wenn die Geschosse unterschiedliche Materialien durchschlagen - Holztüren, Blechschränke, Autos, Schädel. Auf Schießereien verwendet der moderne Kriegsfilm höchste Sorgfalt, um der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu kommen.

Auch Edel und Eichinger lassen es hier an nichts fehlen. Sie erfreuen den Zuschauer außerdem gleich zu Anfang mit einer fescchen Kavallerieattacke auf Studenten, die gegen den Besuch des Schahs von Persien protestieren. Nein, so friedlich und zivil ist die alte Bundesrepublik nicht gewesen. Sie war durchaus kriegsfähig, kein faschistisches „Schweinesystem“, sondern eine wehrhafte Demokratie im handgreiflichen Sinn.

Die Gegner, die Terroristen der RAF, Meinhof, Ensslin, Baader, Raspe und wie sie alle heißen, sind in dem Film auch nicht von schlechten Eltern. Manche kommen aus besten Kreisen. Aber mit biografischen Erklärungen politkrimineller Karrieren halten sich Eichinger und Edel nicht lange auf. Sie interessieren sich für die Kämpfer und deren innere Logik und Konsequenz und natürlich auch für ihr militärisches Geschick.

Manchmal hat man den Eindruck, sie sehen diese Auseinandersetzung ebenso sportlich, wie das der Desperado Baader tut. Der Finger der politischen Pädagogik bleibt aus dem Spiel. Der Zuschauer kann für die eine oder die andere Seite Partei ergreifen oder Sympathie erfinden. Nachvollziehbare und ehrenwerte Motive findet er beim Staat ebenso wie bei den Terroristen. Gewonnen hat am Ende der Stärkere. Aber den Geschlagenen darf man den Respekt nicht versagen. Das ist die moralisch ziemlich indifferente Grundhaltung des Films, von dem vollmundig behauptet worden ist, er zertrümmere den „Mythos RAF“ und befreie Deutschland von der „Erziehungsdiktatur“ der Terror-Romantiker.

Das istbarer Unsinn. Das Gegenteil kommt der Wahrheit dieses Films schon näher: Eichinger und Edel befeuern den Mythos des „Kriegs“ zwischen dem Staat und seinen revolutionären Herausforderern, in dem sie von diesem Krieg umstandslos in den Mustern des Action-Kinos erzählen. Da ist es unausweichlich, dass die abenteuerliche Truppe, die den bewaffneten Kampf in den Metropolen führen will, um ein Vielfaches farbiger, lebendiger und letztlich auch sympathischer erscheint als wackere deutsche Polizisten und Beamte.

Der RAF wird hier nicht die Maske des politischen Idealismus heruntergerissen, um sie als kriminelle Vereinigung erkennbar zu machen. Die Rollen der „bösen“ Terroristen sind durchweg mit Schauspielern besetzt, deren Sympathie- und Glamourwerte einfach keine abstoßenden Figuren zustande kommen lassen. Der Andreas Baader Moritz Bleibtreus kann noch so oft „Fotze“ schreien. Er hat mit seiner grenzenlosen Frechheit die Lacher auf seiner Seite.

Johanna Wokalek spielt Gudrun Ensslin als Terroristin, die so sehr mit sich im Reinen ist, dass jeder Coach sie gestressten leitenden Angestellten als Vorbild empfehlen müsste. Und dass Nadja Uhl als Brigitte Mohnhaupt sich nach fünf Jahren Knast erst einmal einen knackigen Jungterroristen ins Bett holt, das versteht doch jeder. Schließlich sind Terroristinnen auch nur Menschen und keine Heiligen.

Deshalb lehnten Baader und die Seinen im jordanischen Guerilla-Ausbildungslager auch die Geschlechtertrennung ab, legten sich nackt in die Sonne und agitierten sprachlose Palästinenser mit der Parole, dass „Ficken und Schießen“ zusammengehörten. So war das damals an der Sexfront in den Siebzigerjahren, jenem goldenen Zeitalter, in dem, wie man im Film sehen kann, der Mensch noch nichts wusste vom Terror der Intimrasur.

Besonders gespannt ist man natürlich darauf, welchen Schluss der Film findet. Nicht, dass man nicht wüsste, wie es ausgeht. Die entführte Lufthansa-Maschine wird in Mogadischu befreit, die Häftlinge in Stammheim werden tot in ihren Zellen aufgefunden, der entführte Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer wird in einem Wald im belgisch-französischen Grenzgebiet von seinen Entführern erschossen. Im Film hält Brigitte Mohnhaupt, Kopf der zweiten RAF-Generation und Strategin der Aktionen zur Befreiung der Stammheimer Gefangenen, eine Ansprache an die demoralisierten Genossen. Natürlich sind die fest davon

überzeugt, dass der Staat Baader, Ensslin und Raspe ermordet habe. Nein, sagt die Mohnhaupt, ihnen wurde nichts getan, sie haben etwas getan. Bis zum letzten Atemzug seien die Revolutionäre Herr der Situation gewesen. Macht aus ihnen keine armen Opfer, mahnt die Chefin. Aus der Mitte der terroristischen Vereinigung wird also der Mordlegende widersprochen, die in Sympathisantenkreisen gierig verbreitet wurde. Die Kämpferin, die weiß, wovon sie spricht, will ihre toten Genossen davor schützen, als "Opfer" in die Geschichte einzugehen. Ihren Selbstmord deutet sie zur letzten Befreiungstat um. Immer ging es in der RAF-Propaganda auch um existenzielle Selbstbehauptung des Einzelnen gegen ein "menschenfeindliches System". In diesem Kampf haben sich die Gründermütter und -väter des deutschen Linksterrorismus nicht unterkriegen lassen. Das ist die Botschaft, mit der "Der Baader Meinhof Komplex" den Zuschauer nach mehr als zweieinhalb Stunden ins Licht des Tages entlässt, in dem er erst einmal etwas Abstand gewinnen sollte von dem, was da in der Kino-Geschichtshöhle auf ihn einstürmte. Hat er die RAF nun gesehen, wie sie wirklich gewesen ist?

Dem romantischen Raunen und dem moralischen Kitsch in Zusammenhang mit dem Terrorismus haben Autor und Regisseur in der Tat den Garaus gemacht. Ihr Film ist ein Knaller, der einen Krieg so brutal zeigt, wie Krieg eben ist. Die Terroristen waren keine Idealisten, die nur aus Notwehr geschossen haben. Doch darüber müssen wir eigentlich nicht mehr aufgeklärt werden. Das gilt auch für die Motive, die Einzelne in den Terrorismus führten. Selten ist in einem Film die Gewaltatmosphäre der Jahre 1967/68 so eindringlich dargestellt worden. Im Kino fragt man sich, warum zwischen dem Tod Benno Ohnesorgs und dem - in allen brutalen Details gezeigten - Attentat auf Rudi Dutschke nicht noch viel mehr Leute zur Knarre gegriffen haben. Den weisen Horst Herold, Chef des Bundeskriminalamts, lässt diese Frage nach den Motiven nicht ruhen.

Gespielt von Bruno Ganz, ist er auf der Seite des Staates die Gegenfigur zur geheimnisvollen Gudrun Ensslin. Sie sind die beiden Kriegsherren in diesem Krieg, in dem der RAF posthum der Kombattantenstatus verliehen wird. Vom Kriminellen zum Krieger - wenn das die geschichtspolitische Karriere des deutschen Terroristen ist, dann kann er sich nicht beschweren und muss sich bei der großen Mythenmaschine Kino bedanken.

Schnelle Schnitte

VON ANDREAS FANIZADEH

Die TAZ vom 20. September 2008

<http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=sw&dig=2008%2F09%2F20%2Fa0109&cHash=8d50307560&type=98>

Nacktbaden auf Sylt. Die Kamera zeigt eine Ulrike Meinhof (gespielt von Martina Gedeck), die an einem sonnigen Tag im blau-weiß gestreiften Strandkorb sitzt und eine Illustrierte mit dem Cover des Schah von Persien liest. Ihre beiden Töchter tollen im Wasser. Ihr Mann Klaus Röhl (gespielt von Hans-Werner Meyer) unterhält sich abwechselnd mit Meinhof und einer am Strandkorb vorbeisclendernden nackten Blondine, wegen der sie ihn dann bald verlassen wird.

Eine weitere Einstellung vom Beginn des Films: eine halbwegs mondäne Sommerparty bei Röhl, dem damaligen Herausgeber der Zeitschrift *Konkret*. Röhl animiert Meinhof, ihren berühmten Brief an den persischen Diktator den Partygästen vorzulesen. Verhaltener Applaus. Dann ein schneller Szenenwechsel: 2. Juni 1967, Berlin, Bismarckstraße.

Der Film verlässt das private Nordseeidyll, stellt das Eintreffen des Schahs vor der Deutschen Oper nach und nimmt damit gleich zu Anfang rasant Fahrt auf. Komparsen und Schauspieler stehen vor den Absperrgittern an der Deutschen Oper und protestieren als studentische Menge lautstark. Vereinzelt platzen mit Mehl gefüllte Beutel auf den Asphalt.

Historisch genau rekonstruiert dieser Film nach Stefan Austs Buchvorlage das Geschehen. Frisuren, Kleidung, holzgetäfelte Beamtenzimmer, alles sitzt. Ein Sechzigerjahre-Bus fährt im Rücken der Polizeikette vor. Der Spielfilm lässt ihm regimetreue Perser entsteigen, in Anzügen und Pro-Schah-Sprechchöre skandierend. Nachdem das persische Staatsoberhaupt in der Deutschen Oper entschwinden ist, wenden sich die sogenannten Jubelperser den protestierenden Studenten zu. Die Filmkamera zoomt nahe ran, zeigt, wie sie ihre Transparentstangen zu Schlagstöcken umfunktionieren, durch die Polizeiketten spazieren und wahllos auf die Studenten, darunter spätere Protagonisten der RAF, eindreschen.

Diese sind perplex, hoffen, dass die westdeutsche Polizei einschreitet. Doch die sieht erst zu und prügelt dann selber wahllos auf Protestierende und Passanten ein. Massenpanik, berittene Einsatzkräfte, Wasserwerfer, ein furchtbares Massaker, das die Filmemacher im Stile des großen Actionkinos mit Wucht in Szene setzen. Ebenso wie zum Abschluss dieses historisch bedeutsamen Tages, die Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg durch einen Berliner Polizisten.

Bevor sich Uli Edel und Bernd Eichinger in ihrem Film der RAF widmen, zeigen sie die Ereignisse, die dem Entstehen des bewaffneten Untergrunds in Westdeutschland vorausgingen. Dazu gehört eine in den Handlungsstrang dieses Actionthrillers verwobene Szene, die die Schüsse auf Rudi Dutschke (Sebastian Blomberg) nachstellt. Oder die Spielfilmszene jener wahnsinnigen Prügel im Geiste des Postfaschismus, die Jugendliche wie Peter-Jürgen Boock (Vincenz Kiefer) in den Heimen der alten Bundesrepublik bezogen, bevor sie in die Badewanne zu Gudrun Ensslin (Johanna Wokalek) stiegen und sich der RAF anschlossen.

Doch zum Gesamtbild gehört auch ein nachdenklicher und differenzierungsfähiger Horst Herold als oberster Terrorismusfahnder, von einem brummligen Bruno Ganz gespielt, der Hühnerbrühe aus dem Suppentopf schöpft, während er seine mitunter sehr schneidigen Ressortleiter zur Lagebesprechung bittet und sie im Stile eines Dr. House abfertigt. Herold, der die so verblüffend einfache und zunächst überaus wirksame Rasterfahndung erfand, ist in Edels und Eichingers Spielfilm das gute und analytische Gewissen der alten Bundesrepublik. Ein kluger Zug der Regie, so man weiß, wie stark die politisch Handelnden damals versagten und sich von daher als positiv zu besetzendes Filmpersonal nicht anboten. Helmut Schmidt oder Franz Josef Strauß hätten sich als Figuren weitaus weniger ausgleichend und analysierend besetzen lassen als der aus dem Hintergrund agierende Herold.

Viel ist über den Film bereits vorweg diskutiert worden, den ausgesuchte Wichtigkeiten der Medienbranche lange vor den offiziellen Pressevorführungen dieser Woche begutachten durften. Ist der Streifen zu pathetisch geraten, in seiner Suche nach Authentizität zu effektheischerisch und darin konservativ und reaktionär? Man kann beruhigen: Nein, er ist es nicht. Edel und Eichinger haben in diesen Fall gut daran getan, einer Methode zu vertrauen, die sich so nah wie möglich an die historischen Ereignisse heranpirscht, die Kulissen genau rekonstruiert und sich bis in die Dialoge weitgehend von faktischen Überlieferungen inspirieren lässt, um sich erst in einen zweiten Schritt, der Fiktionalisierung, von der bleiernen Diktion des Faktischen und einer auch im Künstlerischen bislang völlig verknauzten Rezeption zu lösen.

Sie haben sich - dreißig Jahre nach 1977 - getraut, die Ereignisse unverkrampft und nicht moralisierend zu erzählen. Das ist auch heute noch mutig, da eine Distanzierung von etwas, womit die meisten nichts zu tun haben und hatten, unausgesprochen zu den Spielregeln des Betriebs gehören (und bis in die Haarspitzen eines Politologen am letzten Sonntag von einer überregionalen Zeitung untersucht wurden).

Herausgekommen ist ein "Baader-Meinhof-Komplex", ein Film, der die Geschichte, anders als im Sülz deutscher Betroffenheitsnachdenklichkeit lange üblich, über die Handlung erzählt und es dabei schafft, vielschichtig zu bleiben. Und man darf auch lachen, so zum Beispiel über einen pathetisch-kindischen Andreas Baader, der von Moritz Bleibtreu charismatisch dargestellt wird.

Lachen bedeutet jedoch nicht auslachen. Im Gegensatz zu den früheren, ideologisch motivierten Versuchen, aus Ulrike Meinhof so etwas wie eine Heilige zu machen und Baader als Zuhälter einer Mädchengang zu stilisieren, lässt dieser Film die Protagonisten als widersprüchliche Individuen erscheinen. Die damalige Lust an der Revolte wird nicht verschämt weggedrückt, ohne sie wäre ja auch sonst wenig in der Bundesrepublik passiert, von dem wir heute alle profitieren. Der Weg, so eine der Botschaften dieses Films, aus Pop und Rebellion führte eben nicht schnurstracks in die RAF und den bewaffneten Untergrund.

Bleibtreu spielt einen wilden, schnelle Autos liebenden, aber auch leidenschaftlichen und witzigen Baader, was der Sache wohl ziemlich nahe kommt. Warum diese mackerhafte Aufsässigkeit nicht harmlos blieb und Aktionismus und Draufgängertum zur besinnungslosen Bomberei führte, dafür liefert der Film immer wieder Hinweise.

Das Tempo, das der Film dabei einschlägt, die Rasanz der Szenen, Schauplatz- und Schusswechsel entspricht der damals so beschleunigten Entwicklung. Der Film zeigt, wie eine bürgerliche Ulrike Meinhof, sich von der Renitenz und Ausstrahlung einer Gudrun Ensslin und Andreas Baaders angezogen fühlt und später der Entwicklung nicht gewachsen ist.

Die RAF war kein großer Plan. Sie lag in der Luft, und die sie gründeten, hatten keinerlei Schulung oder historische Erfahrung. Die Schönheit der Mutigen und Entschlossenen, das sind immer auch starke Motive. Die frühe, noch nicht anonymisierte RAF hatte Sex und Ausstrahlung und bezahlte einen hohen Preis.

Stipe Ericig spielt einen sinnlichen Holger Meins, einen wild entschlossenen, der wie viele aus dieser Generation früh und sinnlos starb. Es ist eine der großen Leistungen dieses Films, dass er sein Starensemble die Protagonisten auf beiden Seiten als Menschen mit Gefühlen und Intelligenz darstellen lässt und sie nicht auf das Gerede von "Charaktermasken" reduziert.

Da darf man mit und über die nackten RAF-Frauen und Baader im palästinensischen Ausbildungslager lachen, ohne dass damit etwas anderes beschönigt würde. Die RAF-Sprache der Autobomben, die Logik von Gemetzel und Liquidierung, das macht der Film drastisch deutlich, all das ist bereits das Werk einer moralisierend-totalisierenden RAF-Gründergeneration. Aber eben auch, dass diese zu keiner Zeit einen Ansprechpartner fand, um den Todeszug zum Stehen zu bringen. Hanns Martin Schleyer oder die Stammheimer Gefangenen würden noch leben, das legen Edel und Eichinger in ihrer Auslegung des Horst Herold nahe, wenn das verbohrte politische Establishment bei Zeiten zu Einsicht und Besinnung gekommen wäre. Das sagt dieser Film, ohne die teilweise ja noch lebenden politischen Verantwortlichen wie Helmut Schmidt direkt beim Namen zu nennen.

Doch die alte Bundesrepublik war nicht demokratisch, antifaschistisch und integrationsfähig genug, weswegen sich neben dem Extrem RAF ja auch noch alle möglichen bis heute

wirkenden und friedlicheren Institutionen gründeten. Eine Schlüsselszene des Spielfilms zeigt Baader im Gefängnis von Stammheim. Es ist die Phase der Eskalation von 77, in der er versucht, der Bundesregierung ein Angebot von Austausch und Exil gegen Einstellung der Untergrundtätigkeit zu unterbreiten. Es kam anders. Der Film endet 1977. Das Töten zog sich noch durch die ganzen Achtzigerjahre. Erst 1998 folgte die Auflösungserklärung der RAF.

"Baader-Meinhof-Komplex" im Kino

RAF sells?

Am Donnerstag startet der "Baader-Meinhof-Komplex" im Kino. Bernd Eichinger und Uli Edel ist ein Film gelungen, der spannend und aufklärerisch von dem härtesten Konflikt der BRD erzählt.

Von Andreas Fanizadeh

Die TAZ vom 20.9.2008

<http://www.taz.de/1/leben/film/artikel/1/raf-sells/>

Nacktbaden auf Sylt. Die Kamera zeigt eine Ulrike Meinhof (gespielt von Martina Gedeck), die an einem sonnigen Tag im blau-weiß gestreiften Strandkorb sitzt und eine Illustrierte mit dem Cover des Schah von Persien liest. Ihre beiden Töchter tollen im Wasser. Ihr Mann Klaus Röhl (gespielt von Hans-Werner Meyer) unterhält sich abwechselnd mit Meinhof und einer am Strandkorb vorbeischlendernden nackten Blondine, wegen der sie ihn dann bald verlassen wird. Eine weitere Einstellung vom Beginn des Films: eine halbwegs mondäne Sommerparty bei Röhl, dem damaligen Herausgeber der Zeitschrift *Konkret*. Röhl animiert Meinhof, ihren berühmten Brief an den persischen Diktator den Partygästen vorzulesen. Verhaltener Applaus. Dann ein schneller Szenenwechsel: 2. Juni 1967, Berlin, Bismarckstraße.

Der Film verlässt das private Nordseeidyll, stellt das Eintreffen des Schahs vor der Deutschen Oper nach und nimmt damit gleich zu Anfang rasant Fahrt auf. Komparsen und Schauspieler stehen vor den Absperrgittern an der Deutschen Oper und protestieren als studentische Menge lautstark. Vereinzelt platzen mit Mehl gefüllte Beutel auf den Asphalt. Historisch genau rekonstruiert dieser Film nach Stefan Austs Buchvorlage das Geschehen. Frisuren, Kleidung, holzgetäfelte Beamtenzimmer, alles sitzt. Ein Sechzigerjahre-Bus fährt im Rücken der Polizeikette vor. Der Spielfilm lässt ihm regimetreue Perser entsteigen, in Anzügen und Pro-Schah-Sprechchöre skandierend. Nachdem das persische Staatsoberhaupt in der Deutschen Oper entschwinden ist, wenden sich die sogenannten Jubelperser den protestierenden Studenten zu. Die Filmkamera zoomt nahe ran, zeigt, wie sie ihre Transparentstangen zu Schlagstöcken umfunktionieren, durch die Polizeiketten spazieren und wahllos auf die Studenten, darunter spätere Protagonisten der RAF, eindreschen. Diese sind perplex, hoffen, dass die westdeutsche Polizei einschreitet. Doch die sieht erst zu und prügelt dann selber wahllos auf Protestierende und Passanten ein. Massenpanik, berittene Einsatzkräfte, Wasserwerfer, ein furchtbares Massaker, das die Filmer im Stile des großen Actionkinos mit Wucht in Szene setzen. Ebenso wie zum Abschluss dieses historisch bedeutsamen Tages, die Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg durch einen Berliner Polizisten. Bevor sich Uli Edel und Bernd Eichinger in ihrem Film der RAF widmen, zeigen sie die Ereignisse, die dem Entstehen des bewaffneten Untergrunds in Westdeutschland vorausgingen. Dazu gehört eine in den Handlungsstrang dieses Actionthrillers verwobene Szene, die die Schüsse auf Rudi Dutschke (Sebastian Blomberg) nachstellt. Oder die Spielfilmszene jener wahnsinnigen Prügel im Geiste des Postfaschismus, die Jugendliche wie Peter-Jürgen Boock (Vincenz Kiefer) in den Heimen der alten Bundesrepublik bezogen, bevor sie in die Badewanne zu Gudrun Ensslin (Johanna

Wokalek) stiegen und sich der RAF anschlossen. Doch zum Gesamtbild gehört auch ein nachdenklicher und differenzierungsfähiger Horst Herold als oberster Terrorismusfahnder, von einem brummligen Bruno Ganz gespielt, der Hühnerbrühe aus dem Suppentopf schöpft, während er seine mitunter sehr schneidigen Ressortleiter zur Lagebesprechung bittet und sie im Stile eines Dr. House abfertigt. Herold, der die so verblüffend einfache und zunächst überaus wirksame Rasterfahndung erfand, ist in Edels und Eichingers Spielfilm das gute und analytische Gewissen der alten Bundesrepublik. Ein kluger Zug der Regie, so man weiß, wie stark die politisch Handelnden damals versagten und sich von daher als positiv zu besetzendes Filmpersonal nicht anboten. Helmut Schmidt oder Franz Josef Strauß hätten sich als Figuren weitaus weniger ausgleichend und analysierend besetzen lassen als der aus dem Hintergrund agierende Herold. Viel ist über den Film bereits vorweg diskutiert worden, den ausgesuchte Wichtigkeiten der Medienbranche lange vor den offiziellen Pressevorführungen dieser Woche begutachten durften. Ist der Streifen zu pathetisch geraten, in seiner Suche nach Authentizität zu effektheischerisch und darin konservativ und reaktionär? Man kann beruhigen: Nein, er ist es nicht. Edel und Eichinger haben in diesen Fall gut daran getan, einer Methode zu vertrauen, die sich so nah wie möglich an die historischen Ereignisse heranpirscht, die Kulissen genau rekonstruiert und sich bis in die Dialoge weitgehend von faktischen Überlieferungen inspirieren lässt, um sich erst in einen zweiten Schritt, der Fiktionalisierung, von der bleiernen Diktion des Faktischen und einer auch im Künstlerischen bislang völlig verknauschten Rezeption zu lösen. Sie haben sich - dreißig Jahre nach 1977 - getraut, die Ereignisse unverkrampft und nicht moralisierend zu erzählen. Das ist auch heute noch mutig, da eine Distanzierung von etwas, womit die meisten nichts zu tun haben und hatten, unausgesprochen zu den Spielregeln des Betriebs gehören (und bis in die Haarspitzen eines Politologen am letzten Sonntag von einer überregionalen Zeitung untersucht wurden). Herausgekommen ist ein "Baader-Meinhof-Komplex", ein Film, der die Geschichte, anders als im Sülz deutscher Betroffenheitsnachdenklichkeit lange üblich, über die Handlung erzählt und es dabei schafft, vielschichtig zu bleiben. Und man darf auch lachen, so zum Beispiel über einen pathetisch-kindischen Andreas Baader, der von Moritz Bleibtreu charismatisch dargestellt wird. motivierten Versuchen, aus Ulrike Meinhof so etwas wie eine Heilige zu machen und Baader als Zuhälter einer Mädchengang zu stilisieren, lässt dieser Film die Protagonisten als widersprüchliche Individuen erscheinen. Die damalige Lust an der Revolte wird nicht verschämt weggedrückt, ohne sie wäre ja auch sonst wenig in der Bundesrepublik passiert, von dem wir heute alle profitieren. Der Weg, so eine der Botschaften dieses Films, aus Pop und Rebellion führte eben nicht schnurstracks in die RAF und den bewaffneten Untergrund. Bleibtreu spielt einen wilden, schnelle Autos liebenden, aber auch leidenschaftlichen und witzigen Baader, was der Sache wohl ziemlich nahe kommt. Warum diese mackerhafte Aufsässigkeit nicht harmlos blieb und Aktionismus und Draufgängertum zur besinnungslosen Bomberei führte, dafür liefert der Film immer wieder Hinweise. Das Tempo, das der Film dabei einschlägt, die Rasanz der Szenen, Schauplatz- und Schusswechsel entspricht der damals so beschleunigten Entwicklung. Der Film zeigt, wie eine bürgerliche Ulrike Meinhof, sich von der Renitenz und Ausstrahlung einer Gudrun Ensslin und Andreas Baaders angezogen fühlt und später der Entwicklung nicht gewachsen ist. Die RAF war kein großer Plan. Sie lag in der Luft, und die sie gründeten, hatten keinerlei Schulung oder historische Erfahrung. Die Schönheit der Mutigen und Entschlossenen, das sind immer auch starke Motive. Die frühe, noch nicht anonymisierte RAF hatte Sex und Ausstrahlung und bezahlte einen hohen Preis. Stipe Ericig spielt einen sinnlichen Holger Meins, einen wild entschlossenen, der wie viele aus dieser Generation früh und sinnlos starb. Es ist eine der großen Leistungen dieses Films, dass er sein Starensemble die Protagonisten auf beiden Seiten als Menschen mit Gefühlen und Intelligenz darstellen lässt und sie nicht auf das Gerede von "Charaktermasken" reduziert. Da darf man mit und über die nackten RAF-Frauen und Baader im palästinensischen Ausbildungslager lachen, ohne dass damit etwas anderes beschönigt würde. Die RAF-Sprache der Autobomben, die Logik von Gemetzel und Liquidierung, das macht der Film drastisch deutlich, all das ist bereits das Werk einer moralisierend-totalisierenden RAF-Gründergeneration. Aber eben auch, dass diese zu keiner Zeit einen Ansprechpartner fand, um den Todeszug zum Stehen zu bringen. Hanns Martin

Schleyer oder die Stammheimer Gefangenen würden noch leben, das legen Edel und Eichinger in ihrer Auslegung des Horst Herold nahe, wenn das verbohrt politische Establishment bei Zeiten zu Einsicht und Besinnung gekommen wäre. Das sagt dieser Film, ohne die teilweise ja noch lebenden politischen Verantwortlichen wie Helmut Schmidt direkt beim Namen zu nennen. Doch die alte Bundesrepublik war nicht demokratisch, antifaschistisch und integrationsfähig genug, weswegen sich neben dem Extrem RAF ja auch noch alle möglichen bis heute wirkenden und friedlicheren Institutionen gründeten. Eine Schlüsselszene des Spielfilms zeigt Baader im Gefängnis von Stammheim. Es ist die Phase der Eskalation von 77, in der er versucht, der Bundesregierung ein Angebot von Austausch und Exil gegen Einstellung der Untergrundtätigkeit zu unterbreiten. Es kam anders. Der Film endet 1977. Das Töten zog sich noch durch die ganzen Achtzigerjahre. Erst 1998 folgte die Auflösungserklärung der RAF.

Filmstart "Baader Meinhof Komplex"

Der Spuk geht weiter

Seit es die RAF gibt, gibt es Filme über die RAF. Damals wie heute ist es schwer, sich den Affekten zu entziehen, die mit ihnen einhergehen. Traumata verschwinden, wenn man lange genug drüber redet.

Von Christiane Nord

Die TAZ vom 20.9.2008

<http://www.taz.de/1/leben/film/artikel/1/der-spuk-geht-weiter/>

Die RAF ist Geschichte. 1998 hat sie sich aufgelöst, linksradikaler Terror existiert höchstens noch in den Köpfen einiger Staatsschützer, die sich von brennenden Autos in Prenzlauer Berg irritieren lassen. Auf T-Shirts des Labels Mägde und Knechte, in einem Film wie "Baader" mit seinem finalen Shoot-out oder in einer Zeitschrift wie *Tussi Deluxe* ist die RAF längst Pop geworden, beim kanadischen Underground-Regisseur Bruce LaBruce sogar Porno. Auch die jüngste Kinoproduktion, Uli Edels "Der Baader Meinhof Komplex", will die Ereignisse der 70er-Jahre kurz und *flashy* aufrufen und dann abhaken. Der Schuss auf Benno Ohnesorg, das Dutschke-Attentat, der Angriff aufs Springer-Hochhaus - all das stiftet ein paar markante Bilder, und schon gehts weiter zum nächsten Event. Lauter abrufbare Chiffren, bis Schleyers Kopf im Close-Up auf dem Boden liegt.

Die Historisierung und die Popwerdung stehen in merkwürdigem Kontrast dazu, wie auffällig oft das Wort Gespenst fällt, wenn von der RAF die Rede ist. 31 Jahre nach dem Deutschen Herbst gibt es etwas, was uns in regelmäßigen Abständen heimsucht - eine Art Spuk, eine Unruhe, ein Erregungszustand. Die Publikationswut, die Edels Film begleitet und die von der Produktionsfirma Constantin geschickt orchestriert wird, widerspricht zwar dem abhakenden Erzählmodus von "Der Baader Meinhof Komplex", reiht sich zugleich aber ein in hochgradig nervöse Diskussionen, wie sie etwa die RAF-Ausstellung in den Berliner Kunstwerken oder die Frage nach der Begnadigung Christian Klars auslösten. Die RAF ist eben doch kein Gegenstand, den man ruhigen Herzens den Historikern überlässt; sie ist kein Sujet, das in poppiger Zeichenhaftigkeit sein Unruhepotenzial verwirkt. Wie etwas Verdrängtes kehrt sie zyklisch wieder - nur dass in ihrem Fall der Begriff Verdrängung wenig Sinn ergibt, denn die RAF genießt ja jede Menge Öffentlichkeit. Sie wird weder ganz vergessen, noch so erinnert, dass ein Schlussstrich möglich wäre. Sie ist wie ein Trauma, das nicht im Versteck arbeitet, sondern größte Sichtbarkeit genießt. Es gibt eine ganze Reihe von Gründen, warum sich dieses Trauma trotz seiner Sichtbarkeit, trotz seiner Gegenwärtigkeit nicht auflöst. Der nächstliegende ist der, dass die Taten der Terroristen nicht aufgeklärt sind. Wer auf wen schoss, bleibt im Dunkeln. Hans-Joachim Klein, Mitglied eines Kommandos der "Revolutionären Zellen", das 1975 in Wien eine Opec-Konferenz stürmte, bildet eine große

Ausnahme, wenn er in dem Dokumentarfilm "Mein Leben als Terrorist" erklärt, wie diese Aktion zustande kam und was dabei passierte. Eine noch größere Ausnahme bildet er, weil er sich klar distanziert, indem er vor laufender Kamera seine damalige Naivität und Blindheit eingesteht. Die meisten ehemaligen RAFler hingegen schweigen zu ihren Taten so bleiern, wie die Behörden Dokumente und Abhörprotokolle unter Verschluss halten. Und dieses Schweigen gilt nicht nur für die Akte des Terrorismus, sondern auch für die Antworten des Staates. Nachdem das Kommando der GSG 9 in Mogadischu die entführte Lufthansa-Maschine gestürmt hatte, sagte Helmut Schmidt im Interview mit dem *Spiegel*: "Ich kann nur nachträglich den deutschen Juristen danken, dass sie das alles nicht verfassungsrechtlich untersucht haben." Offenkundig ist man heute immer noch zu nervös, als dass man entsprechende Untersuchungen zulassen wollte. Noch heute eignet der RAF etwas Verführerisches - noch und gerade heute, da der Rahmen, in dem politisches Agieren möglich ist, so verdammt eng geworden ist. Welche Räume gibt es für politisches Handeln, wenn allüberall die Globalisierung, der Neoliberalismus, die Alternativlosigkeit des Kapitalismus die Bedingungen diktieren? Wenn selbst Regierungen sich am liebsten als Verwalter von Sachzwängen aufführen? Wer die aus diesen Fragen resultierenden Ohnmachtsgefühle nicht produktiv verwandeln kann, findet im Tatmenschen Baader eine Lichtgestalt. Terror bedeutet einen Höhepunkt an Selbstermächtigung, einen Exzess an Handlungsfähigkeit - und das hat Strahlkraft. Allerdings auch den Nebeneffekt, dass die terroristische Handlung leicht das Gegenteil von dem bewirkt, was sie sich wünscht.

Für diese spezifische Dialektik findet Rainer Werner Fassbinder in seinem Film "Die dritte Generation" (1979) sehr hellsichtige Bilder. Der Manager eines Computerkonzerns leitet seine eigene Entführung in die Wege, und ein Ermittler des Staatsschutzes sagt: "Ich hatte einen Traum: Die Kapitalisten haben den Terrorismus erfunden, damit der Staat sie besser schützt." Dass Handlungswut nicht immer das erreicht, was sie beabsichtigt, ist eine Ironie, die auch Edels Film betrifft: Der macht sich Baaders Handlungswut zu eigen. So wie die von Moritz Bleibtreu gespielte Figur lieber schießt als nachdenkt, so will auch "Der Baader Meinhof Komplex" sich nicht lang mit Überlegungen über Darstellungsfragen und Bildproduktion aufhalten. Er will nichts als filmen. Ein weiterer Grund, warum die RAF verlässlich Erregungszustände hervorruft, ist der, dass bei ihr die Lagerbildung so gut funktioniert wie bei kaum einem anderen Gegenstand. Zu bestimmen, was rechts und was links ist, wird immer schwieriger. Doch wenn es um die RAF geht, tritt die alte Unterscheidung plötzlich wieder in Kraft. Ein Autor der *Welt* zum Beispiel empörte sich Anfang der Woche, weil die Darsteller, die in "Der Baader Meinhof Komplex" spielen, Verständnis für die Motive der Terroristen äußern - so als wäre ein Nachvollzug von Ideen bereits die Übernahme dieser Ideen. Wer sich die Reaktionen auf Heinrich Breloers Dokudrama "Todesspiel", das im Juni 1997 von der ARD ausgestrahlt wurde, ansieht, wird verblüfft sein, wie einhellig die Ablehnung in *taz* und *Konkret* ausfiel, während man in der *FAZ* begeistert war. Links mäkelte man über die Staatshörigkeit Breloers, rechts feierte man sie. Wenn man "Das Todesspiel" heute wieder sieht, kann man zu einer ganz anderen Lesart kommen: Breloers Intention mochte es zwar sein, Helmut Schmidts Krisenmanagement in positives Licht zu rücken. Doch er schaffte einen Kontrapunkt zu seiner eigenen Absicht, indem er das Leid der Geiseln in der entführten Maschine so überaus plastisch ausmalte. *Nolens volens* stellte er damit unbequeme Fragen in den Raum. War die Härte des Krisenstabs wirklich angemessen? Wäre es nicht besser gewesen, den Forderungen der Entführer nachzugeben und die inhaftierten RAFler freizulassen, anstatt das Leben der Geiseln zur Disposition zu stellen? Mit der Lagerbildung einher geht etwas anderes. So wie es 1977 schwierig war, eine Position jenseits der Fronten zu suchen, so war es schwierig, sich den heißlaufenden Gefühlsökonomien zu entziehen. Zur Psychodynamik des Deutschen Herbstes gehörten gewaltige Affekte, Reflexe und Emotionen. 70 Prozent der deutschen Bevölkerung befürworteten damals die Todesstrafe für Terroristen. Die "klammheimliche Freude" über den Mord an Siegfried Buback ist das Pendant dazu auf der Seite der Sympathisanten. In Breloers TV-Drama findet sich eine nächtliche Szene, in der brave Bürger in schwäbischem Idiom verlangen, man solle die RAFler "auf der Flucht erschießen", und in dem Kompilationsfilm "Deutschland im Herbst" (1977) kommt es zu einer bemerkenswerten Konfrontation zwischen Rainer Werner Fassbinder und seiner Mutter

Liselotte Eder. Unter den hartnäckigen Fragen des Regisseurs äußert sie immer totalitäre Ansichten darüber, wie mit den Terroristen zu verfahren sei. Zugleich fällt auf, dass Fassbinder geradezu inquisitorischen Furor an den Tag legt, obwohl er doch die liberale Position für sich reklamiert. Angesichts solcher Erhitzung stellt sich die Frage, wie viel antiliberales Denken damals zirkulierte und welches Ventil es sich suchte. Wüteten diese undemokratischen Reflexe und Ressentiments später weiter? Schämte man sich ihrer? Dazu passt schließlich, dass die RAF auch deshalb so viel Erregung produziert, weil sie mit dem anderen großen deutschen Erregungsthema, dem Nationalsozialismus, so eng verwoben ist. Die Terroristen nahmen für sich in Anspruch, als gute Söhne gegen die bösen Nazi-Väter anzutreten. Sie wollten den Widerstand leisten, den die Väter von 1933 bis 1945 zu leisten nicht imstande waren, und sie legitimierten ihr Tun, indem sie eine Kontinuität des Faschismus in der deutschen Gesellschaft konstatierten. Sie legten dabei paradoxerweise dieselbe Härte an den Tag wie ihre Väter und redeten sich das schön, indem sie Brechts Stück "Die Maßnahme" zitierten: "Furchtbar ist es, zu töten. / Aber nicht andere nur, / Auch uns töten wir, wenn es nottut, / Da doch nur mit Gewalt diese tötende / Welt zu ändern ist, wie / Jeder Lebende weiß."

Bei all diesem Fieber, bei all diesen Aufladungen nimmt es nicht wunder, wenn das Phänomen RAF noch immer seinen Spuk treibt. Dabei wäre es naiv, darauf mit strikter Aufklärung reagieren zu wollen. Traumata lösen sich nicht dadurch, dass man etwas aufklärt, sie lösen sich, wenn man immer wieder darüber redet - mit all den dazugehörigen Wiederholungen, Schleifen, Erregungen, Irrtümern und Rückfällen. Deshalb muss man sich vor Uli Edels Film nicht fürchten, selbst wenn er seinem Gegenstand mit frappierend niedrigem Reflexionsniveau entgegentritt. Ein ganz anderes Reflexionsniveau legte Christian Petzolds Film "Die innere Sicherheit" (2000) an den Tag. Er handelt von untergetauchten RAFlern, immer auf der Suche nach Zufluchtsorten. Sie agieren wie Untote. Am Ende sterben sie in einem brennenden Auto, doch das sieht man nur als Widerschein auf dem Gesicht ihrer pubertierenden Tochter. Der Spuk wird weitergehen.

„Baader-Meinhof-Komplex“

Wie konnte Gudrun Ensslin das tun, Frau Wokalek?

Von Bert Rebhandl

FAZ vom 20. September 2008

<http://www.faz.net/s/Rub4521147CD87A4D9390DA8578416FA2EC/Doc~E606EF5E1366049F38A66B82A762A58F2~ATpl~Ecommon~Spezial.html>

Berlin, am Tag nach der Premiere des „Baader-Meinhof-Komplex“ (siehe: Bernd Eichingers „Der Baader-Meinhof-Komplex“ ist eine Befreiung von der Erziehungsdiktatur): Johanna Wokalek sitzt in einem Hotelzimmer am Gendarmenmarkt. Sie wirkt hellwach, die kurzgeschnittenen Haare sehen unter einem Borsalino hervor - ein letztes, kleines Spiel mit dem Gangster-Image, das die RAF schon früh begleitet hat. Die Intensität ihrer Arbeit ist im Gespräch noch zu spüren.

Frau Wokalek, der Film „Der Baader-Meinhof-Komplex“, in dem Sie die RAF-Terroristin Gudrun Ensslin spielen, endet mit dem Satz: „Seht sie nicht so, wie sie nicht gewesen sind.“ Was wussten Sie von der historischen Figur Ensslin, bevor Sie diese Rolle erhielten?

Ich war zwei Jahre alt, als Gudrun Ensslin sich umgebracht hat. Ich hatte kein Bild. Aber ich habe dann natürlich, als das Angebot kam, versucht, mir eines zu machen. Dafür habe ich „Die Reise“ von Bernward Vesper gelesen, den „Moby Dick“, die Briefe von Gudrun Ensslin aus dem Gefängnis. Dazu kamen noch Archivmaterial und die Tonbandaufnahmen, es gibt eigentlich nur Bildschnipsel von ihr. Und dann musste ich alles wieder vergessen, weil ich ja nichts hatte, was ich nachahmen konnte. Das hätte mich schauspielerisch auch nicht

interessiert. Ich habe versucht, sie mir aus der Biographie zu erschließen. Diese personifizierte Konsequenz! Wenn man sich überlegt, dass sie aus einer Pfarrersfamilie kam, in der Gemeindejugend engagiert war, dass sie mit dem Gebot „Du sollst nicht töten“ aufwuchs und dass sie dann einen solchen Schnitt macht und diese Werte im Wunsch nach einer gerechteren Welt zu einer Art Messer werden und alles zerstören - diese Radikalität im Denken war für mich der Schlüssel. Die personifizierte Konsequenz wird im Film nur teilweise motiviert.

Woher stammte sie?

Natürlich hat Gudrun Ensslin die Schuldfrage an Eltern und Staat gestellt: Wie konnte es kommen, dass diese Ungeheuerlichkeiten im Nationalsozialismus zugelassen wurden? Diese Frage wurde nicht beantwortet. Ich glaube, das war dieser Umkipppunkt. Sie verlässt ihr Kind, sie verlässt ihren Verlobten und geht einen ganz anderen Weg mit Andreas Baader. Es ist auch nie moralisch, finde ich. Sie verweigert die Moral. Es ist eigentlich ein kaltes Denken. Es gibt zum Beispiel eine Szene früh im Film, in der ich das Kind an der Schulter habe und rauche. Das Kind hat jedes Mal geschrien, wenn es „Action“ hieß: Wahrscheinlich, weil es gespürt hat, dass ich es - in der Rolle - nicht will. Wenn ich das Baby dann an die Filmgroßmutter weitergegeben habe, hat es jedes Mal aufgehört zu weinen. Das hat mich betroffen gemacht, weil ich als Johanna Wokalek ja weit davon entfernt bin, so zu fühlen.

Wie konnte Gudrun Ensslin sich in die Männerwelt des Romans „Moby Dick“ eintragen?

Das war sehr klug von ihr, diesem Buch so eine große Bedeutung zu geben. Sie findet ein Sinnbild für ihr eigenes Denken: den Kapitän Ahab, der den weißen Wal, also den Leviathan, als Symbol des Staates hasst - fanatisch hasst.

Der Roman weiß aber auch schon um den Untergang. Gibt es eine Todessehnsucht aus Konsequenz?

Man weiß nicht, wie ein Mensch ist, wenn er entscheidet, sich umzubringen. Gudrun Ensslin sagt kurz vor dem Ende des Films: „Theologen hoffen.“ Angeblich hat sie dabei auch gelächelt. Wenn, dann ist das eine Konsequenz, die erschreckend ist.

Die Eltern sprechen im Film von „heiliger Selbstverwirklichung“.

Für mich war das sehr befremdlich. Auch dass die Mutter von „einer Befreiung“ spricht. Ich habe die Eltern Ensslin nicht gekannt. Auf was solche Worte hinauslaufen, weiß ich nicht.

Wie bereitet man sich auf eine Rolle vor, wenn das Ensemble so groß ist und das Drehbuch wenig Platz gewährt für innere Entwicklung?

Es war mir ganz schnell klar, dass es ein Film wird, der seine Geschichte nur anhand von Fakten, die erwiesen sind, zu erzählen versucht. Es geht nicht um die Seelenlandschaft von Gudrun Ensslin. Die Herausforderung war also, puzzleartig und in sehr kurzen Szenen zu versuchen, den Schlüssel zu finden und die Essenz zum Ausdruck zu bringen. Am Set war ich sehr isoliert. Das war außergewöhnlich, weil diese Frau mich ganz verlangt hat. Ich habe tatsächlich weniger gegessen. Der Versuch, diese Energie spürbar zu machen, war kräftezehrend. Die Dreharbeiten in Stammheim waren schrecklich. Die Szene, in der Martina Gedeck als Ulrike Meinhof und ich uns streiten, das ist reine Improvisation. Dieser Text war nie geschrieben. Da habe ich gemerkt, dass sich schon Schichten in mir abgelagert haben, auf die ich zugreifen konnte.

In ersten Einschätzungen des Films heißt es gelegentlich, Gudrun Ensslin sei, so wie Sie von Ihnen gespielt wird, eigentlich zu attraktiv. Haben Sie versucht, möglicherweise gegen diese Gefahr der Idolisierung anzuspielen?

Was Sie beschreiben, ist eine Draufsicht auf mich, die ich beim Spielen nie habe. Natürlich habe ich mit meiner Maskenbildnerin viel darüber gesprochen, dass die Haare in Stammheim ganz grau und ratzig aussehen mussten. Aber ich musste nie von irgendetwas wegspielen. Die Verwandlung vor dem Spiegel jeden Morgen durch dieses starke Augen-Make-up war natürlich kolossal. Da haben wir mit Schwarz nicht gespart. In ihren Gefängnisbriefen kann man nachlesen, wie spezifisch sich Gudrun Ensslin ihre Kosmetika gewünscht hat, und ihre Kleidung manchmal genau mit Markenbezeichnung. Deswegen kann es auch nicht sein, dass sie zu schön ist in diesem Film. Sie wollte auch im Gefängnis

sie selbst bleiben. Es gibt genaue Anweisungen von ihr, wie die Jeans zu sein hatten, und es gibt sogar ein Bild, auf dem sie Netzstrumpfhosen und den Anstaltskittel trägt. Sie hatte bis zum Schluss ein Bewusstsein von Kleidung, Schminke, Styling.

Die Beziehung zu Andreas Baader erscheint oft wie das Klischee eines Gangsterpärchens. Was war für Sie das Entscheidende zwischen den beiden?

Es ist immer ein Rätsel, worin eine Beziehung zwischen zwei Menschen besteht. Wie soll ich's wissen? Ich stelle mir vor, dass ihre Gegensätze sich angezogen haben und auch eine Attraktion für andere war: Offensichtlich waren sie ein faszinierendes Paar. Bei den Dreharbeiten hatte das von Anfang an eine Selbstverständlichkeit zwischen Moritz Bleibtreu und mir. Es sind ja nur Momente, in denen wir etwas zeigen konnten. Gudrun Ensslin muss große psychologische Klugheit besessen haben, Baader, der das Gegenextrem zu ihr war, zu bremsen und als Einzige mit seinen Ausbrüchen umgehen zu können.

In einer Diskussion der RAF-Gruppe fällt da dieser Satz von Ensslin an Baader: „Baby Baby, das kannst du gar nicht wissen.“ Baader sagt vorher: „Die Emanzipation der Frauen besteht darin, dass ihr eure Männer anschreit.“ In deftigeren Worten.

Das war für die Balance wohl wichtig.

Schon. Ich bin von Anfang an davon ausgegangen, dass Gudrun Ensslin eine intelligente, belebte Frau war, die das hier auch zum Ausdruck bringt. Es wird auch beschrieben, dass sie Widerworte gegeben hat - und er hat dann an sich gehalten.

Wo endet die Identifikation der Schauspielerin mit der Figur im Fall von Gudrun Ensslin?

Ab dem Moment des Tötens ist es für mich nicht nachvollziehbar. Das war aber der Reiz beim Spielen, eine Frau darzustellen, die für mich in diesen Extremen so fremd ist.

Gibt es aber so etwas wie politische Anknüpfungspunkte? Sie sind eine Generation jünger, aber die meisten Probleme, mit denen die RAF und die Studentenbewegung zu tun hatten, sind nicht aus der Welt.

Ich bin ja in erster Linie Schauspielerin. Dazu gehört für mich, dass ich die größtmögliche Freiheit in meinem Denken suche. Damit Phantasie sich entfalten kann, braucht sie Luft unter den Flügeln, sonst gibt es ununterbrochen Abstürze im Denken. Natürlich kann ich etwas beschreiben, was ich gerade jetzt empfinde oder beobachte, in unserer Zeit, in der wir uns alles kaufen können, was wir wollen. Jeder lebt viel mehr für sich, hat sein eigenes Ziel im Ich, das er verfolgt. Es gibt eine Überflutung an Möglichkeiten. Die Fähigkeit, die man erlernen muss, ist gar nicht mehr, ja zu sagen, sondern zu verneinen, um sich nicht in diesem Wohlbefinden des Daseins zu verlieren. Als Schauspielerin habe ich wiederum das Glück, dass ich ständig gezwungen bin, mich zu fokussieren: zum Beispiel, wenn ich mit Andrea Breth ein Stück über den Irak-Krieg mache (siehe: Andrea Breths „Motortown“ von Simon Stephens in Wien), Gudrun Ensslin spiele oder jetzt im Kino „Die Päpstin“. Das ist für mich wie ein Geschenk.

Haben Sie Verständnis für den Wunsch, sich gelegentlich in einer Masse zu verlieren, wie es die Studentenbewegung ja kurzzeitig war?

Ich bin kein Mensch für Gruppen. Ich gehe nicht gern auf Rockkonzerte, ich war nur einmal im Fußballstadion, kürzlich bei der Europameisterschaft: Ich fühle mich da nicht wohl. Vielleicht ist das auch Bestandteil dieses Berufes: Irgendwie ist man mit ihm auch allein.

Sie gehören zum Ensemble des Wiener Burgtheaters und damit auch zu einem sehr speziellen Starsystem. Was bedeutet das für Sie?

Ich war in Wien am Reinhardt-Seminar, dann habe ich eine große, sehr erfolgreiche Festwochenproduktion über Alma Mahler-Werfel gemacht. Anschließend habe ich Wien für zwei Jahre verlassen und in Bonn alle Rollen, groß und klein, am Theater gespielt, und bin dann zurückgekommen. Das Schöne in Wien ist das Gefühl, dass die Zuschauer teilhaben am Weg, den ein Schauspieler geht. Da gibt es dann manche, die einen sehr mögen, und andere, die es nicht tun - es ist nie gleichgültig.

Spätestens ab dem „Baader-Meinhof-Komplex“ gehören Sie auch zum Starsystem des deutschen Kinos, das sich gerade erst so allmählich entwickelt. Nehmen Sie Anteil daran?

Das ist vielleicht eigenartig, aber ich habe gar kein Bewusstsein für das Außen. Jetzt bin ich wieder in den Dreharbeiten zu der „Päpstin“, das braucht meine Energie viel notwendiger. Wir leben doch auch in einer ganz anderen Zeit, was Stars betrifft. Die Schnellebigkeit dieses Begriffs macht Stars doch zu einer Art Verbrauchsartikel. Man müsste den Begriff mit neuem Inhalt füllen, dann hätten wir vielleicht wieder Stars.

Was hat Sie dazu bewogen, die Hauptrolle in „Die Päpstin“ anzunehmen?

Es ist sehr spannend und schön, diese Verwandlung zu spielen - dass eine Frau gezwungen ist, sich als Mann zu verkleiden, um ihren Weg zu gehen, und dann, weil sie auch liebt, sich entscheiden muss und große Konflikte durchlebt.

Gab es in Ihrer Karriere auch schon schwierige Entscheidungen?

Es war für mich immer fließend. „Aimée und Jaguar“ war mein erster großer Kinofilm. Ich hatte ja auch immer große Abstände zwischen den Produktionen. „Hierankl“ war als emotionales Erlebnis und als Kammerstück mit meinen Kollegen ein ganz besonderer Film für mich (siehe: Video-Filmkritik: „Hierankl“). Aber ich muss sagen, dass die Gudrun Ensslin als Figur die extremste war.

Gibt es einen Ort, eine Situation, in der Sie ganz bei sich sein können? Eine Schauspielerin, die endlich aus der Rolle fallen kann?

Das ist für mich schon Wien. Das ist wie eine Oase. Für mich hat die Stadt im Vergleich zu meinen Besuchen in Deutschland eine andere Gelassenheit, ein anderes Zeitmaß. Ich reise aber auch mit dem Rucksack nach Peru, weil das eine Befreiung ist im Kopf, eine andere Welt zu erleben und sich dem auszusetzen.

Warum gerade Peru?

Ich wollte dieses Land sehen. Warum, weiß ich nicht, es hat mich einfach wahnsinnig interessiert. In Macchu Piccu ganz oben zu sein, bevor alle anderen kommen (da kommen ja dann einige), und diese Stadt aufwachen und sie so liegen zu sehen wie ein schlafendes Tier im Nebel, und wenn dieser Nebel sich dann lüftet und die Sonne das erwärmt - das hat mich sehr glücklich gemacht.

Zur Person

Johanna Wokalek wird am 3. März 1975 in Freiburg geboren. Nach dem Abitur geht sie ans berühmte Max-Reinhardt-Seminar nach Wien, um Schauspielerei zu erlernen. Auf der Bühne debütiert sie 1996 bei den Wiener Festwochen: „Alma - A Show biz ans Ende“ wird später auch für das Fernsehen verfilmt.

Nach der Ausbildung wechselt sie nach Bonn ans Schauspiel. Im Jahr 1999 erhält sie den Alfred-Kerr-Darstellerpreis für ihre Darstellung der Rose Bernd im gleichnamigen Stück von Gerhart Hauptmann. Zurück in Wien und fest aufgenommen ins Ensemble des Burgtheaters, gibt sie unter anderem Kleists „Käthchen in Heilbronn“ und Lessings „Emilia Galotti“.

Ihre Leinwandkarriere beginnt Johanna Wokalek im Film „Aimée und Jaguar“ (1998). Gleich mehrfach wird sie für ihre Rolle als Lene in Hans Steinbichlers Heimatfilm „Hierankl“ prämiert. Derzeit dreht sie unter der Regie von Sönke Wortmann die Verfilmung des Bestsellers „Die Päpstin“.

In Ulrich Edels Film „Der Baader-Meinhof-Komplex“, der an diesem Donnerstag in die Kinos kommt, spielt Johanna Wokalek die Terroristin Gudrun Ensslin.

Sohn eines RAF-Opfers

"Man darf nicht nur die Täter sehen"

Tagesspiegel vom 21.9.2008

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/RAF;art772,2619098>

Clais von Mirbachs Vater wurde 1975 von der RAF ermordet. Mit dem Tagesspiegel sprach er über Uli Edels Film "Der Baader-Meinhof-Komplex" und die Tatsache, dass bis heute die Täter mehr Raum einnehmen als ihre Opfer.

Herr von Mirbach, der Film „Der BaaderMeinhof-Komplex“ über die Geschichte der RAF zeigt auch die Geiselnahme in der deutschen Botschaft in Stockholm 1975, deren erstes Opfer Ihr Vater war. Was empfanden Sie, als Sie den Film sahen?

Unterschiedlichste Gedanken, auf verschiedenen Ebenen. Zuallererst als Angehöriger. Ich hatte mich darauf eingestellt, dass die Mordszene nicht schön werden würde. Immerhin zeigt sie, welch barbarische Tat das war. Das empfinde ich als großes Verdienst des Films, weil Stockholm häufig beschönigend als Botschaftsbesetzung oder Geiselnahme bezeichnet und die Tatsache, dass zwei Menschen ermordet wurden, ausgespart wird. In Wahrheit war der Mord sogar noch brutaler.

Inwiefern?

Die Hinrichtung meines Vaters wird im Film extrem gerafft. Dadurch entsteht der Eindruck, die Situation habe sich in kurzer Zeit hochgeschaukelt und geradezu folgerichtig in den Schüssen entladen. In Wahrheit musste mein Vater eine halbe Ewigkeit, über eine Stunde lang, immer wieder über den Countdown seiner eigenen Erschießung verhandeln. Als das von der RAF an die Bundesregierung gestellte Ultimatum verstrichen war, haben zwei Täter ihn gefesselt an die Treppe geführt und aus unmittelbarer Nähe geschossen. Sie haben nicht aus dem Affekt heraus in heller Aufregung eine Salve abgefeuert. Sie hatten alle Zeit der Welt, sich zu überlegen, was sie tun. Der Film zeigt auch nicht, dass die Terroristen meinen Vater anschließend kopfüber die Treppe hinunterwarfen und ihn schwer verletzt liegen ließen, bis sie sich nach langwierigen Verhandlungen mit der schwedischen Polizei bereit erklärten, ihn bergen zu lassen. Da war es zu spät.

Man könnte dem entgegenhalten, dass der Film die Ereignisse aus Zeitgründen nicht ausführlich erzählen kann.

Natürlich, das verstehe ich. Andererseits nimmt er sich mit den Tätern sehr viel Zeit, etwa bei der Festnahme von Baader.

Sie sprachen von mehreren Ebenen, auf denen der Film Sie beschäftigt hat?

Ich sehe den Film auch in meiner Eigenschaft als Staatsbürger, der sich fragt, ob dieser Teil der Geschichte angemessen abgehandelt wird. Zunächst fällt auf, dass der Film die Taten in keiner Weise beschönigt. Das empfinde ich als unerlässlich, weil man Menschen am besten daran erkennt, was sie tun und wie sie es tun. Der Zuschauer kann auch anhand der Taten beurteilen, ob sie tatsächlich von Idealisten und Menschenfreunden begangen wurden. Außerdem ist der Film sehr bemüht, historisch exakt zu sein. Auch das finde ich wichtig, weil man geschichtliche Vorgänge nur anhand zutreffender Fakten bewerten kann. Diesem Anspruch wird der Film weitgehend eindrucksvoll gerecht, soweit ich das beurteilen kann. Gleichwohl ist er historisch lückenhaft.

Was fehlt?

Zum Beispiel jeder Hinweis auf eine etwaige Verwicklung der DDR, die es wohl gegeben hat. Meines Wissens stellt der Filmautor die These auf, dass ein Teil der Studentenbewegung, geprägt durch Ereignisse wie den Tod von Benno Ohnesorg oder das Attentat auf Rudi Dutschke, zwangsläufig den Weg in die Gewalt gehen musste. Diese Zwangsläufigkeit ist aber fraglich, wenn es auch Anstöße von außen gab. Ferner erfährt der Zuschauer nicht, dass der Terror nicht 1977 endete, sondern eine dritte Generation weitere Morde verübt hat, die allesamt nicht aufgeklärt sind. Da es immer um etwaige Überreaktionen des Staates geht, wäre auch der Hinweis interessant gewesen, dass heute bis auf zwei Täter alle lebenslänglich Verurteilten vorzeitig entlassen oder begnadigt wurden. Vor allem vermisse ich die Entführung des CDU-Politikers Peter Lorenz im Februar 1975 im Film.

Warum sehen Sie das kritisch?

Weil der Film Wert darauf legt, die Motivation der RAF nachzuzeichnen. Insofern ist das erfolgreiche Freipressen von Terroristen durch die Lorenz-Entführung das Schlüsselereignis für alle weiteren Erpressungsversuche. Keine drei Monate danach erfolgte der Überfall auf die Botschaft in Stockholm mit der Forderung, 26 Terroristen freizulassen. Das scheiterte zwar, aber die Terroristen hatten weiter die Hoffnung, den Erfolg der Lorenz-Entführung zu wiederholen. Das war der Anreiz zur versuchten Ponto-Entführung und zur Schleyer-Entführung. Die Lorenz-Entführung zeigt einen schwachen Staat und die Folgen des Nachgebens. Alle Freigepressten haben sich später wieder terroristisch betätigt. Regisseur Uli Edel sagte im „Spiegel“, ihm sei klar, dass es Kritik geben werde, weil er die Geschichte der Täter erzählt und jene der Opfer außen vor lässt. Er habe deswegen zumindest die Geschichte des Mordes aus der Perspektive der Opfer erzählt und sei mit der Kamera in diesen Momenten bei ihnen. Wie denken Sie darüber? Sicher ist es eindrucksvoll, als Zuschauer das Mündungsfeuer auf sich zukommen zu sehen. Aber das ist kein Ersatz dafür, sich damit zu befassen, wen die Kugeln getroffen haben. Meines Erachtens ist die Sicht auf die Opfer unverzichtbar, um den Gesamtkomplex RAF richtig einzuordnen. Eine wesentliche Rechtfertigung der Täter war ja die, dass sie die „richtigen“ Opfer ausgesucht hätten. Dafür gab es in Teilen der Öffentlichkeit auch „klammheimliche Zustimmung“. Weil der Film die Opfer nur als Ziele darstellt und nicht als Menschen, nicht mit ihren Familien, nicht im Kontext ihrer Zeit, kann diese Legitimation nicht hinterfragt werden. Statt auch auf ihre Betrachtungsebene zu wechseln, übernimmt der Film die Opfer als genau das, worauf die RAF sie reduziert hat. Sie bleiben gleichsam wie Hanns Martin Schleyer „Gefangene der RAF“.

1977 gipfelte der RAF-Terror in den Ermordungen von Ponto und Schleyer und der Entführung der „Landshut“. 30 Jahre danach wurde viel über die RAF diskutiert, auch wegen der vorzeitigen Haftentlassung Brigitte Mohnhaupts und des Gnadengesuchs von Christian Klar. Hat sich die Diskussion über die RAF verändert?

Ich hatte letztes Jahr den Eindruck, dass es zum ersten Mal nicht nur um die Täter ging – um ihre Wege in die Gewalt oder die Frage, inwieweit ihnen durch Haftbedingungen oder etwaige Überreaktionen des Staates Unrecht geschehen ist und wann man ihnen Gnade zuteil werden lassen sollte. Man hat den Blick auch auf die Opfer gerichtet, darauf, wer und wie sie waren. Dieser Ansatz fehlt im Film.

Der Film verfolgt angeblich das Ziel, den Mythos RAF zu entzaubern.

Ich weiß nicht, worin der Mythos RAF eigentlich besteht. Sofern es dem Film darum geht, die RAF auch als brutale Mörder zu zeigen, mag das bei jenen etwas zerstören, denen das bislang nicht klar war. Wirklich Neues habe ich aber nicht gesehen, außer vielleicht, dass die Taten nicht beschönigt werden. Zur Entzauberung trägt andererseits nicht bei, dass die Täter

vielschichtig und von den besten Schauspielern unseres Landes dargestellt werden. So bewirkt der Film unfreiwillig eine Identifizierung mit den Tätern. Das wird verstärkt durch die unbarmherzige Darstellung ihrer Gegner, der staatlichen Repräsentanten. Mit Ausnahme der weitgehend fiktiven Figur des Horst Herold erscheinen sie als Karikaturen, blasiert, hämisch und unsympathisch.

Welche Fragen sind in der Auseinandersetzung mit der Geschichte der RAF wichtig?

Auseinandersetzung erfordert Faktenkenntnis. Die ist nach wie vor lückenhaft. In vielen Fällen ist bis heute unklar, wer geschossen hat und wie die Taten vorbereitet wurden. Wie wurden die Opfer ausgewählt? Welche Rolle spielte Unterstützung von außen, Stichwort DDR? Die Taten ab Mitte der achtziger Jahre sind nicht einmal juristisch aufgeklärt. Zum Teil ist noch unbekannt, wie sich die staatlichen Organe verhalten haben. Das alles zu klären ist wichtig, von einem Spielfilm aber natürlich nicht zu leisten.

Warum nehmen bis heute die Täter aus der RAF mehr Raum ein als die Opfer?

Man muss sich mit den Tätern befassen, um zu verstehen. Dabei besteht stets die Gefahr, dass Verstehen in Verständnis umschlägt. Man muss Distanz wahren und darf die Betrachtung nicht auf die Täter verengen. Nur so wird das Bild vollständig. Als Kontrollüberlegung für die Befassung mit linksextremistischen Taten mag dienen, wie man sich die Aufarbeitung rechtsextremistischer Taten wünscht. Da nehme ich bis heute erhebliche Unterschiede wahr.

Das Gespräch führte Anne Ameri-Siemens. Ihr Buch „Für die RAF war er das System, für mich der Vater“ ist soeben bei Piper als Taschenbuch erschienen (295 S., 8,95 €)

Clais Baron von Mirbach, 45, ist Rechtsanwalt und Sohn des 1975 von der RAF ermordeten Diplomaten Andreas Baron von Mirbach. Er ist heute in der ARD-Sendung „Anne Will“ zu Gast.

Die Rote-Teppich-Fraktion

Terroristen im Rampenlicht: Premiere für den Film „Der Baader-Meinhof-Komplex“ im Delphi-Kino

Von Andreas Conrad

Der Tagesspiegel vom 21. September 2008

(nicht frei verfügbar)

Baader Meinhof film stirs controversy in Germany

By Tony Paterson

Daily Telegraph vom 21. September 2008

<http://www.telegraph.co.uk/news/worldnews/europe/germany/3024047/Baader-Meinhof-film-stirs-controversy-in-Germany.html>

Germany will confront another dark chapter from its recent past this week when a new and violent film claiming to debunk the myths surrounding the country's 1970s Baader-Meinhof terrorist gang goes on general release.

The controversial *The Baader-Meinhof Complex* is a warts-and-all depiction by the producer Bernd Eichinger, who won fame with his taboo-breaking 2004 hit *Downfall*, about Hitler's last days in his besieged Berlin bunker.

His new work on the Left-wing Baader-Meinhof gang – also known as the Red Army Faction – is reputed to be the most expensive German film ever made. Starring some of the country's top actors, it sets out to remind the German public that the gang members were vicious killers, rather than the glamorous but misguided revolutionaries that some now prefer to remember.

However, the film, which hopes to emulate the success of *The Lives of Others*, the 2007 Academy Award winner about the East German Stasi spy network, has been criticised for its violence. Children of Baader-Meinhof gang members, and the gang's victims, have described it as tasteless hero worship, while some of the former terrorists have complained that the production is a callous attempt to reap box office profits.

The gang killed at least 33 mainly prominent members of former West Germany's political and industrial establishment between 1970 and 1991. Founded by Andreas Baader and Ulrike Meinhof, it emerged from the Leftist student and anti-Vietnam war movements of the 1960s.

But while its members were both violent and criminal, they were also considered to be expressing an anger that many Germans born after the war felt towards their parents' generation, whom they commonly viewed as accomplices to the Nazi era. As a result, previous German films have tended to portray the group with a degree of sympathy.

The brutality of their kidnappings, aircraft hijackings and murders was played down, while their perceived role as victims of a morally bankrupt society was emphasised. One film, by the director Christoph Roth, portrayed Baader as an eminently "cool" individual.

The Baader-Meinhof Complex breaks with that tradition. In one scene a female gang member is shown wheeling a pram across a zebra crossing to stop the car of an assassination target. She pulls a machine-gun out of the pram and pumps a seemingly endless stream of bullets into the vehicle. However, the film has been accused of reducing a complex terrorist era to a mere "action movie". Michael Buback, the son of Siegfried Buback, the German state prosecutor murdered by the gang, has complained that the film insults the dignity of his family. "I have to ask myself whether it is right to show my father's murder in this way," he said.

Bettina Rohl, Meinhof's daughter, dismissed it as "unabashed hero worship".

Equally critical was Christof Wackernagel, a former gang member, who said: "This film is just about making money. It makes me sick."

Baader-Meinhof epic takes on 'terrorist chic'

AFP

The Arab Times (Kuwait) vom 21. September 2008

<http://www.arabtimesonline.com/client/pagesdetails.asp?nid=22558&ccid=13>

BERLIN, Sept 21, (AFP): A German film taking a new look at the bloody legacy of the Baader Meinhof Gang will open this week, aiming to blot out the "terrorist chic" image of the 1970s urban guerrilla outfit. Reportedly the most expensive German picture ever made, "The Baader Meinhof Complex" is based on a bestseller by Stefan Aust, a former editor of the influential weekly Der Spiegel.

It chronicles in exacting detail the wave of assassinations, bombings and kidnappings after the group, also known as the Red Army Faction (RAF), declared war on what it called the morally bankrupt West German state. The filmmakers say the picture, which will be released Thursday and has already been selected as Germany's entry in the Oscar race, will put an end to the glamourisation the young revolutionaries have undergone in popular culture in recent years. Some of the country's most influential critics have hailed the film as an authentic look at the most turbulent decade in postwar Germany.

But several commentators, including children of the RAF's members and victims, say the A-list cast and estimated 20-million-euro (29-million dollar) budget have created a titillating, irresponsible spectacle. "Bernd Eichinger claims that his film will destroy the RAF myth but the opposite is the case," one of Meinhof's daughters, 46-year-old journalist Bettina Roehl, wrote on her blog referring to the screenwriter and producer. "The 'Baader Meinhof Complex' is the worst-case scenario — it would be impossible to top its hero worship." The Baader Meinhof Gang, dubbed so after its founders Andreas Baader and Ulrike Meinhof, captured the imagination of a generation that charged that their parents had failed to own up to Germany's Nazi past. Activists inspired by the 1960s student protests against the Vietnam War and US policy in the Middle East became radicalised, resorting to violence and mayhem to bring down West Germany's young democracy.

Suicide

A second generation of RAF members continued the campaign after Baader and Meinhof committed suicide in prison following their capture in 1972. But many sympathisers were eventually repelled by the band's reign of terror. It is believed to have killed 34 people before disbanding in 1998. "This was, and not just for me, the biggest German tragedy of the postwar period," said Eichinger, whose 2004 drama "Downfall" set in Hitler's bunker was nominated for an Academy Award.

Like "Downfall" and the Stasi drama "The Lives of Others" which won the 2007 Academy Award for best foreign language film, "The Baader Meinhof Komplex" was conceived as a blockbuster to help Germans come to terms with another dark chapter of their past. The cast include Moritz Bleibtreu ("Run, Lola, Run") and Martina Gedeck ("The Lives of Others"), who appear in hipster clothing and indulge in free love, drag racing in stolen Porsches and orgiastic shoot-em-ups.

A stint in a Palestinian militant training camp in Jordan in one scene turns into a farce when the female guerrillas insist on sunbathing in the buff within the sights of the Muslim fighters. The film has drawn comparisons with Steven Spielberg's "Munich" in its structure and themes, examining the corrupting power of fierce idealism when the ends are to justify the means. In recent years, a handful of films and television programmes on the RAF including the 2002 biopic "Baader" were accused of lionising the charismatic, if fanatical, protagonists. T-shirts emblazoned with "Prada Meinhof" or the RAF's Heckler and Koch machine gun logo rode a wave of "terrorist chic" among 20-somethings in German cities. The film received major public funding and the German government, ever wary of extremism, threw its support

behind the project. "It's time we had an unflinching look at this topic using film as a medium. Until now, movies tended to make heroes out of the main characters," the president of the Federal Agency for Civic Education, Thomas Krueger, told German radio, praising the filmmakers' efforts.

"But this is a blood stain that soaks a strain of German history. It needs to be confronted honestly." Joerg Schleyer, son of industrialist Hanns Martin Schleyer who was murdered by the RAF in the notorious "German Autumn" of 1977, also raved about the picture after its gala premiere. "The 'Baader Meinhof Complex' shows the wanton brutality of the RAF without sullyng its victims' memory," Schleyer, 54, told the daily Bild. "You see how my father's chauffeur and another passenger in the car were just slaughtered. It hurts me to watch that but it is the only way to make clear to young people how brutal and bloodthirsty the RAF was at that time. "They were not rebels or freedom fighters. They were murderers." The film has been sold to several foreign markets and will be released in Britain and France in November.

„Baader-Meinhof-Komplex“ bei Anne Will

Sie wurden einfach umgemäht

Von Michael Hanfeld

FAZ vom 22.9. 2008

<http://www.faz.net/s/Rub475F682E3FC24868A8A5276D4FB916D7/Doc~E261CF058757E43DEA691C4B7DF1D0461~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Im Fernsehen und darüber hinaus deutet sich eine Zäsur an: Es scheint endlich möglich zu sein, über den Linksterrorismus in Deutschland, der die Bundesrepublik vom Ende der sechziger bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein herausforderte, zu sprechen, ohne noch einmal den ganzen rhetorischen Einfühlungsbombast aufzuschütten, der zu nichts anderem führte, als dass die Täter immer größer und ihre Opfer immer kleiner erschienen. Es sind namhafte und namenlose Generations- und Zeitgenossen, die bis heute der „Sache“ der RAF, was immer das gewesen sein mag, irgendetwas abgewinnen können und sich vor der Einsicht sperren, dass dies ein einziger mörderischer Wahnsinn war, keine Revolution im Namen des Volkes, sondern der perverse Selbstverwirklichungstrip von Bürgerkindern, die am Ende ihres Weges den Nazivorvätern viel näher waren als sie es sich je hätten vorstellen können. Damit hat es langsam aber sicher ein Ende und darin liegt die Zäsur. „Hört auf sie so zu sehen, wie sie nicht waren“, heißt es zu dem Film, der am Donnerstag in die Kinos kommt. Und so lautet auch die Botschaft des ehemaligen „Spiegel“-Chefredakteurs Stefan Aust, auf dessen Buch der Film „Der Baader-Meinhof-Komplex“ beruht. Die Opfer erscheinen als „Schießbudenfiguren“ Das Tragische ist, dass Aust, der Regisseur Uli Edel und der Produzent Bernd Eichinger in ihrem Bestreben zu zeigen, was war und wie es war, den Opfern niemals gerecht werden. Und in den Augen der Angehörigen stets zu kurz greifen werden. Clais von Mirbach, der Sohn des bei dem Angriff eines RAF-Kommandos auf die deutsche Botschaft in Stockholm am 24. Juli 1975 hinterrücks ermordeten Militärattachés Andreas von Mirbach, machte das ganz deutlich. Eine Stunde lang dauerte das Martyrium seines von den Terroristen durchsiebten Vaters, im Film ist es eine Sequenz von wenigen Sekunden. Die Opfer, sagte von Mirbach, erschienen wie „Schießbudenfiguren, die man wegmäht“. Den geschichtlichen Komplex dieser Zeit zu erklären, dafür reiche die Täterperspektive nicht aus. Es gelte vielmehr, die Täter mit ihren hehren Einlassungen an ihren Handlungen zu messen: „Wir erkennen Menschen an dem, was sie tun und wie sie es tun.“ Mehr muss man zu diesem Thema kaum sagen und eindrucksvoller als Clais von Mirbach dies tut, kann man es sich auch kaum vorstellen. Heute ist er so alt wie es sein Vater war, als er ermordet wurde. Ermordet, weil er

im Auftrag des Staates an einer ganz bestimmten Stelle seinen Dienst versah, an einer Stelle, welche die RAF ausbaldowert hatte, um das „Schweinesystem“ zu treffen.

„Für die RAF war er das System, für mich der Vater“

Wenn man Menschen wie Clais von Mirbach und andere Angehörige von RAF-Opfern sprechen hört, wie sie die Journalistin Anne Siemens im vergangenen Jahr für ihr Buch „Für die RAF war er das System, für mich der Vater“ (siehe: Im Gespräch mit Angehörigen von Opfern der RAF) versammelt hat, wird deutlich, was in den vergangenen Jahren bei der Debatte über die RAF alles in den Hintergrund gedrängt worden ist. Erst langsam finden die Opfer einen angemessenen Platz, werden wenigstens benannt, als Menschen, als Personen erkannt und eben nicht als „Schießbudenfiguren“, die von ein paar obercoolen Popstarterroristen niedergemacht werden. Umso schmerzlicher erinnert man sich daran, dass im vergangenen Jahr, da der „deutsche Herbst“ 1977 allerorten Thema war, eben jener Clais von Mirbach und andere von dem ARD-Kulturmagazine „tut“ zu einer schwülstigen Versöhnung mit den Tätern aufgefordert wurden, von deren häufig vorzeitigem Freikommen sie unter Umständen nur aus der Zeitung erfahren hatten. Das war ein pervernes Stück Fernsehen, getragen von dem falschen Verständnis für die Täter, das es an diesem Abend erfreulicherweise nicht gab.

Hat Andreas Baader gelispelt?

Daran hatte auch Hans-Jochen Vogel seinen Anteil, der damals Justizminister war und sich bei Anne Will erstaunt darüber zeigte, daß es offenbar eine „zentrale Frage“ sei, ob Andreas Baader gelispelt habe oder nicht. Es gehe doch wohl um etwas mehr, um etwas ganz anderes, um die Herausforderung der Demokratie durch Gewalttäter, die vor Entführung und Mord nicht zurückschreckten. Und in diesem Zusammenhang kommen Vogel die Vertreter des Staates in dem neuen Kinofilm generell zu kurz und wenn, dann zu schlecht weg. Die Täter erschienen anfangs beinahe als Sympathieträger, die von der RAF ermordeten Siegfried Buback und Hans-Martin Schleyer hingegen schon ihrer Physiognomie nach als Klischeefiguren. Wir möchten Hans-Jochen Vogel in dieser Kritik nicht widersprechen, wie sollten wir auch, schließlich gehören wir nicht zum Kreise derer, die den Film schon gesehen haben. Doch ist er damit bei Stefan Aust an der falschen Adresse. Es gibt wohl kaum jemanden, der wie er mit den Lebenslügen seiner Generation und dem „Mythos“ RAF aufgeräumt hat. Aust hat noch stets für sich in Anspruch nehmen dürfen, ein Realist zu sein und die Realität so wahrheitsgetreu wie möglich darzustellen. Darin eine Standpunktlosigkeit zu erkennen wäre ein Fehler: An den Motiven, an den Taten und an der Brutalität der Täter lässt Aust keinen Zweifel. Und schon am Anfang und dann noch einmal am Ende der RAF-Dokumentation, welche die ARD im vergangenen Jahr im Ersten von ihm zeigte, bekam man klipp und klar und knallhart um die Ohren gehauen, was das Erbe der RAF ist: sinnlose Gewalt mit Dutzenden Toten und Verletzten, deren Namen den langen, langen Abspann bildeten. Hans-Jochen Vogel stieß am Sonntagabend bei Anne Will ein paar dieser Namen hervor. Und er wiederholte seine Einschätzung, dass der Staat damals den Erpressungsversuchen der RAF, sei es in Stockholm oder später bei der nach Mogadischu entführten Lufthansa-Maschine „Landshut“, nicht nachgeben durfte und es ein Fehler gewesen sei, dass man dies im Fall des entführten CDU-Politikers Peter Lorenz getan habe. Es ist kein Wunder, wie sehr Vogel das Schicksal derer nahegeht, die durch ihren Tod den denkbar höchsten Preis für den Bestand der Demokratie bezahlt haben. Verständnis hört auf, wo die Gewalt beginnt. Ein wenig undankbar waren in der Runde allein der Part von Martina Gedeck, die in dem Kinofilm Ulrike Meinhof spielt, und der von Moritz Bleibtreu, der Andreas Baader verkörpert. Glücklicherweise versagten es sich die beiden, sich in ihre Rollenvorbilder allzu sehr hineinzuphantasieren. Moritz Bleibtreu sagte ganz genau, wo bei ihm das Verständnis aufhört, nämlich da, wo die Bereitschaft zur Gewalt beginnt, und angesichts der Schicksale der übrigen an diesem Abend Versammelten sei seine private Meinung zu diesem Thema ohnehin nicht sehr maßgeblich. Besser konnte er sich gar nicht aus der Affäre ziehen. Damit verwies der Schauspieler aber auf das einzige, allerdings grundlegende Manko der Talkrunde von Anne Will, das sie mit Filmausschnitten so gut es

ging wettzumachen suchte: Den Film, um den und dessen Geschichte es hier ging, hat bislang ja so gut wie niemand gesehen. Wie soll man da also beurteilen, ob eher der Buchautor oder eher der ehemalige Justizminister oder der Sohn des ermordeten Militärattachés richtig liegt?

Man wird sich den Film wohl ansehen müssen. Die beste Anne-Will-Sendung seit langem haben wir ihm, das darf man am Montagmorgen schon sagen, auf jeden Fall zu verdanken. Und vielleicht erleben wir ja auch irgendwann, dass nicht nur die Opfer der RAF eine Stimme bekommen, sondern die Täter beginnen, sich ihrer Schuld zu stellen und ehrlich zu sprechen. Aber wir wissen ja in den wichtigsten Fällen noch nicht einmal, wer die Morde der RAF begangen hat.

Welcher Film?

Anne Will: Baader-Meinhof goes Hollywood – Der Film, der Terror und die Opfer. ARD.

Von Christina Tilmann

Der Tagesspiegel vom 23. September 2008

<http://www.tagesspiegel.de/medien-news/ARD-RAF-Baader-Meinhof-Komplex;art15532,2620232>

Ernstes Thema, ernste Gesichter. Nein, aus der Rolle fällt keiner, keiner verliert die Fassung, und heftigen Streit gibt es schon gar nicht trotz gelegentlich erkennbarer Differenzen. Wie auch? Die Runde, die am Sonntagabend vor knapp drei Millionen Zuschauern bei „Anne Will“ über die RAF und den Baader-Meinhof-Film diskutieren soll, reagiert erwartungsgemäß. Hans-Jochen Vogel tadelt die negative Darstellung der staatlichen Macht im Film, Clais Baron von Mirbach fordert mehr Aufmerksamkeit für die Opfer, die Schauspieler Martina Gedeck und Moritz Bleibtreu beharren auf ihrem Recht zur Interpretation und Drehbuchautor Stefan Aust verwahrt sich gegen alles, was bemängelt wird. Und im Fernsehpublikum hat ohnehin noch keiner die Chance, eine eigene Meinung zum Thema zu entwickeln: Der Film kommt erst am Donnerstag in die Kinos.

Kaum zu fassen, dass noch vor einigen Jahren das Vorhaben der Berliner KunstWerke, eine RAF-Ausstellung zu veranstalten, einen ganzen Sommer zu heftigsten Diskussionen führte. Um Deutungshoheit geht es zwar immer noch, auch um historische Gerechtigkeit, und doch ist die Einsicht in die Fiktionalität von Erinnerungen gewachsen. Nicht umsonst erinnern beide Schauspieler daran, dass für sie, die sie die RAF nur aus Medienberichten kennen, die Auseinandersetzung mit der Legende im Vordergrund steht. „Auch Maria Stuart, auch Johanna oder Medea waren einmal real, aber wir kennen sie nur noch aus den Geschichten.“ Und keine Geschichte, auch kein Film könne die absolute Wahrheit erzählen, mahnt Martina Gedeck.

Die anderen, Beteiligte oder Betroffene des dreißig Jahre zurückliegenden Geschehens, sind immer noch mehr mit der Frage beschäftigt, ob die damaligen Entscheidungen, in Stockholm, bei der Lorenz-Entführung, bei Schleyer richtig waren. Nur als Clais von Mirbach über die Ermordung seines Vaters berichtet, ernst, beherrscht, konzentriert, herrscht wirklich betroffenes Schweigen in der Runde. Die Wirklichkeit ist immer noch stärker als jeder Film. Und trotzdem erscheint es als Zumutung, gerade diese Filmszene herauszugreifen, in Anwesenheit der Witwe und der Kinder. Fernsehen ist voyeuristisch, in solchen Momenten. Doch die Zeit der erregten Diskussionen scheint vorbei.

Filmpremiere

Interview zum RAF-Film

"Andreas Baader redete ziemlichlichen Murks"

WELT-online vom 23.9.2008

<http://www.welt.de/kultur/article2479112/Andreas-Baader-redete-ziemlichen-Murks.html>

Von Hanns-Georg Rodek 23. September 2008

Der Film über die RAF wird vor seinem Start an diesem Donnerstag heiß debattiert. Wie viel Wahrheit, wie viel Mythos wird gezeigt? WELT ONLINE sprach mit den Darstellern Moritz Bleibtreu und Johanna Wokalek und mit Regisseur Uli Edel über Terror, Morde und den Dialekt von Gudrun Ensslin.

WELT ONLINE: Wo waren Sie 1977, im „Deutschen Herbst“?

Uli Edel: In München. Aber für mich waren 1967/68 die entscheidenden Jahre, die starke Emotionen ausgelöst haben. Bis 1977 war schon viel passiert, was man nicht mehr nachvollziehen konnte. Da war eher eine Wut, dass der Staat dem nicht früher Einhalt geboten hatte. Eine Eskalation der Gewalt, bei der man nur noch wütend und depressiv werden konnte.

Moritz Bleibtreu: Ich war in der ersten Klasse.

WELT ONLINE: Und standen trotzdem schon bald vor der Kamera.

Bleibtreu: „Neues aus Uhlenbusch“ habe ich gedreht, als ich in die dritte Klasse ging. Das war super.

Johanna Wokalek: Ich war zwei. Und war im Kinderzimmer oder vielleicht im Gitterbettchen.

WELT ONLINE: Und Sie waren in Freiburg, im Badischen.

Edel: Lörrach, Karlsruhe, Freiburg. Das waren die Brutstätten des Terrors. Viele der Terroristen kamen aus diesem Landstrich.

WELT ONLINE: Woher das Wissen über die RAF, wenn man sie nicht miterlebt hat?

Bleibtreu: Ich weiß noch, dass ich versucht habe, den „Baader-Meinhof-Komplex“ von Aust zu lesen, als ich 16 oder 17 war. Aber es hat mich überfordert, so viele Figuren, so viele Zusammenhänge. Nach 100 Seiten habe ich aufgegeben. Da Terrorismus bei mir im Geschichtsunterricht nicht vorkam, habe ich mich erst in der Vorbereitung auf den Film eingehend damit befasst. Was sich bei meiner Recherche geändert hat, war das Bild, das ich von Baader hatte. Ich hätte ihn für einen politischeren Kopf gehalten.

Wokalek: Ich erinnere mich an Bad Kleinen, diffus, als Stimmung. Der Auslöser für eine intensive Beschäftigung war erst die Rolle der Gudrun Ensslin.

Edel: Ich komme wie Johanna aus der Nähe Freiburgs, und meine Mutter kannte die Mutter von Christian Klar, die fünf Kilometer von uns entfernt wohnte. Viele meiner Freunde sind mit dem Christian in die Schule gegangen. Als ich 1968 nach München kam, war Rolf Pohle der Asta-Vorsitzende der Germanisten. Ulrike Meinhof gehörte zu den Münchner Tupamaros, die – wie ich erst bei den Recherchen erfahren habe – schon damals Banküberfälle verübten, um einen Kinderladen zu „finanzieren“. Rolf Heißler, der damals ihr Freund war, ist dabei gefasst worden. Fritz Teufel ging dort ein und aus, wie auch Irmgard Möller, die mit ihm befreundet war. Eine andere enge Freundin von Teufel war Antje Krüger, die für unseren Film die Garderobe gemacht hat.

WELT ONLINE: Wie kann man sich das junge München damals vorstellen? Es gibt die Filmhochschule, Fassbinders Antitheater, die Rabl-Kommune ...

"Viele meiner Freunde gingen mit Christian Klar in die Schule" Uli Edel

Edel: Es gab unheimlich viele Aktivitäten. Ich war z. B. erst in der „La Mamma“-Gruppe, die später zu einem richtig politischen Theater wurde. Viele meiner Freunde – die auch heute noch Freunde sind – wurden erst SDSler und danach Spartakisten. Einige haben Berufsverbot bekommen. Aber 1969/70 war das schon am Abflauen, und ich ging an die Filmhochschule – wie Bernd Eichinger.

WELT ONLINE: Das klingt nach einer ziemlich coolen Zeit.

Edel: Natürlich haben wir diese Leute bewundert. Ich habe vor allem verfolgt, was Ulrike Meinhof tat. Sie hat den schärfsten Verstand gehabt, und ihre Kolumnen haben die Lage auf eine Weise analysiert, die uns bis dahin nicht geläufig war. Man hat „Konkret“ wegen ihr gekauft, sie war in TV-Diskussionen, sie hat Filme gemacht. Und plötzlich verschwand sie im Untergrund. Das war schon sehr aufregend.

WELT ONLINE: Und dann kam Ihr Aufruf: „Natürlich darf geschossen werden.“

Edel: Nicht von ungefähr kommt im Film die Rudi Dutschke-Rede vor, wo er von der legalen Aktion zur illegalen Sabotage übergeht. Das war ein wichtiger Schritt: Gewalt gegen Sachen sei erlaubt, Gewalt gegen Menschen nicht. Diese Unterscheidung wurde bis zum Geht-nicht-mehr diskutiert. Und danach tauchte Meinhof ab und schrieb „Der Mann in Uniform ist ein Schwein, und natürlich darf geschossen werden“. Das war der zweite Schritt. Bis dahin hat man schon sehr sympathisieren können mit alledem.

WELT ONLINE: Sie haben das mit Anfang 20 erlebt. Damit verglichen, muss das Leben von Moritz Bleibtreu in diesem Alter langweilig gewesen sein. Gewiss, da war die Wiedervereinigung, aber die ging geordnet vor sich ?

Bleibtreu: Als die Mauer fiel, befand ich mich in Paris, und mir war schon klar, dass sich einiges ändern würde. Es war ein Ereignis, das meine Generation nachhaltig geprägt hat. Der letzte große Versuch, dem Kapitalismus etwas entgegenzusetzen, ging damit den Bach hinunter. So klappte es also auch nicht. Wenn man sich die politische Verdrossenheit der jungen Menschen heute ansieht, hat die direkt damit zu tun. Bis damals konnte man noch daran glauben, dass eine Veränderung aus eigener Kraft möglich sei, es gab eine Theorie, wie man es anders machen könnte, den Kommunismus. Heute gibt es nicht einmal mehr diese Idee. Wenn man die damalige gesellschaftliche Situation betrachtet, gab es eigentlich zehnmal weniger Gründe, eine Revolution anzuzetteln als heute. Man lebte im Wirtschaftswunder, es gab kaum Arbeitslosigkeit und genug Ausbildungsplätze, die Mark war stark. Heute das genaue Gegenteil: an jeder Ecke zehn Gründe mehr, eine Revolution anzufangen, und trotzdem muckt keiner auf.

WELT ONLINE: Die Lehre aus der RAF: Gewalt geht nicht. Die Lehre aus dem Ende des Sozialismus: Anders geht es auch nicht?

Bleibtreu: Wenn ich mit jungen Leuten rede, ist das so. Die Proteste bei G8-Gipfeln sind für mich vor allem Ausdruck der Traurigkeit einer Generation. Was soll sie machen? Die RAF kopieren? Hat nicht funktioniert mit Gewalt. Es funktioniert auch nicht ohne Gewalt: Soll man ein Logo entwerfen? Eine Partei gründen? Gandhi, Martin ?Luther King, Kennedy – alle tot. Jugendliche haben keine Alles-scheißegal-Haltung, ihnen fehlt eine greifbare Perspektive. Ich wohne in Hamburg-Altona. Das wird schwarz-grün regiert. Wohin also wenden?

"Damals gab es zehnmal weniger Gründe für eine Revolution als heute" Moritz Bleibtreu

Edel: Der Feind ist nicht mehr greifbar. Die Frankfurter Schule hat die These aufgestellt, der Monopolkapitalismus müsse zwangsläufig in einem neuen Faschismus enden: Erst wurde King erschossen, dann Che Guevara, dann die Kugeln auf Dutschke, dann die auf Robert Kennedy, dann wurden 500 Demonstranten in Mexiko-Stadt niedergemäht, binnen weniger Wochen. Und Vietnam war immer da, und Spanien war eine Diktatur und Portugal auch, und Griechenland gerade eine geworden. Es gab sehr konkrete, sehr sichtbare Feinde.

WELT ONLINE: Im Gegensatz zu heute, wo alles virtuell ist, auch die Feinde.

Edel: Du musst deinen Gegner kennen. Das ist heute das große Problem. Alles ist so amorph. Die Proteste in Heiligendamm wirkten auf mich wie ein Verzweiflungsschlag.

Bleibtreu: Man weiß überhaupt nicht mehr, worauf man seine Energie bündeln soll. Flugblätter? Lichterkette? Die Wut bleibt. Meine Antwort ist relativ pragmatisch. Für mich ist

Politik soziales Gewissen. Wir müssen in diesem System Kapitalismus, in dem sich sowohl Reichtum als auch Armut multiplizieren, aufeinander zugehen und uns gegenseitig helfen.

WELT ONLINE: Sie spielen eine Figur, an der sich die Wut bündelte, von der es aber kaum authentische Dokumente gibt.

Bleibtreu: Kurz vor Drehbeginn tauchte plötzlich ein Tonbandmitschnitt des Prozesses in Stammheim auf. Da saßen wir alle zusammen in Berlin und haben den angehört: Baader redete, und er redete ziemlich langsam, mit einem leichten Lispeln, und es war ziemlicher Murks, den er erzählte. Man konnte richtig sehen, wie einige Illusionen aus unseren Gesichtern heraus gefallen sind. Ich habe Uli dann gefragt: „Soll ich das soo spielen?!“

Edel: Natürlich nicht! Wir drehten ja keine Komödie!

Bleibtreu: Es wäre unfreiwillig komisch geworden. Als Schauspieler muss man nicht auf Teufel komm raus die Realität neu beleben. Es kommt darauf an, den Geist von einst wieder herzustellen. Im Übrigen: Man hat damals auf der Seite des Staats bewusst darauf geachtet, dem Gegner kein Sprachrohr zu verschaffen. Deshalb gibt es kaum Bild- und Tonmaterial von Baader und Meinhof. Nach dem Tonmitschnitt glaube ich, dass diese Strategie komplett kontraproduktiv war. Hätte man jemals ein Interview mit denen gesendet, wären 50 Prozent ihrer Anhängerschaft ins Zweifeln geraten.

WELT ONLINE: Gudrun Ensslin ist aber noch einmal ein Sonderfall.

Wokalek: Ich habe versucht, sie mir aus ihrer Biografie zu erschließen. Natürlich habe ich Stefan Aust gelesen, aber auch „Moby Dick“, aus dem sie die Tarnnamen für die Gruppe entnahm. Ich habe ihre Briefe gelesen und „Die Reise“ von Bernward Vesper – um ein Gefühl zu bekommen für die Zeit. Ich erinnere mich auch an einen Filmschnipsel, in dem man sie sieht, wie sie in den Gerichtssaal kommt, mit ihren schwarzen, schmalen Hosen und der Kunstlederjacke – und es gibt das Tonmaterial. Das war für mich interessant, weil zu hören ist, mit welchem großem Sendungsbewusstsein sie gesprochen hat.

WELT ONLINE: Nur interessant – oder auch nachvollziehbar?

Wokalek: Ich verstehe aus der Geschichte heraus diese Sehnsucht nach einer gerechteren Welt und auch den Kampf dafür. Aber ab dem Moment des Tötens ist sie für mich nicht mehr nachvollziehbar. Der Reiz der Rolle lag aber auch darin, eine Frau zu spielen, die mir letztendlich so fremd ist.

WELT ONLINE: Sendungsbewusst war sie, hat aber geschwäbelt. Letzteres ist eher abträglich für Ersteres.

Wokalek: Ich habe Uli gefragt, ob ich diese Färbung mitsprechen soll. Wir haben das sofort verworfen.

Edel: Der Richter hätte dann auch so schwäbeln müssen wie auf den Bändern. Damit wären wir wirklich in eine Komödie geraten.

WELT ONLINE: Es gab noch einen Referenzpunkt für das Ensslin-Bild: ihre Darstellung durch Barbara Sukowa in der „Bleierne Zeit“.

Edel: Das wird sich nun ändern. Nun wird Johanna der Referenzpunkt sein.

Wokalek: Ich habe die „Bleierne Zeit“ vor acht Jahren gesehen, als ich mit Luc Bondy und Jutta Lampe – Sukowas Schwester im Film – „Die Möwe“ am Akademietheater in Wien machte. Natürlich erinnere ich mich an den Film, und jede Schauspielerin hat ihre eigene Persönlichkeit, über die sie den Zugang zu ihrer Rolle findet.

WELT ONLINE: Margarethe von Trotta, die Regisseurin der „Bleierne Zeit“, hat Gudruns Schwester Christiane das Drehbuch im Voraus gezeigt. Auch Sie haben vorher mit RAF-Überlebenden geredet ?

Edel: Ich wollte sicherer sein, in dem was ich tue. Es war schon interessant zu hören, wie spielerisch das bei den meisten anfing. Bei Baader war einfach immer Action. Ganz anders die zweite und dritte Generation. Ich wollte die Frage stellen „Was passiert mit dir, wenn du mit der Waffe auf jemanden zielst und abdrückst?“ Ich habe allerdings nicht allzu viele Antworten bekommen.

WELT ONLINE: Aber die Forderung, doch bitte für Antworten zu bezahlen.

Edel: Nun ja, die sind nun alle um die 60 und haben kein Geld. Sie bekommen auch nirgends einen Job. Sie leben davon, ihre Geschichte immer aufs Neue zu erzählen. Eigentlich ein normales Verhalten.

WELT ONLINE: „Normal“ bis zu dem Punkt, an dem sie gedroht haben sollen, Ihren Film schlecht zu reden, wenn Sie nicht zahlen.

Edel: Das Empörende daran ist, dass sie sich offenbar immer noch eine gewisse Macht in den Medien ausrechnen. Die sie ja von Anfang an immer gehabt haben. Ich wollte keinen von ihnen als „Berater“.

WELT ONLINE: Trotzdem ergeben sich merkwürdige Verbindungen in die Vergangenheit. Wir haben schon die Garderobiere erwähnt, aber da ist auch Hans Brenner, der Vater von Moritz Bleibtreu, der vor zehn Jahren im „Todesspiel“ Hanns-Martin Schleyer dargestellt hat?

Bleibtreu: Heinrich Breloer, der Regisseur des „Todesspiels“, hat erst meinen Vater besetzt und dann in den „Manns“ meine Mutter, deren späte Filmkarriere darauf gründet. Das ist ein Kreis, der sich schließt und ziemlich irre ist. Mitunter spielt einem dieser Beruf Streiche.

"Der Reiz der Ensslin-Rolle lag in einer Frau, die mir letztlich fremd ist" Johanna Wokalek

Edel: Mit Nadja Uhl war es ähnlich. Sie hat bei uns Brigitte Mohnhaupt gespielt und parallel – sie fuhr hin und her – die andere Seite, die Stewardess Gabriele Dillmann im TV-Film „Mogadishu Welcome“.

WELT ONLINE: Und sie war die Freundin der Terroristin in Schlöndorffs „Die Stille nach dem Schuss“.

Bleibtreu: Katharina Wackernagel, unsere Astrid Proll, könnte man auch erwähnen. Sie ist die Nichte von Christoph Wackernagel, der ebenfalls im RAF-Untergrund war.

Edel: Christoph hat mich gefragt, warum ich ihn nicht als Berater engagiert habe: „Ich hätte dir soviel erzählen können“, hat er gesagt.

WELT ONLINE: Und in Ihrem „Kinder vom Bahnhof Zoo“-Film, gedreht 1980, hängt in der Wohnung von Christiane F. ein Meinhof-Plakat an der Wand.

Edel: 1977 war auch das Jahr, in dem die Freunde von Christiane an einer Überdosis starben. Christiane war fasziniert von der Meinhof-Figur, und Christianes Freundin Stella bewunderte Mohnhaupt, mit der zusammen sie im Knast gesessen hatte. Das Interesse der Fixer am Zoo für die RAFler war ungeheuerlich. Meinhof hatte sich erhängt, ein selbstzerstörerischer Akt – so destruktiv wie das Stoßen einer Nadel in den Arm des Fixers. Und so habe ich, um die Wand von Christianes Filmwohnung nicht so leer aussehen zu lassen, das berühmte Meinhof-Porträt aufgehängt.

Bleibtreu: Umso schöner, dass sich auch dieser Kreis schließen lässt: Christiane hat uns am „Baader-Meinhof“-Set besucht.

Bernd Eichinger über "Der Baader Meinhof Komplex"

Von Petra Erdmann

Ö1 (ORF Inforadio) vom 23. September 2008

<http://oe1.orf.at/inforadio/96308.html?filter=5>

Man kann ihn getrost den "Mr. Blockbuster" Deutschlands nennen: Bernd Eichinger. Der Produzent und Big Player in der Constantin Film AG hat unserem Nachbarland in den letzten 20 Jahren sechs der kommerziell erfolgreichsten Kinofilme beschert - unter anderem den Komödienhit "Der bewegte Mann" Mitte der 1990er Jahre, die Umberto-Eco-Romanverfilmung "Der Name der Rose" und die Videospiele-Adaptionen "Resident Evil".

Karriere als Drehbuchautor

Zunehmend betreibt der 59jährige Bayer Eichinger auch als Drehbuchautor deutsche Geschichtsverarbeitung im großen Leinwand-Stil. 2004 hat er Bruno Ganz den Hitler in "Der Untergang" anvertraut und die letzten Tage des Diktators im Bunker von Oliver Hirschbiegel inszenieren lassen.

Der Baader Meinhof Komplex

Ab Freitag steht nun die Verfilmung des von Ex-Spiegel-Chef Stefan Aust verfassten Standard-Werkes "Der Baader Meinhof Komplex" in unseren Kinos an. Unter Regie seines Freundes und Studienkollegen Uli Edel erzählt Eichinger eine Chronologie der deutschen Terrorgruppe Rote Armee Fraktion.

Sie beginnt mit der Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg 1967 durch die Polizei und mündet 1977 im Mord an den Wirtschaftsfunktionär Hanns Martin Schleyer. Ein Traumcast verkörpert in "Der Baader Meinhof Komplex" den harten Kern der RAF: Moritz Bleibtreu ist Andreas Baader, Johanna Wokalek seine Freundin Gudrun Ensslin und mit der großen Schauspielerin Martina Gedeck hat Bernd Eichinger seine "Ulrike Meinhof" endlich gefunden.

Kino: "Der Baader Meinhof Komplex" Bang Boom Bang

Von Tobias Kniebe

Süddeutsche Zeitung vom 24. September 2008

<http://www.sueddeutsche.de/kultur/654/311575/text/>

Nach all der Aufregung ist es nun doch nur ein Film geworden: Die Verfilmung von Stefan Austs RAF-Klassiker trägt schwer am Reiz-Reaktions-Schema voller Blockbuster-Ambivalenzen.

Die Augen schließen, tief Luft holen, die ganze Voraufregung ausblenden, all das dröhnende Drumherum. Fokussieren, verdammt. Es ist nur ein Film.

Ein unbedingt begrüßenswerter Film. Das kann man eigentlich sogar sagen, bevor man den "Baader Meinhof Komplex" gesehen hat. Er muss ja nicht gleich den Blick auf die RAF verändern. Begrüßen wir ihn doch erstmal, jetzt wo er endlich da ist. Hallo.

Begrüßenswert ist auf jeden Fall der Anspruch, den sich Stefan Aust, Bernd Eichinger und Uli Edel selbst auferlegt haben: Die historischen Fakten ihrer Geschichte möglichst korrekt zu präsentieren - "so authentisch, wie das bei einem Spielfilm möglich ist" (Aust). Kurz zur Erinnerung: Normal ist das nicht. Das deutsche Eventfernsehen zum Beispiel betrachtet Geschichte eher als teure Fototapete, vor der man Veronika Ferres ablichten oder melodramatische Dreiecksgeschichten erzählen kann. Es gilt sogar fast die Regel, dass man die Kosten einer solchen Fototapete kaum verantworten kann, ohne Veronica Ferres davor.

Wenn der Autor und Produzent Bernd Eichinger nun erklärt, aus Respekt vor seinem Gegenstand habe er auf all die dramaturgischen Eingriffe verzichtet, die er sonst benutzt, will das durchaus etwas heißen. Da hat einer, für seine Verhältnisse, einen Experimentalfilm gedreht - und trotzdem 20 Millionen Euro ausgegeben. Und ohne solche testosterongeschwängerten Großgesten wäre das deutsche Kino weiß Gott ärmer dran.

Suizidaler Anspruch

Zugleich aber ist damit natürlich ein hoher, fast suizidaler Anspruch aufgetürmt. Und die Macher begnügen sich auch keineswegs damit, ein paar Aspekte aus der Geschichte der Rote-Armee-Fraktion herausgreifen. Sie nehmen zehn Jahre, von 1967 bis 1977, und wollen die ganze Geschichte erzählen. Wie Austs Neunhundert-Seiten-Wälzer, auf dem alles

beruht. Nichts Wichtiges darf fehlen, alles muss in zweieinhalb Stunden verständlich werden. Wenn es so etwas wie einen cineastischen Common Sense gibt, dann sagt der: Das kann gar nicht gehen.

Die wichtigsten Entscheidungen sind damit gefallen, bevor eine Zeile Drehbuch geschrieben, ein Zentimeter Film belichtet war. Und ja, man spürt ihre Folgen von Anfang an.

Es beginnt mit Ulrike Meinhof am Strand von Sylt, am 2. Juni 1967. Sie liest einen Artikel über die persische Kaiserin in der Neuen Revue, der sie zu einer berühmten konkret-Kolumne inspiriert, dann kommt eine nackte Frau vorbei, die das Ende ihrer Ehe bedeuten wird, gleichzeitig hat sie die Kolumne aber schon längst geschrieben, denn der Text wird bereits auf Flugblättern verteilt, während simultan der Schah und seine Frau in Tempelhof landen, die Studenten protestieren, die Jubelperser ihre Holzlatten umklammern. Dann wird losgeknüppelt. Dramaturgische Verdichtung nennt man das wohl, aber man muss auch festhalten: So kann es natürlich nicht gewesen sein. Reale Entwicklungen, reale Figuren existieren nicht im schnellen Vorlauf.

In Wallung

Andererseits: Was will man machen? Zehn Jahre in zweieinhalb Stunden. Jetzt mal Tempo hier. Während also die Studenten blutig geschlagen werden und Benno Ohnesorg stirbt, liest Meinhof Schlüsselsätze aus ihrer Kolumne vor. Damit ist das Hauptstilmittel des Films etabliert. Die Gewalt und ihre Begründungen, die Tat und das Bekennerschreiben werden stets übereinander geblendet, harte Action mit theoretischem Voice-over sozusagen, und am Anfang funktioniert das auch, gerade in seiner Atemlosigkeit, erstaunlich gut:

Der Zuschauer gerät in Wallung, die Emotionen sind sofort da, und wenn die Polizisten auch denkbar hart gezeichnet sind, so ist das doch begründet, in der damaligen Gnadenlosigkeit des Berliner Polizeiapparats, im Hass der Springer-Presse, in der Gleichgültigkeit des bürgerlichen Lagers.

Und trotzdem merkt man natürlich, wie man manipuliert wird. Aust, Eichinger und Edel sichern sich ab, für jedes Einschussloch können sie auf Anfrage den korrespondierenden Aktenvermerk aus der Tasche ziehen. Aber es bleibt Raum für Suggestion. Viel Raum. Gudrun Ensslin zeigen sie zum ersten Mal mit Baby und ihrem Verlobten Bernward Vesper bei den Eltern in Bad Cannstatt, zu einer Zeit, wo sie in Berlin bereits fieberhaft nach einer Antwort auf Ohnesorgs Tod suchte.

Ficken und schießen

Warum? Um kurz noch den bürgerlichen Hintergrund der Terroristen auszuleuchten vielleicht, oder um der Meinhof als intellektueller Leitfigur einen Vorsprung zu gönnen. Vesper jedenfalls ist gerade noch mal untergekommen: In ihrer nächsten Szene, neun Monate später, ist Ensslin bereits mit Baader zusammen, sie nennen sich "Baby" und "Katze". Eine Art Figuren-Sammelwut wird da sichtbar, die dann am Ende zu der erstaunlichen Zahl von 123 Sprechrollen führt. Aber unschuldig sind all diese Entscheidungen natürlich nicht.

Zum Beispiel die Szene, wo der blauegeprügelte Heimzögling Peter-Jürgen Boock zur nackten Ensslin in die Frankfurter WG-Badewanne steigen darf. Ist wohl so gewesen, von Boock bezeugt. Aber dann kommt, anders als in Wirklichkeit, Baader dazu. Und reagiert cool. Macht einen Witz von wegen "meine Alte ficken". Schenkt Boock seine Lederjacke. Auch das hat er wirklich gemacht, bei anderer Gelegenheit. In diesem Kompositum aber wird Baader doch plötzlich Super-Baader, und seine "rasende Eifersucht", von der Aust noch so eindrücklich schreibt, ist aus der Geschichte getilgt.

Sie hätte ihn in diesem Moment uncooler gemacht, aber auch interessanter. Stattdessen wird die Figur ihre Lässige-Macker-Nummer ("Ficken und Schießen sind ein Ding") nun durchziehen bis zum Ende, ohne dass auch nur eine weitere Dimension dazukommen darf. Das kann man sexy finden, aber auf die Dauer ermüdet und enttäuscht es. Unfreiwillig? Oder womöglich doch mit Absicht, ohne dass jemand den Darsteller Moritz Bleibtreu informiert

hätte? Haben die Macher da vielleicht gar ein Gegengift zur Legendenbildung gefunden? Die Rätsel häufen sich.

Leider verpasst

Auch bei dieser Verhaftungsszene, 1970 in Berlin. Da tut der Film so, als sei Baader der eigenen Dämlichkeit zum Opfer gefallen, unfähig, sich die falsche Identität zu merken. Tatsächlich lief er in eine Falle des Verfassungsschutzes. Diesen ganzen Hintergrund, der auch einen der größten Polizeiskandale der Nachkriegsgeschichte umfasst, kann der Film nicht zeigen. Wohl zu komplex.

Aber genau das wird von nun an das Dilemma sein: Die besten Wendungen der Realität, nach denen sich das Kino geradezu die Finger lecken müsste - der Autor Eichinger bringt sie leider nicht unter. Sogar am Ende, der berühmte Höhepunkt zum Haareraufen, als die Polizei schon einen Hinweis auf das Versteck der RAF-Geisel Schleyer hat, dann aber das Fernschreiben verlorengelassen, Schicksalsgötter in Aktion, geradezu antike Tragödie - weggelassen.

Da wird dann endgültig klar, wie hoch der Preis ist, den diese Verfilmung für ihren Anspruch bezahlen muss, zehn Jahre zu umfassen. Nur die Explosionen und Kugeln sind fast alle drin, sogar solche, die der Autor Aust nicht einmal erwähnt hat. Kopfschuss Petra Schelm, Bombe bei der US Army in Heidelberg, verstümmelte Soldaten, Rumms in Augsburg, Bumms in München, Anschlag bei Springer, Drenkmann-Hinrichtung, Botschaft Stockholm, Buback und die Motorradkiller, Ponto beim Kaffeetrinken, bang boom bang, Schleyer in der Vincenz-Statz-Strasse, ratatatatatat. Und darüber immer wieder Bekennerschreiben, im Theatertremolo rezitiert.

Gewisse Denkkapazitäten

Der Effekt ist, nun ja: Nach einer Weile bleiben gewisse Denkkapazitäten unbenutzt, und man beginnt über Dinge zu grübeln, über die man eigentlich nicht nachdenken sollte. Zum Beispiel darüber, wie sehr die Schauspieler in der ganzen Hektik um ihren Auftritt, ihren Moment kämpfen müssen. Eindrucksvoll aufs Pflaster geknallt, Alexandra Maria Lara! Spektakulär ausgehungert, Stipe Erceg! Und Martina Gedeck, also dieser Augenblick in Einzelhaft mit den dröhnenden Neonröhren, wo der Wahnsinn von einem Ohr zum anderen übers ganze Gesicht zuckt: Respekt!

Fast tragisch wird die Sache dann bei Sunny Melles, die ja auch mal ein Star war, irgendwie, und hier nun für schätzungsweise drei Sekunden in einen VW steigen darf, nur um per Bombe wieder herausgeschleudert zu werden. Und danke. Die Melles spielt, wir haben nachgeschlagen, eine weithin vergessene Richtersgattin namens Gerta Buddenberg. Aber wenn Eichinger ruft, dann ist Dabeisein wohl wirklich alles.

"Dass ihr Schmerz unserem entsprechen wird", dieses RAF-Zitat scheint das Motto bei der Darstellung dieser endlosen Gewaltspirale zu sein, ein simples Reiz-Reaktions-Schema bis zum Ende. Der Vorwurf, die Filmemacher hätten sich dabei auf eine oder andere Seite geschlagen, trifft dagegen nicht.

Zwar werden Baader, Meinhof und Ensslin tatsächlich überhöht, viele Widersprüche sind ihnen ausgetrieben. Aber BKA-Präsident Horst Herold, als ihr weise raunender Gegenspieler auf staatlicher Seite, ist mindestens genauso idealisiert. Kein Wort von seinem Größenwahn, seiner schlimmen Terminologie von der "gesellschaftssanitären Aufgabe" der Polizei, stattdessen darf er einen hochvernünftigen Satz nach dem anderen sagen, über die Wurzeln des Terrorismus und die Ignoranz der Politik. Seine "Rasterfahndung" rückt zeitlich ein paar Jahre vor. Sie erscheint weit brillanter, als sie tatsächlich war - und Bruno Ganz' Hitler-erprobtes Großmimentum verleiht dem noch besonderen Nachdruck.

Gezielte Verwirrspiele

Nein, in politischer Hinsicht ist der Film nach allen Seiten offen, was auch durch das Spektrum der Reaktionen gespiegelt wird, die Zeitzeugen und Opferfamilien inzwischen zu

Protokoll gegeben haben - wo die einen die Terroristen pervers heroisiert sehen, finden andere sie als kaltblütige Mörder entlarvt. Ein seltsam unreflektierter Konsens herrscht nur darüber, wie verdienstvoll die drastische Darstellung der RAF-Gewalt doch sei - dabei ist Gewalt im Kino doch längst eine Kategorie, die jenseits jedes Mitgefühls konsumiert wird. Tatsächlich ist die politische und ideologische Zweideutigkeit des Films sicher gewollt - eine aus Hollywood importierte Blockbuster-Strategie. Das intelligentere Groß-Entertainment enthält dort seit einiger Zeit gezielte politische Verwirrspiele, siehe zuletzt "The Dark Knight": Hier ein Happen für die Anhänger der Selbstjustiz, dort ein Zwinkern für die Feinde des Überwachungsstaats, jeder darf sehen, was er sehen möchte, und am Ende hebt sich alles gegenseitig auf. So machen es Eichinger und Edel auch, clever auf der Höhe des Zeitgeists - nur ist der Trend, den sie bedienen, gerade schon dabei, recht schal zu werden. Ein glasklarer Standpunkt, das wäre zur Abwechslung mal wieder dran, ein spektakuläres Statement, das die ganze dröhnende Aufregung am Ende auch rechtfertigen könnte. So aber ist dieser "Baader Meinhof Komplex" . . . eben doch nur ein Film.

„Wir mussten schonungslos sein“

Sefan Aust und Moritz Bleibtreu im FR-Gespräch

Von Steven Geyer

Frankfurter Rundschau vom 24. September 2008

http://www.fr-online.de/top_news/?em_cnt=1600499&

Der Journalist Stefan Aust hat die Vorlage zum Film "Der Baader Meinhof Komplex" geschrieben, Moritz Bleibtreu spielt darin den Terroristen Andreas Baader. Ein Gespräch über Legendenbildung, Skrupel gegenüber den Opfern und warum die Brutalität der RAF so drastisch gezeigt wird.

Herr Aust, Bernd Eichingers RAF-Film beruht auf Ihrem Buch, im Abspann tauchen Sie als "Berater" auf. Waren Sie oft am Set?

Stefan Aust: Nur gelegentlich. Ich war vor allem dabei, wenn an Originalschauplätzen gedreht wurde: beim Tod Benno Ohnesorgs vor der Deutschen Oper, beim Prozess in Stammheim und bei der Schleyer-Entführung in Köln. Viel öfter konnte ich nicht, ich hatte ja noch einen Job. (lacht)

...nämlich Chefredakteur des Spiegel, was Sie seit Februar nicht mehr sind. Haben Sie als jemand, der Entscheidungsgewalt gewohnt war, beim Dreh ständig reingeredet: "So war das damals aber gar nicht!"?

Aust: Im Gegenteil. Es ist für einen Regisseur oder Produzenten sicher die Pest, wenn sich ein Autor ständig einmischt. Ich habe mich ja wahnsinnig gefreut, dass Eichinger das Projekt umsetzen wollte. Das hatte ich mir jahrzehntelang gewünscht. Mein Job dabei war, die wichtigsten Szenen aus dem Buch zu ziehen. Zwar musste Eichinger im Drehbuch noch sehr viel auslassen, aber er hat alles sehr klug verdichtet und verschränkt. Da würde ich mir gar nicht anmaßen, ständig Ratschläge zu geben.

Moritz Bleibtreu: Stimmt, der einzige Einwand, den ich von dir gehört habe, war: "Solche Unterhemden hätte ich nie getragen!"

Aust: Der Schauspieler, der mich im Film darstellte, sollte ein Schiesser-Feinripp-Unterhemd anziehen! Mensch, meine Freundin war damals Moderedakteurin beim Stern, die hätte mich sowas doch nie tragen lassen!

Herr Bleibtreu, Sie spielen den RAF-Mitgründer Andreas Baader. Wie oft haben Sie Herrn Aust um Rat gefragt?

Bleibtreu: Für uns war es immer toll, wenn Stefan da war und wir nachbohren konnten. Durch den Film ist er ja nun selbst offiziell eine historische Figur...

Aust: Naja, historische Randfigur, würde ich sagen.

Bleibtreu: Neben Stefan hatten wir in Uli Edel einen echten Zeitzeugen als Regisseur. Eine Figur entsteht ohnehin durch gemeinschaftliche Arbeit, das gilt hier besonders. Wobei Baader ein Sonderfall war: Es gab von ihm weder Bild- noch Tonmaterial, so dass ich ihn mir erschließen musste wie jede andere, fiktive Figur. Zwar habe ich wochen-, monatelang recherchiert, aber irgendwann musste ich sagen: Jetzt vergesse ich das alles - und spiele ihn so, wie ich ihn interpretiere.

Haben Sie zur Vorbereitung Zeitzeugen gesprochen, die Baader persönlich kannten?

Bleibtreu: Ja, aber das war nicht sehr hilfreich. Gerade auf Täterseite. Baader selbst hätte ich zum Beispiel gar nicht sprechen wollen, wenn er noch leben würde. Ich hätte nicht gewollt, dass sich unser beider Leben auf irgendeine Art vermischen. Man muss klare Grenzen ziehen zwischen der Wirklichkeit und einem Spielfilm: Wer ein 100-prozentig realistisches Zeitdokument will, muss eine Dokumentation drehen.

Aust: Es ist ohnehin ein großer Irrtum, anzunehmen, dass ein Zeitzeuge es besser weiß. Gerade wer dabei war, hatte seine eigene Rolle, einen eigenen Ausschnitt der Wirklichkeit. Eine Art objektive Wahrheit muss man sich durch Recherche, durch Gespräche mit vielen Leuten erst erarbeiten. Bei so heiklen Themen haben gerade die, die darin verwickelt sind, sich mit den eigenen Taten auseinandergesetzt und alles so zurechtgelegt, dass sie damit leben können.

Herr Bleibtreu, Sie spielen Baader rowdyhaft, cholertisch, aber gerade anfangs auch als charismatischen Rebellen. Nach Drehbeginn tauchten erstmals O-Töne vom Stammheim-Prozess auf: Baaders Stimme war höher als Ihre, und er lispelte. Sind Sie beim coolen Baader geblieben, weil das kinotauglicher ist?

Bleibtreu: Das Irre ist: Wenn ich ihn mit der Lispelstimme gespielt hätte - und das haben wir gemeinschaftlich erörtert - hätte man eine unfreiwillige Komödie gemacht. Ich musste eher den Spirit Baaders einfangen als die reale Figur. Martina Gedeck hatte Dokumente, die Ulrike Meinhof in Bild und Ton zeigen, und stand so in der Pflicht, dem nahe zu kommen. Für mich und Johanna Wokalek ging das nicht, weil es solche Dokumente von Baader und Ensslin nicht gab. Also wollte ich gar nicht all die Baaders einfangen, die in den Köpfen herumschwirren. Der Ausdruck und das, wofür Baader stand, waren mir wichtiger als der Fakt, dass er zum Beispiel Linkshänder war.

Aust: Ich finde es auch richtig so. Um verständlich zu machen, was die Faszination für viele junge Deutsche ausgemacht hat, musste man zeigen, dass diese Leute Charisma hatten. Wären sie nur blöde Einfaltspinsel gewesen, wäre denen doch kein Einziger in den Untergrund gefolgt.

Bleibtreu: Besonders interessant daran ist, dass das Fernsehen damals ganz bewusst keine Aufnahmen von den RAF-Leuten zeigte. Man hatte Angst davor, Anführer zu erschaffen, Ikonen für diese diffuse Bewegung. Aus heutiger Sicht war das total kontraproduktiv: Wenn man Leute wie Baader einfach mal vor eine Kamera gezogen und sie sprechen lassen hätte, wäre der Mythos nie so groß geworden.

Aust: Bei Christian Klar war es tatsächlich so: Der war als Vertreter der zweiten RAF-Generation auch so eine Projektionsfigur geworden. Bis er eines Tages im Gefängnis von Günter Gaus interviewt wurde - und so dämliche Antworten gab, dass alle sagten: Das ist ein Nichts. Da verschwand sogar diese Horror-Ehrfurcht vor den Tätern. Man denkt nur noch: Solche Leute haben mal die Republik in Atem gehalten? *Umso schwerer wiegt der Vorwurf, Ihr Film trage erneut zur Legendenbildung bei, wie etwa Meinhofs Tochter Bettina Röhl kritisiert. Tatsächlich sieht Ihr Plakat aus wie ein stilisiertes Fahndungsposter, der Trailer erzeugt mit Gegenschnitten vom Schauspieler zum Terroristen Thriller-Atmosphäre...*

Bleibtreu: Dann richtet sich der Vorwurf aber dagegen, dass man überhaupt Spielfilme dreht. Man muss Marketing betreiben, um wahrgenommen zu werden. Im Film selbst kann man das aber sehr wohl differenzieren. Es gibt Stilmittel, mit denen man Zuschauern eine bestimmte Sicht aufdrängen kann. Wir hätten die Gewalt cineastischer inszenieren können: mehr aus der Hüfte filmen, die Kamera verrücken, ein kleiner Schwenk, etwas Gegenlicht. Auf all das wurde verzichtet, um die RAF nicht zu glorifizieren.

Aust: Man kann die drastische Gewaltdarstellung sicher kritisieren. Aber ich finde, wir mussten in dem Film so schonungslos sein. Denn bei all den Projektionen auf die RAF ist oft ausgeklammert worden, dass sie tatsächlich echte Menschen ermordet haben. So wie die RAF das selbst auch ausgeklammert hat: In ihren Bekennerbriefen war immer von einem Anschlag "gegen die USA" die Rede, gegen den Vietnam-Krieg, gegen die faschistische Justiz. Aber auch ein Generalbundesanwalt ist ein Mensch mit Kindern und einer Frau und dem Recht zu leben. Ich fand es wichtig, die Taten im Film nicht hinter der Psyche oder der Politik zu verstecken.

Das realistische Nacherzählen geht so weit, dass der Film auf eine eigene Dramaturgie oder Geschichte verzichtet. Er wirkt wie eine bebilderte RAF-Chronik. Wer braucht das, ein Jahr nach all den Rückblicken zum 30. Jahrestag des Deutschen Herbstes?

Aust: Ich bin heilfroh, dass sich die Filmemacher für diesen Ansatz entschieden haben. Meine Befürchtung war, dass sie dem Stoff nicht trauen und die RAF nur als Basis für einen Plot nehmen, den sie dazu erfinden. Zum Glück merkten sie, dass dieser Stoff interessanter ist als alles, was man sich dazu ausdenken könnte.

Aber an wen wendet sich eine solche Verfilmung der Fakten?

Bleibtreu: Wieso muss sich ein Film an jemand Bestimmten wenden?! Er ist für alle über 16.

Aust: Alle über zwölf.

Bleibtreu: Haben wir eine FSK 12? Sieh mal an. Okay, dann alle über zwölf.

Aber diesen Film versteht doch kein 16-Jähriger, der sich nicht in die Geschichte der RAF vertieft hat. Die Bilder sind eindrucksvoll, aber die Zusammenhänge werden nicht erklärt, viele Personen bleiben namenlos...

Bleibtreu: Also Entschuldigung, haben Sie "JFK" beim ersten Sehen komplett gerafft oder "Syriana"? Und beides sind großartige Filme! Wer sich mit der Materie auseinandersetzen will, kann sich das Buch von Stefan kaufen oder in die Bibliothek gehen. Das muss und darf doch nicht die Aufgabe eines Spielfilms sein. Was man von Filmen in Deutschland verlangt, dass sie gleichzeitig unterhalten, belehren, aufklären und womöglich noch die Welt ändern sollen - das ist zu viel. Ein Spielfilm dient erst mal der Unterhaltung.

Das Nachstellen realer Morde als pure Unterhaltung?

Bleibtreu: Die Frage ist berechtigt: Darf man das? Aber da sage ich ganz klar ja, warum denn nicht? Das ist Kino! Überall auf der Welt ist dieses Genre des zeitgeschichtlichen Films üblich. Und auch fast jeder andere Film hat doch eine wahrhaftige Grundlage.

Helmut Schmidt, Kanzler im Deutschen Herbst, klagte im vorigen Jahr, dass sich die Aufarbeitung nur um die Täter drehe. Auch Ihr Film zieht seinen Thrill aus der Gangsterwelt der RAF.

Bleibtreu: Es hängt davon ab, was für einen Film man machen will. In unserem geht es um die Eskalation der Gewalt. Ich glaube nicht mal, dass die Faszination allein von der Brutalität der RAF ausgeht. Ganz zentral war auch die Liebe zwischen Ensslin und Baader. Wenn es diese Liebesbeziehung nicht gegeben hätte, wenn das drei Kerle gewesen wären, wäre es nur halb so spannend. Aber das war eben doch Romantik, das war auch "Bonnie und Clyde", auch wenn das unpassend wirkt. Dieses Paar, das füreinander in den Tod geht, ist die zentrale Kraft der Geschichte. Und dazu kommt die Faszination des Bösen - aber die gibt es auch bei "Der Pate", und der hat ja auch eine wahre Basis. Dieser Thrill ist nun mal menschlich.

Aust: Und wären die Zeitungen nur voller guter Taten, würde sie auch kein Mensch kaufen.

Herr Bleibtreu, Ihre Mutter ist so alt wie Stefan Aust, Sie sind Teil der ersten Generation, die den Deutschen Herbst nur aus Erzählungen kennt. Erinnern Sie sich daran, wann Sie von der RAF zum ersten Mal fasziniert waren?

Bleibtreu: Ja, mit 15 habe ich mich auch mit '68 und mit der RAF auseinandergesetzt. Ich erinnere mich an eine gewisse Ehrfurcht gegenüber dieser Zeit. Nicht wegen der RAF, sondern wegen der Studentenbewegung allgemein, global. Weil sie alles auf den Kopf stellte: Moral, Wertvorstellungen, Rollenverteilungen... Das ist auch wichtig an dem Film für die junge Generation: Sie erfährt, dass es eine Zeit gab, in der Politik modern war, in der Menschen an die Veränderbarkeit der Dinge glaubten. Das tut meine Generation nicht mehr. Heute geht's uns wirtschaftlich schlechter, die Kluft zwischen Arm und Reich wächst, die Konzerne werden immer mächtiger - und keiner schmeißt mehr ein Ei!

Sind Sie, wenn nun die Atmosphäre im Film auflebt, neidisch auf die Generation Aust?

Aust: Also, das war auch nicht nur komisch. Allein dieser Gesinnungsterror, das könnt ihr euch nicht vorstellen...**Bleibtreu:** Ich finde es aber wahnsinnig spannend zu sehen: Guck mal, die wollen die Welt echt verändern, und haben daran geglaubt, dass das geht.

Auch Sie klagten schon, dass manche "Prosecco aus goldenen Dosen saufen", während andere "nichts zu fressen" haben. Wie Ensslin im Film, ehe Sie zur Waffe greift. Hat Ihre Generation aus dieser Zeit gelernt: Der Kapitalismus ist nicht bekämpfbar?

Bleibtreu: Zumindest ist für mich politisches Handeln heute nur noch Handeln nach gesundem Menschenverstand. Ich kann mich nur um das kümmern, was mich selbst umgibt: Wenn es jemandem schlecht geht, versuche ich zu helfen. Wenn ich etwas falsch finde, boykottiere ich es oder stelle mein Leben um. Aber wenn einer sagt, "Ändere mal das große Ganze!", passe ich. Ich verliere langsam den Anschluss an die Politik: Ich wohne in Hamburg-Altona, das wird schwarz-grün regiert. Da frage ich mich: Moment mal, wie war das noch, als die Grünen mit Norwegerpullis und Anti-AKW-Ansteckern ins Parlament zogen?

Aust: So war es schon damals: Die Studentenbewegung fing als antiautoritäre Bewegung an - und schockierend viele Leute sind sehr schnell in links-sektiererische, völlig autoritäre Strukturen gegangen. Und dass die RAF antiautoritär war, kann man auch nicht gerade sagen. Im Film sieht man ja, wie Herr Baader alias Bleibtreu mit seinen Leuten umspringt.

Polit-Porno: „Der Baader Meinhof Komplex“

Von Michael Althen

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24. September 2008

<http://www.faz.net/s/Rub070B8E40FAFE40D1A7212BACEE9D55FD/Doc~E714838A92EBB4DFE8881B540919D6760~ATpl~Ecommon~Sspezial.html>

Der Film hat von allem keine Meinung . . . Er überlässt den Zuschauern die Haltung, die er selbst nicht hat oder höchstens vortäuscht.

Diese Sätze stammen von Wim Wenders, und er hat sie geschrieben, nachdem er die Bernd-Eichinger-Produktion „Der Untergang“ (siehe: Im Kino: „Der Untergang“) gesehen hatte und fassungslos vor Zorn war. Nicht weil der Film von Oliver Hirschbiegel keine moralischen Fingerzeige gegeben hätte, sondern weil er es an jeder erzählerischen Haltung mangeln ließ (siehe: Wenders kritisiert den „Untergang“).

Dasselbe kann man genauso über die Bernd-Eichinger-Produktion „Der Baader Meinhof Komplex“ sagen, deren Regisseur Uli Edel moralisch auch keine Fragen offenlässt, aber erzählerisch keine Sekunde lang erkennen lässt, worin seine Interessen gelegen haben mögen. Am Ende fällt ein Satz, der sich als Schlüsselsatz begreift, aber im Grunde eine Haltung auch nur vortäuscht: „Ihr habt sie nie gekannt. Hört auf, sie so zu sehen, wie sie nie waren“, sagt Brigitte Mohnhaupt (Nadja Uhl) da zu den Terroristen der Folgegeneration. Klingt gut, aber was heißt das eigentlich? Schluss mit der Idealisierung natürlich. Nur an wen wäre diese Botschaft gerichtet? An jene, die damals glaubten, die RAF habe für eine gerechte Sache gekämpft? An eine heutige Generation, die bestimmte Aspekte der Bewegung wieder schick findet? Ist es aber nicht viel eher so, dass kein Mensch sie heute mehr so sieht, wie sie nicht waren, weil die Sache seit über zwanzig Jahren von allen Seiten beleuchtet wurde und man von einem Film, der sich vollmundig dieser Epoche annimmt, erwarten dürfte, dass er mehr anzubieten hat als die Demaskierung von Leuten, die längst nackt dastehen?

Würde hat ein anderes Gesicht

Die Filmemacher haben oft betont, dass die Würde der Opfer gewahrt werde, und auch da fragt man sich, was das genau heißen soll, wenn man sieht, wie ihre Ermordung einfach in ihrer ganzen Bestialität gezeigt wird. Als sei das nicht auch schon dem letzten Sympathisanten klar, dass es da nichts zu beschönigen gibt. Würde hieße ja wohl, dass hinter dem Opfer der Mensch sichtbar wird. Wie das aussehen kann, hätten die Filmemacher vielleicht lernen können, indem sie sich „Deutschland im Herbst“ ansehen, einen mit heißer Nadel gestrickten Gemeinschaftsfilm, den Kluge, Fassbinder, Schlöndorff und andere, die alle mit dem Staat auch nicht so ganz im Reinen waren, 1977 nach den Stammheim-Toten und der Schleyer-Ermordung auf die Beine gestellt haben (siehe: FAZ.NET-Spezial: Das Kino und die RAF) Dieser Film beginnt mit einem Brief Schleyers aus der Geiselhaft, adressiert an seinen Sohn, endend mit den Worten: „Bleibt Ihr gesund und optimistisch. Hoffentlich auf bald, Dein Vati.“

Diese von Kluge vorgelesenen Worte rücken die Dinge auf eine Weise in eine andere Perspektive, an der sich der ganze restliche Film und seine Kritik an den Verhältnissen abzuarbeiten hat. Dies ist aber eine Art Respekt vor den Toten, für die Edel und Eichinger keine Zeit zu haben glauben. Stattdessen wird nach dem Satz von Mohnhaupt noch gezeigt, wie die Leiche Hanns Martin Schleyers in einem belgischen Waldstück aus dem Auto geworfen wird. Als letztes Bild des Films. Und auch wenn klar ist, dass die Filmemacher nicht den Terroristen das letzte Wort in diesem Film lassen, sondern den Blutzoll ihrer Taten ins Bild rücken wollen - Respekt vor den Opfern sieht anders aus. Und Würde hat ein anderes Gesicht.

Unauflösbare Widersprüche

Und auch wenn es nie ganz fair ist, Filme gegeneinander auszuspielen, so muss man doch auch noch erwähnen, dass „Deutschland im Herbst“ nach dem Verlesen des Briefes noch eine Einstellung von der Trauerfeier zeigt, in der man einfach von hinten auf die Trauergemeinde blickt und neben den Söhnen auch Helmut Schmidt sitzen sieht, von dessen Linie in dieser Sache man halten mag, was man will - aber diese eine Einstellung lädt dazu ein, sich vorzustellen, was in seinem Kopf und was in denen der Söhne vorgegangen sein mag, als sie da so saßen. Und das sagt eben mehr über den Deutschen Herbst und die unauflösbaren Widersprüche, als „Der Baader Meinhof Komplex“ je riskieren will.

Man könnte jetzt noch den Film „Baader“ von Christopher Roth ins Spiel bringen, der 2002 auf der Berlinale den Alfred-Bauer-Preis gewann und für seine identifikatorische Haltung mit dem Terroristen viel gescholten wurde, aber der eben eine Haltung besaß und darüber hinaus schon in seinen ersten Minuten auf eine Weise vorführte, wie kreativ man mit dem Originalmaterial aus der „Tagesschau“ umgehen kann, zu der sich diese Neuverfilmung nie aufschwingen kann - aber vielleicht ist auch dies nicht ganz fair, weil „Baader“ schon in seinen filmischen Mitteln nie aufs große Publikum ausgerichtet war - während der „Baader Meinhof Komplex“ um jeden Preis massenkompatibel sein will.

Geschichte wird gemacht - im Minutentakt

Deswegen also jetzt mal was Positives: „Der Baader Meinhof Komplex“ ist ein Actionfilm, dessen 150 Minuten vergleichsweise zügig inszeniert sind. Es geht also voran, Geschichte wird gemacht - und zwar im Minutentakt. Vom Schah-Besuch bis zur Schleyer-Ermordung, das ist eine Menge Historie, fast so, als hätte man den „Untergang“ schon 1933 beginnen lassen. Vor lauter Aktionen, Anschlägen, Attentaten bleibt kaum noch Zeit, Atem zu holen. Es müssen ja all die Parolen und Schlagworte aufgesagt werden, die man aus dieser Zeit kennt, und all die Bilder nachgestellt werden, die man noch vor Augen hat - da ist man schon beschäftigt. Es ist geradezu so, dass man im Kino sitzt und darauf wartet, dass die Handlung jenen Moment erreicht, wo sie in der Erinnerung einrastet und zur Deckung kommt mit den Fotos, die im Umlauf sind.

Und dann gibt es einen bizarren Moment, der nicht nur deswegen bizarr ist, weil Bruno Ganz statt Hitler diesmal Horst Herold gibt, sondern weil er zur Einleitung seiner Sätze zur Rasterfahndung seinen Gästen seine Hummersuppe schmackhaft machen will. Und in diesem Moment denkt man, dass diese Suppe nun wirklich das erste Detail ist, das in diesem Film nicht hinlänglich aus Funk und Fernsehen bekannt ist - alles andere bis dahin (und auch im weiteren Fortgang) war ein Abgeklappere von Geläufigem und Allzugeläufigem, aber bei der Suppe haben sich die Filmemacher wirklich ins Zeug gelegt, dieses Skelett einer Erzählung mit Fleisch zu versehen.

Fanatikerin mit Sex-Appeal

Das Fleisch jeder filmischen Erzählung sind natürlich die Schauspieler, und da sich diese Produktion der Dienste der Besten versichert hat, spielt die Besetzung keine geringe Rolle. Über Johanna Wokalek wurde schon viel geredet: Sie spielt Gudrun Ensslin als bleiche, glutäugige Fanatikerin, deren Sex-Appeal auch ohne Waffen den Staat auf die Knie gezwungen hätte (siehe: Im Gespräch: Johanna Wokalek über den „Baader-Meinhof-Komplex“). Moritz Bleibtreu als Baader bleibt deutlich hinter Frank Giering in „Baader“ zurück, weil seinem Hedonismus die proletarische Wucht fehlt. Nur schnelle Autos fahren und alle Frauen als „Fotzen“ bezeichnen ist halt dann doch nicht genug. Bleibt Martina Gedeck als Ulrike Meinhof, die sich gegen die schneidende Schärfe des Originals entschieden hat und mit ihrer Interpretation in Ansätzen davon erzählt, welche Faszination die Aktionsbereitschaft der anderen auf eine Intellektuelle ihres Schlages ausübte. Das wäre vielleicht mal eine Figur gewesen, auf die sich der Film hätte konzentrieren können, die

Intellektuelle, die in einen Strudel hineingerissen wird, der auf Worte mit kaltblütiger - und vielleicht gar nicht immer gewollter - Konsequenz Taten folgen ließ.

Aber Meinhof allein war nicht genug, es musste der ganze Komplex sein. Und zwar auf eine Weise, dass jede Klein- und Nebenrolle mit einem bekannten Gesicht besetzt wird. Hinter jeder Ecke lauert in diesem Film ein Star, bis man irgendwann denkt: Fehlt eigentlich nur noch Götz George. Vielleicht als Helmut Schmidt? Wäre auch nicht mehr darauf angekommen . . .

Als Geisterbahnfahrt durch jene Ära wird der Film natürlich trotzdem funktionieren - das war beim „Untergang“ nicht anders. Zumal die Terroristen sexy genug sind, um deutlich zu machen, dass es auch damals nicht nur um Ideologie ging. Der Film nennt eine Mörderbande eine Mörderbande - und verschweigt nicht, dass es zwei, drei Gründe gab, die sie auf den falschen Weg führten. Aber das ändert nichts daran, dass es sich beim „Baader Meinhof Komplex“ um einen Polit-Porno handelt. Er besteht nur aus Höhepunkten - der Rest ist Hummersuppe. Er verhält sich zu einem komplexeren Film wie ein Porno zum Liebesfilm. Wo der eine weiß, wie kompliziert die Dinge liegen, kennt er nur Eskalation. Das ist das Gegenteil von Haltung. Und deswegen sieht der Film die Terroristen am Ende eben doch so, wie sie nie waren.

RAF-Retro erzeugt Nestwärme

Warum die Erinnerung an den deutschen Terror blüht und gedeiht

Von Tanja Dückers

Der Tagesspiegel vom 25. September 2008

<http://www.tagesspiegel.de/meinung/kommentare/RAF;art141,2621866>

Man könnte meinen, wir lebten noch in den Siebzigern. Und Helmut Schmidt – der gefühlte Großvater der Deutschen – wird zu jeder Frage, jedem Missstand um seine Meinung gefragt, als sei er immer noch Bundeskanzler.

Die Welt ist nicht gerade friedlich; es gab gerade einen Krieg im Kaukasus, Pakistan erlebte seinen 11. September, in Südafrika tobt ein erbitterter Machtkampf, in China wurden Kinder vergiftet. Doch die Deutschen beschäftigen sich lieber damit, ob Andreas Baader nun gelispelt hat oder nicht.

Immerhin sind sie in ihrer großen Retrospektive, die sie seit Beginn des 21. Jahrhunderts vehement eingeläutet haben, ein paar Jahrzehnte aufgerückt: Nun geht es gerade mal nicht mehr um Hitlers Verhältnis zu Frauen und Hunden, sondern darum, wie viele coole Sonnenbrillen die Meinhof hatte oder wer mit wem schlief im „inner circle“ der RAF.

Neben modisch-historischen Nebensächlichkeiten wird gelegentlich auch Wichtiges thematisiert. Zum Beispiel die Frage, welche genauen Vorschläge der Krisenstab zum Umgang mit den RAFlern seinerzeit diskutierte. Einer Theorie nach sollten sie erschossen werden, falls sie den entführten Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer umbrächten. Viele Akten sind hierzu immer noch unter Verschluss.

Insgesamt aber verblüfft die Akribie und Permanenz, mit der sich die deutsche Öffentlichkeit diesem Kapitel deutscher Geschichte in ikonografischer Hingabe widmet. Ist der neue Eichinger-Film, der am heutigen Donnerstag in die Kinos kommt, daran schuld? Nein, er ist eher Symptom als Ursache.

Wer nun die Gazetten aufschlägt und sich die Fotostrecken anschaut, den überkommt weniger ein kalter Schauer (der überkommt einen, wenn man sich die Videos zu dem Anschlag in Islamabad anschaut), sondern eher ein behagliches Gefühl, beinahe so etwas wie „Nestwärme“.

Denn die RAFler sind keine Unbekannten aus einem globalisierten Irgendwo, die irgendwann irgendwen umbringen wollen. Sie sind uns mittlerweile vertraut, stehen für urdeutschen, hausgemachten Terror. Man weiß viel über sie, über ihr Elternhaus, ihren Werdegang, ihre Liebschaften, ihre körperlichen Stärken oder Gebrechen, ihre kulinarischen und musikalischen Präferenzen und vieles mehr.

Die RAFler sind nicht irgendwelche Hasskappen aus Ländern, deren Lage viele Deutsche auf einer Weltkarte nicht richtig angeben könnten; sie sind oder waren gewissermaßen die eigenen Söhne und Töchter, mit Eltern, die in Zeitungen lange Interviews geben und mit denen jeder mitfühlen kann. Auch haben damals und zum Teil noch heute einige Bürger mit der RAF sympathisiert.

Und der damalige Kampf der deutschen Stadtguerilleros gegen den Staat war im Vergleich zu einigen gegenwärtigen Konflikten verhältnismäßig überschaubar, geografisch eingegrenzt und wenigstens in Ansätzen rational. Denn sie töteten nicht irgendwen. Auch wenn sie brutalst vorgingen, hatten sie noch eine rudimentäre Logik, so etwas wie „Argumente“: Klassenkampf, Schweinesystem, Anti-Imperialismus, Anti-Vietnamkrieg.

Für die Opfer und ihre Angehörigen mag es unwichtig sein, ob die Rote Armee Fraktion mit oder ohne „Argument“ tötete. Aber für die Stabilität einer Gesellschaft macht es einen Unterschied, ob Tätern wenigstens Motive zugeordnet werden können oder nicht.

Es scheint, als ob man sich heute wieder nach einer Zeit zurücksehnt, in der man vor nichts Größerem Furcht haben musste als vor ein paar – im Nachhinein so jung, so naiv aussehenden – Jeansträgern mit Knarre. Und im Vergleich zu ganz und gar ungreifbaren Ängsten wie denen vor monströsen Tsunamis, versinkenden Städten oder tropischen Insekten in Mitteleuropa wirkt die damalige Furcht auch weniger allumfassend.

Zu guter Letzt: „Nestwärme“ verbreitet der Anblick der RAFler im Retro-Look auch deshalb, weil ihre Geschichte letztendlich eine Erfolgsgeschichte für die Bundesrepublik Deutschland darstellt, mithin für die westlichen Demokratien. Der Staat und dessen Institutionen erwiesen sich nur anfangs als hysterisch und starr, nachher als ebenso elastisch wie unnachgiebig. Andreas Baader und Gudrun Ensslin sind keine düsteren Schreckensgestalten mehr, sondern das „Bonnie & Clyde“-Pärchen der Politik.

Ein Tipp an künftige Terroristen: Erst mal die Filmrechte sichern!

Die Autorin, 1968 in West-Berlin geboren, ist Schriftstellerin. Sie studierte Kunstgeschichte, Amerikanistik und Germanistik. 1999 veröffentlichte sie ihren ersten Roman „Spielzone“. Ein Jahr später erhielt sie den Förderpreis des „Literaturpreises Ruhrgebiet“. Zuletzt erschienen 2006 ihr Roman „Der längste Tag des Jahres“ und 2007 der Essayband „Morgen nach Utopia“.

Aktien und Action

Eichingers RAF-Film, jetzt auch im Kino

Von Jan Schulz-Ojala

Der Tagesspiegel vom 25. September 2008

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/art772.2621921>

Heute kommt, und das ist nun fast schon wieder eine Nachricht, der Film „Der Baader Meinhof Komplex“ ins Kino. Erst heute?, dürfte mancher Medienkonsument irritiert fragen. Läuft der nicht schon seit letzter Woche – mindestens? Oder ist er vielleicht, huch, schon wieder „durch“, also raus und aus und vorbei?

Tatsächlich, im Falle dieses Filmes hat sich in der Öffentlichkeit ein bisher beispielloses Gefühl der Asynchronität festgesetzt: Das Echo geht dem Ereignis ziemlich vollständig voraus, nicht umgekehrt. Dass das so gekommen ist, liegt einerseits ganz im Interesse des Großproduzenten und Verleihs Constantin und seines Aufsichtsratsmitglieds Bernd Eichinger, der auch das Drehbuch zum „Baader Meinhof Komplex“ schrieb. Schließlich läuft nach einer generalstabsmäßig gesteuerten PR-Kampagne der Kinobesuch üblicherweise wie von allein.

Möglich aber auch, dass die kontrollierte und in Zügen durchaus kontrollwahnhaft Offensive des Verleihs diesmal nach hinten losgegangen ist. Erst schuf er unter den filminteressierten Berichterstattern böses Blut mit der Drohung, bei aus seiner Sicht zu früher Veröffentlichung ein Strafgeld von 100 000 Euro einzutreiben. Dann führte die für letzten Mittwoch gesetzte Sperrfrist dazu, dass nahezu alle relevanten Medien ihre Filmkritik sofort veröffentlichten. Der Tenor? Fast durchweg negativ.

Nun fermentieren die Verrisse. „Der Baader Meinhof Komplex“: War das nicht dieses konzeptlos abgedrehte Zeitgeschichtsspektakel, das man bei der aktuellen Filmauswahl getrost abhaken kann? Auch die als Anne Will-Talk getarnte Trailer-Show am Sonntag, in der drei am Film Beteiligte selbigen eifrig lobten, während zwei weitere Teilnehmer bedenkenswerte Kritik äußerten, dürfte sich aus Verleihersicht nicht unbedingt als gewinnbringend erweisen.

Bemerkenswerten Binnenpluralismus bewiesen schließlich der „Spiegel“ und die „FAZ“, die als Herolde Bernd Eichingers zunächst unisono verkündet hatten, der Film werde den Blick auf den deutschen Terrorismus grundlegend verändern. Vor ein paar Tagen schob „Spiegel online“ eine distanzierte Auseinandersetzung mit dem Film nach, und gestern bescheinigte die „FAZ“ dem Werk Qualitäten eines „Polit-Pornos“, der von Höhepunkt zu Höhepunkt jage: „Eskalation. Das ist das Gegenteil von Haltung.“

Ja, das ist es wohl, was eines Tages als kleinster gemeinsamer Nenner zwischen Produktion, Verleih und Filmkritik von „Der Baader Meinhof Komplex“ bleiben wird, größerer oder auch kleinerer Millionenerfolg hin oder her: dass es sich dabei schlicht um einen Actionfilm handelt. Wie sagte Bernd Eichinger dieser Tage im Deutschlandfunk? „Na klar ist das ein Actionfilm. Es ist damals ja auch irre viel passiert.“ *Jan Schulz-Ojala*

Die RAF in Frankfurt und Rhein-Main Brandstiftung, Attentate, Morde

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25. September 2008

Ein Film führt zurück in die Zeit des Terrors. „Der Baader Meinhof Komplex“ nach dem gleichnamigen Buch von Stefan Aust zeigt detailgetreu die kaltblütige Brutalität der RAF-Anschläge. Das Bomben und Morden hat gerade Frankfurt und das Rhein-Main-Gebiet getroffen.

(nicht frei verfügbar)

RAF ohne Heim

Bul
Die ZEIT vom 25. September 2008
(nicht frei verfügbar)

Anschlag auf Aust-Villa zum Filmstart des RAF-Films

dpa
Der Tagesspiegel vom 26. September 2008
(nicht frei verfügbar)

Der Untergang der RAF

Bei der Verfilmung des Baader-Meinhof-Komplexes haben alle Beteiligten Qualen auf sich genommen, die allenfalls von denen der Zuschauer überboten werden. Ein erschütternder Bericht, versetzt mit Originaltönen der Betroffenen

Von Marit Hofmann
KONKRET 10/2008
(nicht frei verfügbar)

Der Gröbraz

Von Dietrich Kuhlbrodt
Konkret 10/2008
(nicht frei verfügbar)

Streit um "Baader-Meinhof-Komplex" "In geschmacklosester Weise"

sueddeutsche.de/AP/pak
Süddeutsche Zeitung vom 07. Oktober 2008
<http://www.sueddeutsche.de/kultur/172/313080/text/>

Die Witwe des Bankiers und RAF-Opfers Jürgen Ponto reagiert empört auf den Kinofilm "Der Baader-Meinhof-Komplex". Aus Protest gibt sie ihr Bundesverdienstkreuz zurück.

Wieder Wirbel um den neuen RAF-Kinofilm "Der Baader-Meinhof-Komplex": Die 79-jährige Iignes Ponto, Witwe des ermordeten Bankiers Jürgen Ponto, gibt ihr Bundesverdienstkreuz aus Protest an den Bundespräsidenten zurück. Dies bestätigte ihre Tochter Corinna Ponto nun Welt Online.

Die Musikerin hatte das Bundesverdienstkreuz 1988 unter anderem für die Gründung und Begleitung der Bundesbegegnung "Schulen musizieren" erhalten.

Die Ponto-Familie kritisiert vor allem die Darstellung der Ermordung des Bankiers. Daran sei "so gut wie alles falsch", sagte Corinna Ponto. "Während man sich anderswo bis zu korrekten Fahrzeug-Kennzeichen zu den historischen Details bekennt, verfährt man in dieser Szene frei nach Phantasie, was Haus, Interieur und Geschehen angeht. Von dem RAF-Attentat auf meinen Vater gab es bisher keine Bilder. Das war für uns immer ein gewisser Trost und auch ein Schutz. Diese falsche Überschreitung der Film-Version ins Private empfinde ich als besondere Perfidie."

Die Mutter habe sprachlos die verfälschte, öffentlich dargebotene filmische Hinrichtung ihres Mannes in vielen verschiedenen Programmen der öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten erlebt. "Ihr und uns, einschließlich der noch sehr jungen Familienmitglieder, wurde zugemutet, als unvorbereitete Zuschauer die Szene dieses filmisch inszenierten Attentats ertragen zu müssen - als Vermarktungs-Thriller, unkommentiert, sogar hin und wieder angeregt angekündigt unter dem Motto 'Let's go Oscar'", kritisierte Corinna Ponto.

Sie sprach von einer neuen Stufe öffentlicher Demütigungen. "Hier werden die Menschenwürde meiner Mutter und der ganzen Familie in ihrem Kern getroffen sowie Pietät und Andenken eines Toten in geschmacklosester Weise verletzt", sagte die Tochter.

Seit Jahrzehnten vermöge es die Bundesrepublik nicht, den Opfern der RAF eine Gedenktafel zu widmen, kritisiert die Familie zudem.

Statt Aufklärung zu betreiben, etwa über die Erforschung des von der DDR unterstützten Terrorismus, teilfinanziere der Staat mittels öffentlich-rechtlicher Anstalten und den Filmförderfonds "diesen trickreich unhistorischen und gefährlich auch zur Gewalt verführenden Film und fördert ihn damit auch ideell", kritisierte Corinna Ponto. Das Interview führte die Publizistin Bettina Röhl, eine der beiden Töchter der RAF-Terroristin Ulrike Meinhof.

Die Aust-Verfilmung verpasst, Andreas Baader als lispelnden Normalo zeigen Der Aust-Eichinger-Komplex

Kommentar von Oliver Gehrs

Die Tageszeitung vom 08. Oktober 2008

<http://www.taz.de/1/debatte/kommentar/artikel/1/der-aust-eichinger-komplex/?type=98>

Als vor fast anderthalb Jahren Tonbänder aus dem Stammheim-Prozess auftauchten, auf denen man das Lispeln von Andreas Baader hört, da wurde das Image des Terroristenmachos arg ramponiert. Der leichte Sprachfehler und der monotone Singsang demontierten das im kollektiven Bewusstsein bestehende Bild. Über diesen Sensationsfund berichtete auch der Spiegel, schließlich war es ja dessen ehemalige Chefredakteur Stefan Aust, der die Bänder in einem Archiv aufgestöbert hatte.

Man kann es Stefan Aust nicht übel nehmen, dass in der Verfilmung seines "Baader Meinhof Komplexes" nun doch wieder der obercoole Desperado Baader fröhlich Urständ feiert, als hätte es die Tonbänder aus Stammheim nie gegeben. Der Part des frauen- und knarrenverschleißenden Hallobris ist nicht nur weitaus leinwandtauglicher, sondern vor allem seit 1985 festgeschrieben - genauer gesagt, seit Aust seinen RAF-Klassiker vorlegte, der auf einer sehr subjektiven Auswertung von Kronzeugenaussagen, Verhörprotokollen und Prozessmitschriften beruht und der eine klare Rollenverteilung vorgibt: Gudrun Ensslin als

eiskalter Engel, Baader als belmondoesker Rüpel und Ulrike Meinhof als verführtes Sensibelchen.

Fast ein Vierteljahrhundert später lässt sich Aust seine als Oral History getarnten Räuberpistölchen durch Eichingers Ballermann-Epos noch einmal bestätigen. Die Deutungshoheit, die Aust seit je beansprucht, wird auf der Leinwand quasi mit Waffengewalt noch einmal erzwungen.

Dass da ein Terrorist mit breitem Grinsen durch die Gegend läuft und ständig "Ihr Fotzen!" schreit, hat vor allem eine Quelle - nämlich die ehemalige RAF-Terroristin Beate Sturm, die kurz nach ihrer Verhaftung Anfang 1972 im Spiegel einen Artikel veröffentlichte. Überschrift: "Man kann nur zurückbrüllen". Ausführlich schildert sie darin den Streit innerhalb der Gruppe und wie Baader die Frauen beschimpfte.

Aust hat aus diesem Zeugenbericht jene Dialogzeilen geschmiedet, die ihm bei Erscheinen des "Baader Meinhof Komplexes" viel Ruhm, aber auch Skepsis eintrugen - und die sich heute eins zu eins im Film wiederfinden, der von willfährigen Aust-Freunden wie dem FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher im dröhnenden Dolby-Surround-Sound zur Grundlage einer neuen "RAF-Rezeption" hochgejazzt wird. Dabei soll hier doch nur aus alten Kronzeugenaussagen immer wieder derselbe Nektar gesaugt werden. Die abtrünnigen RAF-Mitglieder sind seit je Austs Ghostwriter - Peter Homann, der im Film von Jan-Josef Liefers gespielt wird, Karl Heinz Ruhland und eben Beate Sturm. Andreas Baader schreibt ja keine Gegendarstellungen mehr, merkte Hermann Gremliza dazu schon 1985 an.

Alles, was bei Aust nicht ins Bild passt, ließ er schon damals weg. So wie Andreas Baader im "Baader Meinhof Komplex" vor allem mit Tiraden gegen den Richter zitiert wird, so ist er nun auch im Film beim "Arschloch"-Rufen im Gerichtssaal zu bewundern. Dass Baaders Schimpfkanonaden in Stammheim teilweise minutenlange Abhandlungen vorweggingen, in denen er die Verletzung seiner Grundrechte anprangerte, haben Aust und der zur Einfachheit neigende Eichinger weggelassen.

Stattdessen mühen sich beide, dem Vorwurf, die Terroristen als Menschen zu zeigen, zu entgehen, indem sie deren Morde effektheischend in Szene setzen: Wenn Schleyer noch kurz selig lächeln darf, weil er eine Mutter mit Kinderwagen neben seinem Mercedes erblickt (die dann eine Maschinenpistole unter dem Deckchen hervorholt), oder wenn die Buback-Mörder auf dem Motorrad noch mal lässig an die Leichen heranfahren, um sich anerkennend auf die Schulter zu klopfen, dann ist die Grenze zur Denunziation überschritten.

Angesichts solch wohlüberlegter Anreicherung der Wahrheit auf der einen Seite und all des Weglassens von Verbürgtem andererseits ist es schon ein Hohn, wenn Aust in Interviews behauptet, man habe versucht, mit dem Film möglichst authentisch zu sein. Hier labt sich der Autor wohl an den statistengesättigten Massenszenen und an den kleinen historischen Details, die als verbürgt gelten, weil sie so in den Polizeiakten stehen. Wie die Tränen von Ulrike Meinhof bei der Verhaftung. Da, so Aust ungewohnt gefühlig, habe er fast mitgeweint. Zum Heulen ist aber eigentlich nur, dass sich Aust, Eichinger und Edel nicht ansatzweise bemüht haben, auch neuere Erkenntnisse zur RAF zu verarbeiten. Erkenntnisse, die ironischerweise Aust selbst zu verdanken sind. Da wären neben den Tonbändern mit dem echten Baader auch noch die Abhörmaßnahmen in Stuttgart-Stammheim, die den Tod der Terroristen in einem anderen Licht erscheinen lassen - als staatlich geduldeten Selbstmord nämlich. Nicht ganz unwichtig für die Geschichte - für den Film aber schon.

"Austs Buch darf nicht das Buch über die RAF werden und wird es bestimmt auch nicht", hatte Gottfried Ensslin, der Bruder von Gudrun Ensslin, nach dem Erscheinen des "Baader Meinhof Komplexes" in der taz gehofft - und sich phänomenal getäuscht. Es ist nun nicht nur das Buch über die RAF, sondern auch der Film. Die Geschichte der RAF ist seit 23 Jahren bei Aust in Geiselhaft - und das Lösegeld wird in diesem Fall regelmäßig überwiesen. Hätte Moritz Bleibtreu Baader als lispelnden Normalo gespielt, hätte nicht nur Bleibtreu weniger Spaß an der Rolle gehabt - auch Austs Buch wäre in Teilen als Fantasiegebilde enttarnt worden. Und das ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, zu dem der Verlag eine neue Tranche davon auf den Markt schmeißt, die es zügig in die Bestsellerliste schafft.

Das Lustigste an dem ganzen "Baader Meinhof Komplex"-Komplex ist, dass sich Aust in den Film, der kaum Platz für eine Dramaturgie und die wirklich einschneidenden Ereignisse jener Jahre hat, eine relativ große Rolle hineinschreiben ließ. So darf der Film-Aust im Film als

Musterschüler von Konkret-Chef Klaus Rainer Röhl die altklugen Augen hinter der Pilotenbrille blitzen lassen und schließlich am Strand von Sizilien als Retter der Meinhof-Zwillinge auftreten, die ihm glücklich in die Arme laufen. Da menschelt es in all dem Gemetzel plötzlich gewaltig - und Aust darf den ganzen Zerrbildern, die der Film bietet, noch sein eigenes hinzufügen.

Diese Strategie verfeinert er noch in Interviews, in denen er seit Jahren darauf besteht, damals weitgehend unpolitisch gewesen zu sein. Wobei er all seine zeternden Kolumnen in den St. Pauli Nachrichten ausblendet, die sich lesen, als hätte Ulrike Meinhof sie diktiert. Oder sein "Panorama"-Filmchen von 1974 über Hanns-Martin Schleyer, den er als "Prototyp des Ausbeuters" bezeichnete. Nach seiner Zeit beim Spiegel strebt Aust offenbar ins Schauspielgeschäft.

Nach diesem Film traut man Aust sogar zu, dass er die Farbbomben, die neulich auf sein Haus klatschten, selbst geworfen hat - oder von Eichingers Praktikanten werfen ließ. Das wäre dann glasklares Guerillamarketing.

Ponto-Witwe gibt wegen RAF-Film Bundesverdienstkreuz zurück

AP

Der Tagesspiegel vom 08. Oktober 2008
(nicht frei verfügbar)

Die Frage: Wie retourniert man ein Bundesverdienstkreuz?

Die Süddeutsche Zeitung vom 09. Oktober 2008
(nicht frei verfügbar)

Ins rechte Licht gerückt

Von Martin Gantner

Die Zeit vom 15. Oktober 2008

<http://www.zeit.de/online/2008/knebelvertraege>

Journalisten dürfen häufig nur berichten, wenn sie Knebelverträge unterschreiben. Künstler und PR-Agenturen wollen kontrollieren, was nicht mehr zu kontrollieren ist

Eigentlich hätte die deutsche Schauspielerin und Ulrike-Meinhof-Darstellerin Martina Gedeck aufs Cover der Hamburger Obdachlosenzeitung Hinz&Kunzt kommen sollen. Statt ihr lächelt nun Fernsehmoderator Tobias Schlegel von der Frontseite. Er war die zweite Wahl. Die Redaktion hatte sich entschlossen, von Gedeck abzusehen. Kein Interview. Kein Cover.

Stattdessen erschien in der Zeitung ein Artikel unter dem Titel: "Nicht mit uns! Warum ein geplantes Interview mit Martina Gedeck nicht stattfindet." Der Grund: Immer öfter werden Journalisten dazu angehalten, Verträge und Akkreditierungsbestimmungen zu unterschreiben, die wohlige Berichterstattung garantieren sollen. Die Regularien gleichen sich häufig: Fotos dürfen nur aus bestimmten Blickwinkeln geschossen werden. Texte sollen nicht mehr in Redaktionen, sondern am besten gleich in den PR-Agenturen selbst redigiert werden.

Im konkreten Fall, schreibt Hinz&Kunzt, sollten Zitate und die drei Sätze vor und nach den Zitaten vorgelegt werden. Man hätte sich des Weiteren dazu verpflichten müssen, Frau Gedeck aufs Cover zu heben und sämtliche Bildunterschriften, Zwischenzeilen, Überschriften und Unterzeilen vorzulegen. Fotos sowieso. Gedecks Agentur wollte zu dem konkreten Fall keine Stellung nehmen.

Auch im Zusammenhang mit dem Film Der Baader Meinhof Komplex ist es mehrfach zu solch negativen Schlagzeilen gekommen. Die ersten gab es, als der Film noch gar nicht in den Kinos war. Der Einladung zur Münchner Pressevorführung lag ein Vertrag bei, in denen sich die Journalisten mit ihrer Unterschrift damit einverstanden erklären mussten, keine ausführlichen Besprechungen und Kritiken vor dem 17. September – rund eine Woche vor Kinostart – und keine Interviews oder sonstigen Artikel zum Film vor dem 12. September zu veröffentlichen.

Solche Sperrfristen sind mittlerweile nichts Ungewöhnliches mehr. Für Aufregung sorgten allerdings die Konsequenzen, mit denen die Agentur drohte: Für eine Zuwiderhandlung sollte eine Konventionalstrafe von insgesamt 100.000 Euro fällig werden, jeweils zur Hälfte vom betroffenen Journalisten bzw. seinem Medium an die Münchner Constantin Film zu überweisen. "Der Fall Baader–Meinhof war auch für uns eine Premiere", sagt Hendrik Zörner, Pressesprecher des deutschen Journalistenverbands (DJV). "Dass ein Filmverleiher mit einer Strafe in der Höhe von 50.000 Euro gedroht hat, haben auch wir noch nicht erlebt." Und Zörner hat schon einiges erlebt. Herbert Grönemeyer, Robbie Williams, Katie Melua, David Copperfield, die Kelly Family – sie alle hatten versucht, Einfluss auf Art und Weise der Berichterstattung zu nehmen.

Dabei geht es um die heikle Frage, wo Pressefreiheit anfängt und Vertragsfreiheit aufhört. Oft werden Verträge oder Akkreditierungsbestimmungen erst kurz vor der jeweiligen Veranstaltung vorgelegt, sodass es zeitlich nicht mehr möglich ist, gegen die einzelnen Bestimmungen rechtlich vorzugehen. Veranstalter verweisen auf das Recht der Vertragsfreiheit und auf das Hausrecht. "Konzertarenen werden so zu Wohnzimmern erklärt", ärgert sich Zörner. Viele Medienvertreter fordern daher den Journalistenverband auf, Musterprozesse zu führen. Experten sind jedoch uneins über die Erfolgsaussichten solcher Klagen. Solange keine Musterprozesse geführt werden, bleiben den Medien einzig die Möglichkeit des Boykotts und die Hoffnung, dass sich Kollegen anderer Zeitungen solidarisch erklären und über solche Veranstaltungen ebenfalls nicht berichten.

Justus Demmer ist Pressesprecher der Deutschen Presseagentur (dpa). Auch er spricht von einem Trend. Immer häufiger werde versucht, die aktuelle Berichterstattung zu beeinflussen oder gar zu unterbinden. "Aus Berichterstattung soll eine PR–Veranstaltung gemacht werden." Die Forderungskataloge der Veranstalter reichten mittlerweile bis hin zur detaillierten Beschreibung des Foto–Equipments. "Der letzte Schritt ist der Versuch, die Rechte am produzierten Material einzufordern."

Ein besonders anschauliches Beispiel war vor zwei Jahren die Deutschland–Tour von Robbie Williams. Das Album Intensive Care durften Journalisten im Vorfeld nur per T–Mobile–Handy–Abspielfunktion hören. Die Pressemappe bestand zu großen Teilen aus Material der Werbepartner. Beim Konzert selbst wurde kein einziger deutscher Fotograf zugelassen. Stattdessen schickte eine britische Agentur einen Exklusiv–Fotografen und bot die Bilder für 150 britische Pfund zum Kauf an. Um für die After–Show–Party zugelassen zu werden, mussten sich die Journalisten dazu verpflichten, den Handyanbieter im Artikel zu erwähnen. Dpa und Associated Press verzichteten völlig auf die Konzertberichterstattung. Die Telecom kündigte danach an, die Verträge mit der externen PR–Agentur aufzulösen.

Solch rigide Verträge sind auch in der PR–Branche nicht unumstritten. Ulrich Nies ist Präsident der deutschen PR–Gesellschaft (DPRG). Über die Verträge sagt er: "Das bringt nur Frustrationen." Er würde seinen Kollegen schon lange abraten, solche Verträge

aufzusetzen. "Der Grundsatz Control your Message ist in Zeiten von Blogs und Social Media bis zu einem gewissen Grad obsolet geworden." In der Tat stellt sich die Frage, weshalb Fotojournalisten das Konzert nach dem zweiten Lied verlassen müssen, während normale Konzertbesucher mit ihren Handys weiter aufnehmen und fotografieren. "Es ist der Versuch, die neuen Medien nach den Regeln der alten zu behandeln."

Karl Liebknecht kann die Kritik an Künstleragenturen und Konzertveranstaltern nicht mehr hören. Er ist Konzertveranstalter und erklärt gebetsmühlenartig: "Für die Auflagen kann ich nichts." Er könne nicht mehr tun, als "seinen Künstlern" aus dem Ausland zu vermitteln, was in Deutschland geht und was nicht. Einer seiner Künstler, Mark Knopfler, hatte genau dies nicht verstehen wollen: ZEIT ONLINE liegt der Vertrag vor, in dem sich Fotografen dazu verpflichten müssen, die Rechte an ihren Bildern für wahlweise ein Euro oder ein Pfund an Herrn Knopfler abzutreten. Nach heftigen Protesten war die Klausel vom Tisch. Liebknecht selbst war angesichts der Forderung verwundert. Er sieht in den Verträgen den hoffnungslosen Versuch, sich gegen die zunehmende Technisierung der Medien zur Wehr zu setzen. Ein letzter Versuch zu kontrollieren, was nicht mehr zu kontrollieren ist.

"Sie waren Mörder, und wir zeigen sie als Mörder"

Von Monika Porrmann

Frankfurter Rundschau vom 15. Oktober 2008

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/literatur/buchmesse_2008/buchmesse_blog/?em_cnt=1614096&

Kurze Pause im Foyer vor dem Buchmesse-Kino. Während hier draußen viele Messebesucher ich mir mit ersten Anzeichen von Erschöpfung einen Kaffee gönne, hat drinnen gerade die Vorführung des Films "Baader-Meinhof-Komplex" begonnen. Die bedrohlichen Bass-Klänge, mit denen die ersten Szenen unterlegt sind - die Anti-Schah-Demonstration in Berlin, die knüppelnden "Jubel-Perser", die eskalierende Gewalt - überlagern jede Unterhaltung hier draußen.

Unmittelbar vor der Filmvorführung saßen die Macher auf dem Podium: Buchautor und Journalist Stefan Aust, Autorin Katja Eichinger, Schauspieler Simon Licht (der im Film Horst Mahler verkörpert) und Martin Moszkowicz von Constantin Film. Wirklich Neues kam nicht dabei rum: Wie schon in zahlreichen Talkrunden zuvor verteidigten die Filmemacher ihr Werk gegen die Vorwürfe der Verklärung und der Einseitigkeit. "Das waren Mörder, und wir zeigen sie als Mörder", wischte Moszkowicz die Angriffe beiseite, freute sich stattdessen über den internationalen Erfolg des Films und ließ wie nebenbei fallen, dass Produzent Eichinger in diesen Minuten in Paris weilte, um Promotion für den französischen Kinostart zu machen.

Spannend wurde es am Schluss, als Aust von dem Farbbeutel-Anschlag an seinem Hamburger Privathaus erzählte. Einen Tag später sei ein Bekenner schreiben bei der Hamburger Morgenpost eingegangen, getippt auf einer alten Schreibmaschine ohne Korrekturtaste und mit Formulierungen, die profunde Kenntnisse über Austs Arbeit verrieten. Besonders ein Satz hätte ihm zu denken gegeben: "Die Revolution sagt: Ich war, ich bin, ich werde sein." Ist die RAF womöglich noch immer nicht Geschichte? Droht ein Wiederaufleben des politischen Terrors in Deutschland?, fragt Moderator Wolfgang Herles denn auch gleich mit einiger Dramatik in der Stimme. Nein, meint Aust. Das dann doch nicht. Spürbar wird in diesem Moment aber: Nicht nur der Vorfall selbst, sondern mehr noch das Rosa-Luxemburg-Zitat in dem Bekennerbrief haben den Mann durchaus verunsichert.

Versionen der Wirklichkeit

Von Monika Porrmann

Frankfurter Rundschau vom 17. Oktober 2008

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/literatur/buchmesse_2008/buchmesse_blog/?em_cnt=1614693&

Zwanzig Minuten vor ihrem Auftritt ist am Spiegel-Stand kein Platz mehr frei. Viele wollen Astrid Proll sehen. Star-Rummel um ein ehemaliges Gründungsmitglied der RAF? Der Trubel um den aktuellen Kinofilm "Der Baader-Meinhof-Komplex" scheint das Interesse an den Protagonisten jedenfalls enorm zu steigern.

Astrid Proll ist von dem "Hype" genervt. Daraus macht sie im Gespräch mit Spiegel-Redakteur Michael Sontheimer kaum einen Hehl. Klar, auch sie lese die Bücher, sehe sich Filme über die RAF an, "weil ich mich für Filme interessiere". Ihr Blick auf die vielen Versuche, die Zeit des linken Terrors in Deutschland in Worte und Bilder zu gießen, ist dennoch ein anderer. Sie war dabei.

Astrid Proll, heute 61 Jahre alt, Autorin und Fotografin, gehörte zur ersten Generation der Rote Armee Fraktion. Zusammen mit Gudrun Ensslin und Andreas Baader war sie nach 1968 in den Untergrund gegangen, drei Jahre später verhaftet und 1974 wegen Verhandlungsunfähigkeit entlassen worden. Es folgte eine Flucht nach England, die erneute Festnahme, die Auslieferung an Deutschland und eine Verurteilung.

In deutschen Kinos kann sich das Publikum derzeit Katharina Wackernagel in der Rolle der Astrid Proll ansehen. Wie nah kommt sie der realen Person? Wie nah kommen all die Schauspieler, die Buchautoren und Filmemacher der Wahrheit wirklich? Eines wird an diesem Nachmittag deutlich: Die Version der Geschichte, die Regisseur Uli Edel und Produzent Bernd Eichinger gerade auf die Leinwand brachten, scheint nicht die der Astrid Proll zu sein. Der Film habe sie geärgert, sagt sie - mag dann aber nicht genauer darauf eingehen, warum. Stattdessen verweist sie auf ältere Verfilmungen, die nicht nur zeitlich näher am Geschehen seien, etwa Margarethe von Trotta's "Die bleierne Zeit" von 1981.

Doch dann geht es um andere, um Baader, um Ensslin und um Meinhof - die "Stars" der RAF, damals wie heute. Astrid Proll, die 61-Jährige mit dem rostroten, halblangen Haar, der gänzlich unprätentiösen Kleidung und den bequemen schwarzen Schuhen, rückt in den Hintergrund. Schade. Dabei hätte sie vermutlich viel zu erzählen, über ihre Beweggründe, ihre Flucht, ihre Haft, ihr Leben nach der RAF - vorausgesetzt, sie würde davon erzählen wollen. Nur kurz beschreibt sie die eigenen Haftbedingungen, dann geht es wieder um Ulrike Meinhof.

Tonbandaufzeichnungen aus dem Prozess werden eingespielt, darunter Ulrike Meinhofs Äußerungen über Gruppenzwang und Verrat. Eine verstecktes Angebot zur Kooperation? Astrid Proll, mit zeitweise zusammen mit Ulrike Meinhof inhaftiert war, begibt sich nicht auf das Glatteis solcher Theorien. Wozu ein solcherart getarntes Angebot? Hätte Meinhof mit den Behörden zusammenarbeiten wollen - dann wäre sie hingegangen und hätte es einfach getan, meint Astrid Proll.

Am Schluss dann geht es doch noch einmal um sie. Was sie heute dabei empfinde, dass sie damals in der RAF war, fragt eine ZuhörerIn. Astrid Proll lässt sich Zeit mit der Antwort, schüttelt mehrmals den Kopf, zuckt die Schultern. Es wirkt so, als wittere sie die Forderung nach einem öffentlichen Reue-Bekennntnis. "Ach wissen Sie", sagt sie dann, "das ist lange her." Wieder klingt es genervt.

Was machen wir heute? Terroristen verstehen

Von Gerd Nowakowski

Der Tagesspiegel vom 18. Oktober 2008

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/tagestipps/:art135,2639063>

Wie die sich verändert hat“, sagt Franca fast empört: „Richtig krass.“ Sie meint Ulrike Meinhof. „Erst war sie ganz für ihre Kinder da und dann hat sie die einfach weggegeben in ein Camp, wo mit Waffen trainiert wurde.“ Die 15-Jährige hat mit ihrer Religionsklasse den „Baader-Meinhof-Komplex“ gesehen und ist beeindruckt. Weniger vom Film. „Der ist zu lang.“ Aber von den Figuren dieses Politdramas, das von einem fremden, fernen Deutschland und einer Gruppe berichtet, die schon Geschichte war, als Franca geboren wurde.

Besonderen Eindruck haben die Bilder der Studentenbewegung hinterlassen. „Ich hätte damals nicht gerne gelebt“, sagt die Zehntklässlerin. Sie kann nachvollziehen, dass „die RAF-Leute so geworden sind“ – in einem Staat, in dem es alte Nazis gab, die Polizei wegschaute oder Studenten verprügelte und Politiker nichts vom Vietnamkrieg wissen wollten. Na ja, ganz so schlimm war es nicht, besänftigt der Vater, obwohl er das früher ähnlich sah. Er findet es schwer, dies ferne Land zu schildern, in dem viele Menschen Sympathien für eine radikale Veränderung dieser misstrauisch betrachteten Republik hatten und doch gegen die Gewalt der RAF waren.

Ganz fremd und fern, dieses Land? Tochter Lara ist anderer Meinung. Auch heute sei nicht alles demokratisch, es gebe soziale Missstände und Nazis. Die 18-Jährige hat eine Meinhof-Biografie gelesen und vieles gefunden, das sie sympathisch fand. „Der ging es um soziale Verantwortung und Gerechtigkeit, die war gläubig, wollte helfen“, sagt sie. Meinhofs Weg ist für Lara „nachvollziehbar, die logische Konsequenz ihres Denkens“. Erschreckend konsequent, sagt der Vater. Ja, auch. Aber Lara kann verstehen, warum Meinhof auf den Weg in die Gewalt gekommen ist. Ein Irrweg, sagt der Vater. Ja, antwortet Lara, deswegen haben RAF-Leute sich am Ende auch das Leben genommen. Franca sagt es drastischer. „Die waren am Ende echt irre.“

Der unfassbare Herr Aust Moritz von Uslar interviewt Stefan Aust in der Hamburger Fleetstreet

Von Klaus Irlner

Die Tageszeitung vom 28. Oktober 2008

<http://www.taz.de/regional/nord/nord-aktuell/artikel/1/der-unfassbare-herr-aust/?type=98>

Es ist nicht ganz seine Welt, diese abgeschrabbelte Bühne, auf der sonst die freie Szene mit der Kunst ringt. Die Stühle sind hart und stehen auf dünnen Beinchen, der Tisch ist guten Umgang nicht gewohnt und zu trinken gibt es Wasser aus der Plastikflasche. Als Stefan Aust mit einem Kommentar über die Armseligkeit der einen Plastikflasche Platz nimmt, murmelt Moritz von Uslar etwas von Bier. Aust ist in das Hamburger Fleetstreet-Theater gekommen, um einmal mehr über die RAF zu reden. Von Uslar ist da, um Aust Fragen zu stellen, auf die

Austs weichgespülte Kollegen im Fernsehen nicht kommen. Die Frage war, wie er sich schlagen würde, im Live-Interview mit dem großen alten Mann der RAF-Forschung. Von Uslar ist 38 Jahre alt, hat bei der Zeitschrift Tempo volontiert und machte sich einen Namen mit seiner Interviewserie "100 Fragen an ...", die im SZ Magazin erschien. Aust ist 62 Jahre alt, war Chefredakteur des Spiegel und hat das Buch "Der Baader-Meinhof-Komplex" geschrieben. Von Uslar ist der junge, rotzige Pop-Journalist aus Berlin, Aust ist der ergraute, reich gewordene Faktenmann aus Hamburg. Zwischenzeitlich trafen sich beide schon mal beim Spiegel, von Uslar war mal Redakteur unter Aust, ist mittlerweile aber zu der Zeitschrift Liebling gewechselt. Bei beiden ist es wie im Profi-Fußball: Man wechselt öfter mal den Verein. Wobei Aust im Fußball-Geschäft wohl Manager von Bayern München wäre, wohingegen von Uslar eher im offensiven Mittelfeld des FC St. Pauli kicken würde.

Einstiegsfrage von Uslar: "Herr Aust, sagen Sie eigentlich R. - A. - F. oder Raf?" Aust sagt, über diese Unterscheidung hätte er noch nie nachgedacht und er wisse gerade auch nicht, was die R. - A. - F.-Leute selber sagten. Gleich ein Treffer für von Uslar, auch beim Publikum, das fast ausschließlich von Uslars Generation angehört. Bombiger Einstieg. Aber dann zeigt sich Aust als jemand, der sich nicht von dem von ihm bestellten Feld locken lässt - von Uslars Fragen gehen ins Leere. "Was haben Sie ihrer Frau gesagt, nachdem Sie zum ersten Mal den Film gesehen haben?" - "Haben Sie sich kurz geschämt, als 'Blowing in the Wind' lief am Schluss des Films?" - "Ist die RAF im Rückblick eine trostlose Geschichte?" - "Ist es eigentlich schade, schade, schade, dass das alles bald zu Ende recherchiert ist?" Aust sagt, dass der Film wie auch sein Buch auf Fakten basierten, die er in jahrelanger Arbeit recherchiert habe. Außerdem sagt er, dass er sein ganzes Leben nie für etwas aufgestanden sei und gebrüllt habe, so wie die Studenten in dem Film. "Ich bin absolut nüchtern", sagt Aust, und: "Ich habe versucht, die RAF-Geschichte so genau wie möglich zu recherchieren."

Aust geht völlig auf in seiner Rolle als faktenorientierter, unparteiischer Rechercheur. Es gibt keine Angriffsfläche, nichts, wo sich einhaken ließe, alles ist wohl überlegt und politisch korrekt. Aust ist Medienprofi. Von Uslar reagiert darauf mit extra tiefer Stimme, fixiert Aust mit höchster Aufmerksamkeit, nickt, grummelt und versucht, das Ganze durch betonte Ernsthaftigkeit zu ironisieren. "Herr Aust, kennen Sie einen RAF-Witz?" Aust kennt keinen. Trotzdem bekommt von Uslar bestätigt, dass Aust und Gerhard Schröder 2001 zusammen in einem Party-Keller die Capri-Fischer gesungen haben. Und er schafft es, dass Aust zumindest ein bisschen locker wird. "Wie heißt ihr Lieblingssong von den Rolling Stones?" - "Ruby Tuesday". - "Jawoll!" - "Hab ich die Frage richtig beantwortet?" - "Ja, das ist ein Rolling-Stones-Song."

Es wäre interessanter gewesen, Aust hätte von Uslar interviewt. Gern auch zum Thema RAF. Von Uslar würde sie wohl Raf nennen und hätte wohl den ein oder anderen Gedanken gehabt, der über die Fakten hinausgeht.

aust, uslar, raf etc.

Der Nüchterne als Archäologe

Moritz von Uslar spricht mit Stefan Aust über die RAF, den Film, Dichtung und Wahrheit.

VON CHRISTIANE MÜLLER-LOBECK

Die Tageszeitung vom 28. Oktober 2008

<http://www.taz.de/1/debatte/theorie/artikel/1/der-nuechterne-als-archaeologe/?type=98>

Der kleine Saal in Hamburg ist voll. Kein Wunder. Gastgeber Moritz von Uslar hat zum sechsten Abend der Reihe "Keine Diskussion" im Hamburger Fleetstreet-Theater "Baader-Meinhof-Komplex"-Autor Stefan Aust eingeladen. Die kleine Pikanterie, dass seit diesem Monat auch von Uslar ein Ex-Spiegel-Mann ist, hat zusätzlich Zuschauer angelockt.

Die Herren betreten betont salopp die Bühne, entledigen sich ihrer Jacken und kommen vor der riesigen Projektion des berühmten Fotos vom Attentat auf den Deutsche-Bank-Chef

Alfred Herrhausen zu sitzen. Und los gehts. "Das fertigeste aller Themen", die RAF, will Uslar besprechen.

Da ist er, der 100-Fragen-Steller der Süddeutschen von früher, auch wenn diese Gespräche im Fleetstreet-Theater bewusst als Gegenmodell zum Hetztempo von Print und Fernsehen konzipiert sind. Aber an Aust - nicht gerade ein spritziger Gesprächspartner - prallt Uslars Andeutung, das Thema sei doch eigentlich durch, einfach ab. Schon verzettelt man sich in zwischen "Ich weiß nicht" und "vielleicht". Und dann will Uslar ihn auch noch abwatschen für den Bob-Dylan-Song am Ende von Bernd Eichingers "Der Baader-Meinhof-Komplex". Austs Werk war die Vorlage für das Drehbuch des Films. "Haben Sie sich da geschämt?", will Uslar wissen.

Doch Aust bleibt zurückgelehnt. Nichts an dem Film sei ihm peinlich. Er fände vielmehr toll, wie "genau" Regisseur Uli Edel verfahren sei. Die marktschreierisch annoncierten "Hammerfragen" Uslars, die Vorurteile aus der extremen Linken oder die Behauptung, er halte die RAF-Geschichte in Geiselhaft, pariert Aust, der zähe Rechercheur, sehr souverän. Auch habe er niemanden davon abgehalten, es anders aufzuschreiben.

Ob man mit ein bisschen mehr Dichtung der Wahrheit nicht näher komme, will Gastgeber Uslar zum Film wissen. Da flackert die Kontroverse kurz auf. Von Uslar schrieb das Drehbuch zum recht fiktiven "Baader"-Film. Pech, dass Aust nicht darauf anspringt. Uslar hingegen will seinen Fragekatalog durchbringen und schenkt sich das Nachhaken, auch wenns interessant wäre, wie bei den neuen Dokumenten, die Aust jetzt zu Stammheim aufgetrieben haben will.

Die Stilfragen müssen schließlich noch geklärt werden. Bei der zu Austs Hemden kommt Heiterkeit im Saal auf. Und: Der Verlautbarungsstil der RAF, kein gutes Deutsch? "Kein gutes Denken", kontert Aust. Diese beiden werden nicht mehr zusammenkommen.

Unverständnis auch, als sich von Uslar mit seiner Whiskeystimme erkundigt, ob Aust "die Beschäftigung mit der Geschichte der RAF nicht manchmal hundetraumig" mache? Er hätte so gerne in Aust den seelenverwandten Teilzeitmelancholiker herausgekitzelt. Doch der, der Nüchterne, versteht sich als "Archäologe".

Bernd Eichinger Eine Sache auf Leben und Tod

Von Bernd Eichinger

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 30. Oktober 2008

<http://www.faz.net/s/Rub8A25A66CA9514B9892E0074EDE4E5AFA/Doc~ECEA38A4D51744485BAACDDA04DB007E1~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Filmemachen ist gefährlich. Es ist nicht nur ein Spiel mit dem Feuer, Filmemachen ist ein Spiel mit der Phantasie. Und damit ist es auch eine Sache auf Leben und Tod. Der Bobo - der Box-Office-Teufel -, der reißt ja immer den Krokodilsrachen auf. Am Anfang hat er den Rachen zu, wenn wir uns an die Planung eines Films begeben und alle begeistert über den Film reden, da lächelt das Krokodil nur.

Und je weiter wir fortschreiten und je mehr die Zweifel uns bedrängen, desto größer macht das Krokodil den Rachen auf. Am größten macht es den Rachen am Nachmittag auf, bevor der Film anläuft. Dann merken wir, immer wieder zu unserem Erstaunen, obwohl wir es wissen müssten, dass wir auch noch in diesen Rachen hineingehen müssen.

Die Dämonen des Zweifels nagen an uns

So, und jetzt ist die Frage: Macht das Krokodil den Rachen zu, oder lässt es ihn offen und wir können unversehrt wieder raus aus diesem Rachen? Das ist, was ich eine Sache auf Leben und Tod nenne. Beim Filmemachen bearbeiten wir eine Sache, die nicht stofflich ist. Das ist natürlich auch das Faszinosum. Ein nicht greifbarer Gedanke nimmt durch das Drehbuch, die Regie, die Darsteller, die Kamera, die Ausstattung und so weiter plötzlich mehr und mehr Gestalt an. Am Ende wird der Zuschauer im Kino in diese Vision einer Wirklichkeit mit einbezogen.

Durch Ton, durch Licht, durch Schatten - das ist die Magie des Kinos. Doch trotz aller möglichen Magie nimmt der Film die Gestalt an, die wir wollen. Die unterschiedlichen Meinungen, Haltungen, Kämpfe, Zweifel und nicht zuletzt das unberechenbare Wetter zerran an unseren Nerven, immer wieder. Wie im Zauberlehrling wächst uns die Sache früher oder später über den Kopf. Die Frage ist nur, wie weit wächst sie uns über den Kopf und in welchem Stadium wächst sie uns über den Kopf. Sie wächst uns über den Kopf, indem sie eine Eigendynamik entwickelt, der wir, die wir ja dachten, dass wir das Steuerruder fest in der Hand haben, hinterherrennen. Das ist der Moment, wo uns die Dämonen überfallen. Meistens gegen vier Uhr morgens. Wir liegen dann schweißgebadet wach. Die Dämonen des Zweifels nagen an uns. Film ist ein großer Alchimiekasten ohne Gebrauchsanweisung. Wir haben ihn vor uns, wir können damit spielen, aber wir wissen nicht genau, was wir machen. Wenn man so will, schießen wir große Portionen von Kraft und Energie aus der Hüfte ins Halbdunkle, und wir haben alle Angst zu scheitern. Filmemachen ist für mich die Auseinandersetzung mit meinen Dämonen. Aber auch mit meinen Engeln. Der Produzent Bernd Eichinger hat zuletzt den „Baader-Meinhof-Komplex“ ins Kino gebracht.

RAF-Film Baader-Meinhof-Komplex Ponto-Witwe ruft Gericht an

AFP/odg

Süddeutsche Zeitung vom 01. November 2008

<http://www.sueddeutsche.de/politik/441/316325/text/>

Ignes Ponto geht gerichtlich gegen den Film "Baader-Meinhof-Komplex" vor. Der Vorwurf: Der Film stelle den Mord an ihrem Ehemann falsch dar.

Die Witwe des von der RAF ermordeten früheren Dresdner-Bank-Chefs Jürgen Ponto will dem *Spiegel* zufolge gerichtlich gegen den Kinofilm "Der Baader-Meinhof-Komplex" vorgehen. Der Streifen verfälsche nach Ansicht von Ignes Ponto die wahre Geschichte, berichtete das Magazin.

Unter anderem seien die im Film dröhnenden Schüsse an jenem 30. Juli 1977 in Wirklichkeit durch Schalldämpfer erstickt worden. Vor allem aber suggeriere der Film, dass Ignes Ponto während der Ermordung ihres Mannes auf der Terrasse saß.

Tatsächlich sei sie im Nachbarraum gewesen und habe letztlich miterleben müssen, wie auf ihren Mann gefeuert wurde. Schwerstverletzt sei er in ihren Raum gekommen und schließlich vor ihr zusammengebrochen. Eine außergerichtliche Einigung mit Constantin Film scheiterte dem Bericht zufolge bislang.

Bernd Eichinger, Drehbuchautor und Produzent des Filmes, wies die Vorwürfe zurück. Die Szene sei nach Abwägen aller zur Verfügung stehenden Informationen entstanden. "Hätte sich für uns aus den Recherchen ergeben, dass Frau Ponto die Tötung ihres Mannes aus nächster Nähe mit ansehen musste, hätten wir das natürlich so gedreht. Das hätte - und ich weiß, das klingt jetzt zynisch - die Dramatik des Films sogar erhöht."

Günstiges Gutachten für Klar

Die Witwe von Jürgen Ponto hatte aus Kritik an dem öffentlich geförderten Film das Bundesverdienstkreuz zurückgegeben, das sie 1988 unter anderem für die Gründung der "Bundesbegegnung Schulen musizieren" erhalten hatte.

Der ehemalige RAF-Terrorist Christian Klar ist dem *Spiegel* zufolge seiner Freilassung einen entscheidenden Schritt nähergekommen. Dem Oberlandesgericht Stuttgart, das über eine mögliche Aussetzung der Reststrafe Klars zur Bewährung entscheiden muss, liege ein für Klar günstiges Gutachten vor, berichtete das Magazin.

Der in Bruchsal inhaftierte Klar war 1985 unter anderem wegen neunfachen Mordes und elffachen Mordversuchs zu lebenslanger Haft verurteilt worden. 1998 hatte das Oberlandesgericht Stuttgart entschieden, dass der im November 1982 Verhaftete angesichts der "besonderen Schwere der Schuld" mindestens 26 Jahre in Haft verbringen müsse.

Diese Frist läuft am 3. Januar kommenden Jahres ab. Der Gutachter ist den Angaben zufolge in seiner Prognose zu dem Ergebnis gekommen, dass Klar in Freiheit nicht erneut schwere Straftaten begehen werde. Klars Verteidiger erwarte deshalb eine Entscheidung des Gerichts noch vor Weihnachten sowie eine Freilassung im Januar nächsten Jahres.

Baader-Meinhof-Komplex Erhöhte Dramatik

Text: F.A.Z.

Frankfurter Allgemeine Zeitung von 02. November 2008

<http://www.faz.net/s/Rub8A25A66CA9514B9892E0074EDE4E5AFA/Doc~E3889FF75452D48039F963B1F84A98DD4~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Die Witwe des von der RAF ermordeten früheren Dresdner-Bank-Chefs Jürgen Ponto will gerichtlich gegen den Kinofilm „Der Baader-Meinhof-Komplex“ vorgehen, wie „Der Spiegel“ berichtet. Nach Ansicht von Igenes Ponto seien etwa die im Film dröhnenden Schüsse in Wirklichkeit durch Schalldämpfer erstickt worden. Vor allem aber suggeriere der Film, Igenes Ponto habe während der Ermordung ihres Mannes auf der Terrasse gesessen. Tatsächlich sei sie im Nachbarraum gewesen und habe miterleben müssen, wie auf ihren Mann gefeuert wurde.

Bernd Eichinger, Drehbuchautor und Produzent des Filmes, wies die Vorwürfe zurück. Die Szene sei nach Abwägung aller zur Verfügung stehenden Informationen entstanden. „Hätte sich für uns aus den Recherchen ergeben, dass Frau Ponto die Tötung ihres Mannes aus nächster Nähe mit ansehen musste, hätten wir das natürlich so gedreht. Das hätte - und ich weiß, das klingt jetzt zynisch - die Dramatik des Films sogar erhöht.“

Rückgabe des Bundesverdienstkreuzes

Eine außergerichtliche Einigung von Frau Ponto mit Constantin Film scheiterte dem „Spiegel“ zufolge bislang. Igenes Ponto hatte aus Kritik an dem öffentlich geförderten Film bereits das Bundesverdienstkreuz zurückgegeben, das sie 1988 unter anderem für die Gründung der „Bundesbegegnung Schulen musizieren“ erhalten hatte.

Streit um "Baader-Meinhof-Komplex". "Ich denke an meine Mutter"

sueddeutsche.de/dpa/pak

Süddeutsche Zeitung vom 03. November 2008

<http://www.sueddeutsche.de/kultur/569/316451/text/>

Nach der Witwe des RAF-Opfers Jürgen Ponto zeigt sich auch der Sohn des Opfers Siegfried Buback verärgert über den Film "Der Baader-Meinhof-Komplex".

Michael Buback, der Sohn des von der RAF ermordeten Generalbundesanwalts Siegfried Buback, hat Verständnis für Proteste gegen den Kinofilm "Der Baader-Meinhof-Komplex".

"Ich meine, dass ein Filmverleih mit den Angehörigen, wenn so unmittelbar die Existenz von Menschen betreffende Ereignisse gezeigt werden, dass man da hätte Rücksprache nehmen müssen", sagte Buback am Montag dem Deutschlandradio Kultur.

"Ich denke an meine Mutter, die seit 30 Jahren ohne ihren Mann lebt. Wenn sie jetzt in so einen Film kommt, und muss sich das anschauen, hätte man ihr vorher schildern können, was etwa auf sie zukommt."

Der Verlust eines Menschen durch Terror sei ein so persönliches Schicksal, dass man jede Empfindung der betroffenen Angehörigen akzeptieren müsse, sagte Buback. Der Hintergrund: Die Witwe des von den Terroristen erschossenen Vorstandssprechers der Dresdner Bank, Jürgen Ponto, will nach Informationen des Spiegel gerichtlich gegen den Kinofilm vorgehen.

Ignes Ponto wolle erreichen, dass die Szene der Ermordung ihres Mannes nicht mehr gezeigt werden darf, weil es die Geschichte verfälsche, heißt es in dem Bericht. Produzent Bernd Eichinger sagte dem Blatt, die Szene sei nach Abwägen aller zur Verfügung stehenden Informationen entstanden.

Aus Protest gegen den Film hatte Ignes Ponto bereits ihr Bundesverdienstkreuz dergegeben.

Im Leben der anderen

Von Martin U. Müller

Der Spiegel vom 03.11.2008

<http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/dokument.html?id=61822097&top=SPIEGEL>

Müssen Filme über reale Ereignisse sklavisch der Wirklichkeit folgen? Oder darf Kunst auch erfinden? Um diese Frage geht es gerade beim "Baader-Meinhof-Komplex". Erben der RAF-Opfer wollen nun klagen - und sind mit ihrem Ärger über Regisseure und Produzenten nicht allein.

Die Mörder kommen mit verwelkten Strauchrosen. Susanne Albrecht, Brigitte Mohnhaupt und Christian Klar eilen durch den Vorgarten. Der Bankier Jürgen Ponto und seine Frau sind bester Laune - in wenigen Stunden wollen sie nach Südamerika in den Urlaub fliegen.

Nur wenige Minuten dauert die Szene im Kinofilm "Der Baader-Meinhof-Komplex", in der die RAF-Leute ihr Opfer mit lauten Schüssen hinrichten. Aber genau diese kleine Szene sorgt nun für Ärger.

Ignes Ponto, 79, Witwe des damaligen Vorstandssprechers der Dresdner Bank, will nach Informationen des SPIEGEL gegen die Produktionsfirma gerichtlich vorgehen und so erreichen, dass die Mordsequenz zukünftig nicht mehr gezeigt werden darf.

Grund: Das Kinowerk verfälsche die wahre Geschichte. Schon zuvor kritisierte die Tochter der Pontos, dass sich die Geschehnisse des 30. Juli 1977 ab 17 Uhr in den Räumlichkeiten der Villa in der Oberhöchstader Straße 69 im Taunus-Städtchen Oberursel ganz anders zugetragen hätten, als nun in den Kinos präsentiert.

Die im Film deutlich dröhnenden Schüsse seien in Wirklichkeit durch Schalldämpfer an den Star-Pistolen, Kaliber 45, erstickt worden. Der getroffene Ponto stürzte, anders als im Film gezeigt, vornüber auf den Boden und lag an anderer Stelle. Die Fensterläden waren wegen der bevorstehenden Reise geschlossen und verdunkelten den Raum, der auf der Leinwand lichtdurchflutet gezeigt wird. Vor allem aber suggeriert der Film, dass Ignes Ponto im schlimmsten Moment ihres Lebens draußen auf der Terrasse saß. Tatsächlich sei sie im Nachbarraum gewesen und habe letztlich miterleben müssen, wie auf ihren Mann gefeuert wurde. Schwerstverletzt sei er in ihren Raum gekommen und schließlich vor ihr zusammengebrochen.

Der Berliner Medienanwalt Christian Schertz könnte nun versuchen, eine einstweilige Verfügung gegen den Film zu erwirken. Er selbst wollte sich dazu nicht äußern. Eine

außergerichtliche Einigung mit der Münchner Produktionsfirma Constantin Film scheiterte bislang.

Ein juristischer Erfolg der Witwe könnte für Werk und Produktionsfirma zum echten Problem werden: Rund 600 Kopien des Films sind im Umlauf, im äußersten Fall müssten alle zurückgezogen werden. Auch wäre denkbar, dass die fragliche Szene nicht auf der späteren Kauf-DVD oder bei einer Fernsehausstrahlung gezeigt werden dürfte.

Bernd Eichinger, Drehbuchautor und Produzent des RAF-Streifens, verweist auf die umfangreichen Recherchen zum Drehbuch des Films und will die Kritik an der fraglichen Ponto-Stelle nicht teilen: "Die Szene ist nach Abwägen aller uns zur Verfügung stehenden Informationen entstanden. Hätte sich für uns aus den Recherchen ergeben, dass Frau Ponto die Tötung ihres Mannes aus nächster Nähe mit ansehen musste, hätten wir das natürlich so gedreht. Dies hätte - und ich weiß, das klingt jetzt zynisch - die Dramatik des Films sogar erhöht."

Eichinger lenkt aber auch ein: Menschlich gesehen sei die Kritik der Ponto-Witwe völlig nachvollziehbar, wenn sie nun, viele Jahre nach dem Mord, noch einmal mit den Geschehnissen konfrontiert werde.

Dabei ist der Streit um die Verfilmung des "Baader-Meinhof-Komplexes" nur der aktuelle Gipfel einer die gesamte Film- und Fernsehbranche erfassenden Debatte um die Frage: Müssen Filme über reale Ereignisse die historischen Abläufe detailgetreu erzählen und Protagonisten absolut wirklichkeitsnah darstellen? Wer entscheidet letztendlich über den Wahrheitsgehalt dieses Wirklichkeitskonstrukts? Und vor allem: Wie weit darf die Freiheit der Kunst gehen, bevor sie zur Persönlichkeitsrechtsverletzung wird?

Grundrechte prallen da aufeinander. Und weil es zudem immer öfter um große Gefühle und zudem viel Geld geht, ist der Krach programmiert.

Produzenten, Regisseure und Drehbuchautoren müssen sich den Kopf zerbrechen, wie sicher sie juristisch wirklich stehen. Auch weil "authentische" Stoffe als durchaus quotenträchtig gelten. Auch weil Anwälte das Terrain als lukrative Einnahmequelle entdeckt haben - denn die dann angestregten Prozesse können langwierig und teuer werden.

Während man sich hierzulande wegen Eingriffen in die Pressefreiheit bereits große Sorgen machen musste, galt die im Grundgesetz ebenfalls fixierte Kunstfreiheit nahezu als unantastbar. Offenbar aber darf Kunst eben doch nicht alles.

Ihre Freiheit wird dann hinterfragt, wenn reale Personen sich in Filmen oder Büchern - wie im Fall des Romans "Esra" von Maxim Biller - wiedererkennen und ihren Persönlichkeitsschutz einfordern. Dann nämlich kreisen die Gerichte am Ende immer um die Frage, was Fiktion ist und was Wirklichkeit. Juristen beobachten bereits eine neue Klagefreudigkeit gegenüber Büchern und Filmen.

Ungeachtet der juristischen Schwierigkeiten ist die Begeisterung bei Produzenten für das Genre sogenannter Event-Filme gewaltig. Heino Ferch navigiert Rosinenbomber über Berlin, Felicitas Woll verarztet im brennenden Dresden verletzte Soldaten. Es scheint, als könne ein Film schon allein dadurch erfolgreich sein, dass er wahres Leben und Historie verspricht.

Und so sind nach den Event-Filmen nun auch Filmbiografien für Produktionsfirmen dank meist bester Zuschauerzahlen eine sichere Bank, erst recht, wenn sie von vornherein mit einer gewissen Prominenz verbunden sind: Helmut Kohl, Rudi Dutschke, Karl Valentin, Marcel Reich-Ranicki, Franz Josef Strauß, Beate Uhse oder Falco - die Lebensgeschichten all dieser Prominenten werden oder wurden gerade verfilmt.

Weil das rechtliche Risiko aber mitwächst, versuchen sich die Produktionsfirmen durch teils hochdotierte Beraterverträge mit Zeitzeugen und vor allem Rechtsanwälten gegen möglichen Ärger zu impfen. So kämpft Anwalt Schertz auch mal an anderen Fronten: Er vertritt nicht nur die Ponto-Witwe, sondern auch die Berliner Phoenix Film, unter deren Federführung zurzeit der aus juristischer Sicht höchst heikle Stoff des Lebens von Romy Schneider für die ARD verfilmt wird.

Den Ärger machen bei Romy-Projekten die Männer: Schneiders Ex-Verlobter Alain Delon sah durch die Verfilmungsidee seine Persönlichkeitsrechte gefährdet. Ebenso ihr bisweilen streitlustiger Ex-Mann Daniel Biasini. Nachdem der von den Phoenix-Plänen erfuhr, meldete er sich mit einem offenen Brief zu Wort - ohne überhaupt das aktuelle Drehbuch der Deutschen zu kennen.

Solche Attacken bringen vielleicht wenig, verunsichern aber: In der Schertz-Kanzlei am Berliner Ku'damm stapeln sich unzählige Seiten an Materialien, um im Ernstfall Beweismaterial für die Richtigkeit der Szenen aus dem Leben der Schauspielerin in der Hand zu haben.

"Biografische Verfilmungen sind grundsätzlich schwierige Stoffe. Der Aufwand ist durch die Recherchen viermal höher als bei einem fiktionalen Film", sagt Carl Bergengruen, Fernsehfilmchef beim SWR und mitverantwortlich für die Romy-Verfilmung.

Man habe das Projekt ja schließlich nicht "Romy und die Männer" genannt, sagt Produzent Markus Brunnemann. So blieb es - wohl auch aus Angst vor möglichen rechtlichen Konsequenzen - bei der weit weniger spannend klingenden Geschichte einer Frau auf der Suche nach Heimat.

Auf einen bestimmten Romy-Mann verzichtet Drehbuchautor Benedikt Röskau gleich komplett: Laurent Petin. Er war Romy Schneiders letzter Lebensgefährte, der sie schließlich auch tot in ihrer Pariser Wohnung fand.

Bis heute scheut er die Öffentlichkeit, verweigert sich Interviewanfragen und schweigt beharrlich zu seiner Zeit mit der Schauspielerin.

Petin ist im Juristendeutsch, wenn überhaupt, nur eine relative Person der Zeitgeschichte. Das sind Menschen, die mitunter durch die Prominenz ihrer Bekannten oder Verwandten selbst kurzfristig ins Scheinwerferlicht geraten. "Lässt man Personen, die dafür bekannt sind, nicht in der Öffentlichkeit auftauchen zu wollen, im Film einfach weg, reduziert sich natürlich das Prozessrisiko. Diese Schere aber geht deutlich zu Lasten der Kunstfreiheit", sagt der Kölner Rechtsanwalt Tobias Gostomzyk.

Das Bundesverfassungsgericht kam schon vor einiger Zeit zu einer einfachen Formel: Je klarer eine Person im Film erkennbar ist, desto schwerer wiegt die Beeinträchtigung des Persönlichkeitsrechts. Doch auch Kunstfreiheit wiegt schwer. "Keiner hat ein Recht darauf, nicht negativ dargestellt zu werden", sagt Gostomzyk. Geht es im Film indes um Intimstes wie etwa die Sexualität des Betroffenen, werten Gerichte das schnell als Angriff auf die Menschenwürde.

Aber selbst wenn sich Personen bewusst ins Licht der Öffentlichkeit begeben haben, können Gerichte zu ihren Gunsten entscheiden. "Rohtenburg", die abgewandelte und als "Real-Horrorfilm" beworbene Geschichte über den als "Kannibalen von Rotenburg" in die Schlagzeilen geratenen Armin M., wurde in Deutschland per Gerichtsbeschluss gestoppt und durfte nie in die Kinos kommen. M. hatte über das Internet einen 43 Jahre alten Ingenieur aus Berlin gefunden, der sich von ihm töten und teilweise verspeisen ließ. Und obwohl M. im "Stern" über "Schlachtjungen", "Schlachträume" und sein erstes Steak aus Menschenfleisch geplaudert hatte, stützte das Gericht seine Klage auf den Schutz der Persönlichkeit.

Selbst dass der Täter im Film Oliver Hartwin heißt und im Zentrum der Handlung eine junge Studentin steht, die den Fall lösen soll, spielte für die Richter am Ende keine entscheidende Rolle, auch wenn Fachleute das Urteil pro M. und gegen den Film am Ende überraschte.

"Gibt man Interviews, gibt man damit grundsätzlich seine eigenen Gestaltungsmöglichkeiten auf. Man muss damit rechnen, dass sich andere Medien oder Filmemacher auch damit beschäftigen", sagt Anwalt Gostomzyk.

Ein Paradebeispiel für die Debatten ist der ARD-Film "Contergan" geworden. Der Rechtsanwalt Karl-Hermann Schulte-Hillen sowie der Pharma-Konzern Grünenthal wollten gegen den Fernsehweiteiler über den Kampf eines Anwalts mit dem Hersteller jenes Schlafmittels vorgehen, das in den sechziger Jahren zur Geburt von zum Teil schwerst körperbehinderten Kindern geführt hatte.

Schulte-Hillen fühlte sich in seinen Persönlichkeitsrechten verletzt, Grünenthal argumentierte unter anderem, dass das Thema "für einen Unterhaltungsfilm nicht geeignet" sei. Das Bundesverfassungsgericht lehnte die einstweilige Verfügung gegen den Film ab, die ARD strahlte das Doku-Drama schließlich etwas verändert aus. Erst kürzlich bekam es den Deutschen Fernsehpreis. Zu Ende ist der Fall damit wahrscheinlich noch lange nicht: Erst im Mai dieses Jahres legte Grünenthal wieder Rechtsmittel ein.

Zuschauer wie Produzenten lechzen nach den echten, authentischen Geschichten: egal ob der Entführungsfall Natascha Kampusch, die Kellerkinder von Josef Fritzl oder Jörg Haiders

Leben - früher oder später werden diese Stoffe wohl auf der Leinwand oder Mattscheibe auftauchen und damit auch für juristischen Wirbel sorgen.

Mancher Produzent scheut gar die Auseinandersetzung und verzichtet schon prophylaktisch auf Szenen, die irgendwie Ärger verheißen. Während die einen Angst vor rechtlichen Auseinandersetzungen haben und etliche Anwälte mit dieser Angst Geschäfte machen, gibt es allerdings auch noch Pragmatiker.

Regisseur und Oscar-Preisträger Volker Schlöndorff ("Die Blechtrommel") ist einer von ihnen. Zwei seiner Filme sollten schon vor Gericht gezerrt werden: Gegen "Strajk" etwa, einen Film über den großen Streik in der Danziger Lenin-Werft im Jahre 1980, rebellierte eine Schlüsselfigur von damals, Anna Walentynowicz. Das Drehbuch sei "erstunken und erlogen" und verfälsche ihre Lebensgeschichte, wütete die Frau. Die Heldin im Film wurde deshalb in Agnieszka umbenannt.

Gegen Schlöndorffs Film "Die Stille nach dem Schuss", das Porträt einer in der DDR untergetauchten Terroristin, klagte schließlich ein ehemaliges RAF-Mitglied. Der Regisseur einigte sich außergerichtlich auf eine "freiwillige Lizenzzahlung".

Auf große Rechtsgutachten oder gar präventive Gefahrenanalysen will Schlöndorff trotzdem auch künftig verzichten. "Wenn man vorher die letzte rechtliche Frage klären will, ist man nur noch gelähmt", sagt er. Man müsse sich eben eventuellen juristischen Folgen einfach stellen. So bleibt der Zeitzeuge wohl der schlimmste Feind des Filmemachers. Schlöndorff: "Wer absolute Sicherheit von vornherein haben will, verliert einfach jede Phantasie."

"Baader-Meinhof-Komplex"

Michael Buback kritisiert RAF-Film

nibo/dpa

Der Tagesspiegel vom 03. November 2008

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/kino/Michael-Buback-RAF-Film;art137,2652182>

Michael Buback, Sohn des von der RAF ermordeten Generalbundesanwalts Siegfried Buback, geht mit den Machern des Films "Der Baader-Meinhof-Komplex" hart ins Gericht. Er hätte sich gewünscht, dass bestimmte Szenen aus dem Film vorher mit den Familien der Opfer abgesprochen worden wären.

Berlin - Michael Buback hat Verständnis für Proteste gegen den Kinofilm "Der Baader-Meinhof-Komplex". "Ich meine, dass ein Filmverleih mit den Angehörigen, wenn so unmittelbar die Existenz von Menschen betreffende Ereignisse gezeigt werden, dass man da hätte Rücksprache nehmen müssen", sagte Buback am Montag Deutschlandradio Kultur. "Ich denke an meine Mutter, die seit 30 Jahren ohne ihren Mann lebt. Wenn sie jetzt in so einen Film kommt, und muss sich das anschauen, hätte man ihr vorher schildern können, was etwa auf sie zukommt."

Der Verlust eines Menschen durch Terror sei ein so persönliches Schicksal, dass man jede Empfindung der betroffenen Angehörigen akzeptieren müsse, sagte Buback. Der Hintergrund: Die Witwe des von den Terroristen erschossenen Vorstandssprechers der Dresdner Bank, Jürgen Ponto, will nach Informationen des "Spiegels" gerichtlich gegen den Kinofilm vorgehen. Ignes Ponto wolle erreichen, dass die Szene der Ermordung ihres Mannes nicht mehr gezeigt werden darf, weil es die Geschichte verfälsche, heißt es in dem Bericht. Produzent Bernd Eichinger sagte dem Blatt, die Szene sei nach Abwägen aller zur Verfügung stehenden Informationen entstanden.

Der Tag, an dem die Bewegung siegte

Von Klaus Hartung

Der Tagesspiegel vom 04. November 2008

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/68er-Charlottenburg;art772,2652641>

... war auch das Ende von '68: Heute vor 40 Jahren wurde die Schlacht am Tegeler Weg ausgetragen. Anlass war ein Ehrengerichtsverfahren gegen den damaligen APO-Anwalt und heutigen NPD-Funktionär Horst Mahler.

Am Morgen des 4. November 1968 versammelten sich etwa tausend junge Leute in der Nähe des Landgerichts am Tegeler Weg in Berlin-Charlottenburg. Als die Marschkolonne sich in Bewegung setzte, konnte man unschwer erkennen, dass es sich nicht um eine der üblichen Protestdemonstrationen handelt. So fehlten die Farbe, das bunte Bild der Transparente und die kunstvoll formulierten Parolen. Fast alle trugen Helme, viele waren mit Stöcken ausgerüstet oder hatten mit Zitronensäure getränkte Tücher um, in Erwartung von Tränengasgranaten.

Anlass war ein Ereignis, das alle in der „Bewegung“ als Bedrohung empfanden. Horst Mahler, der APO-Anwalt von damals, der heute als NPD-Funktionär und bekennender Antisemit durch die Medien geistert, musste sich am Vormittag im Landgericht einem Ehrengerichtsverfahren stellen. Viele 68er, die Strafverfahren wegen Demonstrationsdelikten erwarteten, verstanden das als systematischen Angriff der Klassenjustiz, als Berufsverbot für den „Anwalt der Bewegung“.

Was an jenem Morgen begann, heißt in den Annalen der Studentenbewegung die „Schlacht am Tegeler Weg“. Daran zu erinnern, lohnt sich als Nachtrag zum 68erGedenkjahr. Denn der 4. November war ein einschneidendes Erlebnis, eine Wende. Bei genauerem Hinschauen wird klar, wie wenig in diesem Jubiläumsjahr das Gerede über die antiautoritäre Revolte mit der Wirklichkeit von damals zu tun hat. Es war eben nicht so, dass die Opfer brutaler Polizeigewalt kontinuierlich auf die Bahn des Terrors getrieben wurden – eine Version, die leider auch Oliver Hirschbiegels RAF-Film „Der Baader Meinhof Komplex“ wieder aufwärmt.

Die Demonstranten jedenfalls, die sich an jenem Morgen dem Landgericht und den Polizeisperren näherten, waren alles andere als Opfer. Im Teach-in am Vorabend hatten sie sich auf Militanz eingeschworen; ein Lehrfilm hatte ihnen erläutert, mit welchem Griff man am besten einen Polizei-Tschako abreißt. Es sollte eine Machtdemonstration werden.

Ein Jubelschrei, bevor alles anfang: Zufällig parkte gerade ein Lkw, der Pflastersteine geladen hatte. Die Polizei, von Angriffswut und Steinhageln überrascht, wurde in die Flucht getrieben. In mehreren Wellen versuchten die Demonstranten, in das Gerichtsgebäude einzudringen. Das gelang zwar nicht, aber die Polizei konnte die Demonstranten erst nach zwei Stunden mit viel Tränengas über die Schloßbrücke in die Otto-Suhr-Allee abdrängen. Am Ende fiel die Bilanz für die Straßenkämpfer positiv aus. 120 verletzte Polizisten, 22 verletzte Demonstranten, die „Bild“-Zeitung hetzte nicht mehr, sondern berichtete sachlich über die Hilflosigkeit der Ordnungshüter. Kurz: Es war der erste Sieg der „Bewegung“ im Straßenkampf. Mit geröteten Augen, aber stolz kehrte man zurück ins heimatische Audimax der TU. Aber der Triumph war auch ein Paradox. Denn der Sieg war zugleich das Ende von '68. Zunächst gab es ein spontanes Teach-in. Bis dahin war die kritische Selbstreflexion, die Einheit von Kritik und Aktion ein hoher Anspruch der antiautoritären Bewegung gewesen. Aber es hatte sich etwas geändert. Alle spürten, dass eine Schattenlinie überschritten war. Der Straßensieg wurde zur revolutionären Etappe stilisiert; die Frage, ob man zu weit gegangen war, wurde gar nicht erst gestellt. Gefeierte wurden vielmehr die Rocker, die als Vorbote der proletarischen Jugend an vorderster Front gekämpft hatten.

Ein SDS-Funktionär verkündete mit metallener Stimme: „Genossen, wir müssen das Militanzniveau wahren“, und traf damit die erregte Stimmung im Saal. Eine bedenklich unpolitische Formel: Die Sprache fetischisierte die militärische Sichtweise. Nun lag der Fokus auf der Schlagkraft der Bataillone, die Frage nach den wahren Kräfteverhältnissen stand lähmend im Raum. Eine solche „Schlacht“ ließ sich nicht wiederholen. Für wirkliche Machtproben waren die 68er weder geschaffen noch gerüstet. Gerade dieser Frage waren die spielerischen Aktionen der antiautoritären Bewegung immer klug ausgewichen. In allen Strategiedebatten hatte man sich die Freiheit bewahrt, zwischen Protest und Gewalt, Argument und Pflasterstein wählen zu können. Der Autor, der an diesen Ereignissen beteiligt war, erinnert sich deutlich, wie sehr die Fetischisierung der Straßengewalt auf einmal Zukunftsangst erzeugte.

Am nächsten Tag schlug die Stimmung um. Das Siegesgefühl war dahin, die Gewaltdebatte begann. Der sozialdemokratische Studentenbund hielt sich erstmals mit der „zwingenden Notwendigkeit zur Solidarisierung“ zurück. Der Theologe Helmut Gollwitzer warnte am 7. 11. an der FU in einem Teach-in eindringlich, es gehöre zum Charakter der Faschisten, dass „für sie die Gewalt kein Problem ist“. Mit seinem Vorschlag, eine Trennlinie zwischen „Gewalt gegen Sachen“ und „Gewalt gegen Menschen“ zu ziehen, ging er ein hohes persönliches Risiko ein. Aber sein verzweifelter Appell nutzte wenig. Wer Revolutionär sein wollte, durfte keine Probleme mit der Gewalt haben.

Die Gewaltdebatte hatte die Studentenbewegung seit den ersten provokanten Aktionen 1964 begleitet. Immer war es darum gegangen, wieder zur Sprache zurückzufinden, Gewalttätigkeit in Politik zu verwandeln. Aber jetzt verweigerte die selbst ernannte Avantgarde der Bewegung diese Debatte. Der SDS denunzierte die Kritiker und rechtfertigte die Schlacht am Tegeler Weg als Befreiung „aus der Lage des dulddenden Opfers“; die SDS-Vertreter Jürgen Horlemann und Christian Semler sprachen von der „spontanen Erhebung der dort Beteiligten“. Das war nicht nur gelogen, es war auch der Anfang eines neuen Selbstverständnisses, mit einem bedenklichen Zungenschlag bei der Formulierung der Methoden für die revolutionären Massen. Seit 1967 hatten die antiautoritären Aktionen ihren Sinn in sich selbst gefunden, waren immer Akte der Emanzipation und der Befreiung von Anpassungszwängen. Nun sollten die Straßenkämpfe nur noch Stellvertreterspiele sein, etwas Uneigentliches, bis die eigentliche, die wahre revolutionäre Kraft auf den Plan tritt.

Damit begann die Selbstdenunziation und Selbstliquidierung der antiautoritären Revolte. Weggewischt wurde das Schlüsselerlebnis des 2. Juni 1967: Nach dem rüden Polizeiangriff an der Deutschen Oper, nach der Ermordung von Benno Ohnesorg kulminierten alle Ohnmachtsvorstellungen der Studentenbewegung. Die faschistoide Gesellschaft schien auf dem besten Weg, jede radikale Opposition zu vernichten. Das Grundgefühl war: Wir stehen mit dem Rücken zur Wand. Der 4. November war der Moment der Wende. Die Protestbewegung trat aus der Opferrolle heraus. Alle Welt rief: Was wollen die Studenten? Die Ohnmacht schlug um in vermeintliche Allmacht. Alle Erfolge seit 1967, das Hochgefühl, Subjekt der Geschichte zu sein, das sollte nichts mehr bedeuten.

Die „Bewegung“ begann zu zerfallen. 1969 war erfüllt vom Kleinkrieg an den Universitäten, die ersten marxistisch-leninistischen Gruppen verlangten Kurzhaarschnitt, Legalisierung der Liebesverhältnisse und den Verzicht auf alles Antiautoritäre. Einerseits. Andererseits begannen die Freunde der Illegalität, mit dem Untergrund und dem Terror zu liebäugeln. Beide Seiten waren sich einig: Schluss mit der antiautoritären Bewegung. Sie war bürgerlich, kleinbürgerlich und überhaupt das Letzte. Zurück blieben die vielen Verzweifelten, die nicht weiterwussten, die weder zurück in die bürgerliche Karriere wollten, noch hinein in die Kaderorganisation oder in die Illegalität.

Als die SPD Ende '69 an die Macht kam und Willy Brandt „mehr Demokratie wagen“ wollte, war die APO kein Ansprechpartner mehr. Die „Bewegung“ hatte sich selbst zerstört. Als die

RAF zwei Jahre ihren Aufbruch in den Untergrund verkündete, hatte das wenig mit dem 68er-Lebensgefühl zu tun. Die RAF war nur ein Produkt aus der Chemie des Zerfalls.

Dass das Ehrengerichtsverfahren es an jenem 4. November ablehnte, Horst Mahler aus der Anwaltskammer auszuschließen, hatte keine politische Bedeutung mehr. 18 Monate später verzichtete Mahler selbst auf die Anwaltsrolle und verschwand in den Untergrund, um als Bankräuber wieder aufzutauchen.

Klage gegen „Baader-Meinhof-Komplex“
Die längsten Minuten

Von Nils Minkmar

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 30.11.2008

<http://www.faz.net/s/RubCF3AEB154CE64960822FA5429A182360/Doc~E7E168C238C454A249E81234A3A3D6527~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Freitagmittag, Landgericht Köln: Einunddreißig Jahre nach dem Mord an Jürgen Ponto wird noch einmal eine Skizze des Tatorts auf der Richterbank ausgebreitet. Es ist kein Strafverfahren, es geht bloß um einen Spielfilm, Bernd Eichingers „Der Baader Meinhof Komplex“, trotzdem liegen die Nerven blank. Der Anwalt der Familie Ponto, der Berliner Medienrechtler Christian Schertz, will anhand der Skizze zeigen, wo der Film die Dinge falsch darstellt. Der Justitiar der Filmfirma Constantin, Gero Worstbrock, der äußerst angespannt wirkt, rückt immer näher und drängt Schertz rüde mit dem Ellenbogen ab, und zwar nicht versehentlich, sondern, wie es auf dem Schulhof in solchen Fällen hieß, extra. Schertz: „Was ist denn mit Ihnen los? Wollen Sie jetzt auch noch körperlich auf mich losgehen?“ Später sollen sich die Herren noch um ein Taxi zanken.

So lange nach dem deutschen Herbst ist die dem Thema innewohnende Energie beachtlich. Im Kölner Gerichtssaal begegnen sich zwei Traditionslinien. Da ist einmal die, die Stefan Aust mit seinem „Baader-Meinhof-Komplex“ begründete. Das Buch steht in nahezu jedem deutschen Bücherregal und war Vorlage für den Film, den schon 2,6 Millionen Menschen gesehen haben. Beide kreisen um das Leben von Ulrike Meinhof und die Geschehnisse im siebten Stock in Stuttgart-Stammheim.

Einer von der anderen Seite

Und dann ist da die andere, die Sicht der Opfer. Sie ist weit weniger bekannt. Die Angehörigen beginnen zum Teil gerade erst, sich zu äußern. Die Familie von Jürgen Ponto war stets am zurückhaltendsten. Es gab eigentlich gar keine öffentliche Äußerung zum Thema, bis im letzten Jahr das Buch der Journalistin Anne Siemens erschien, „Für die RAF war er das System, für mich der Vater“, in dem Corinna Ponto ausführlich zu Wort kommt.

Im Film ist Ponto einer von der anderen Seite, jener also, die die Macher nicht interessiert. Während die Terroristen von hervorragenden Schauspielern gegeben werden, so dass sich selbst ein Baader-Allergiker über Moritz Bleibtreu freut, wenn er wieder so schalkhaft guckt, könnten die Opfer sämtlich aus britischen Komödien über die Krauts stammen: stiernackige Deutsche, die „ach“ oder „och“ sagen und im letzten Moment noch schafsartig ihre Killer anlächeln, weil sie als Einzige nicht kapieren, was die Stunde geschlagen hat. Jürgen Ponto ist in diesem Film auch so einer: trägt Janker und gibt den großen Herrn, schroffer Ton gegen seinen Bediensteten, bald streckt ihn die schöne Nadja Uhl nieder, und dann wendet sich der Film wieder den Seelennöten der Täter zu.

Es sind, im Film wie in der Geschichte, nur wenige Minuten, aber sie bedeuten den Pontos eine ganze Welt. Dass es keine Bilder von der Tat gab, war der sensiblen und kunstsinnigen Familie immer ein Refugium. Jürgen Ponto selber konnte sich gar nicht beruhigen über die

entwürdigenden Bilder, die die Linksterroristen von ihren Opfern anzufertigen liebten, darüber, wie etwa ein Peter Lorenz vorgeführt wurde, geriet er in Wut. Von ihm werde es so etwas sicher nicht geben, erklärte er der Familie. Daher wehren sie sich heute auch in seinem Namen vor Gericht gegen die lieblose, unpräzise Inszenierung seines Kampfes gegen die geplante Entführung, der auch ein Kampf gegen die Möglichkeit der Produktion entwürdigender Bilder war. So kommt es, dass sogar ein Journalist empfangen wird.

Wir treffen uns im Haus einer Freundin von ihr, so dass ich erst nicht weiß, wer mir da die Tür öffnet: Die Dame, deren Name am Türschild steht, oder die, mit der ich verabredet bin?

Kalter Verrat

Ich kenne kein aktuelles Foto von Corinna Ponto, und das liegt nicht an mir. Ich kenne allerdings, wie jeder erwachsene Deutsche, die Geschichte der Familie, zumindest bis zu diesem Sommertag vor dreißig Jahren. Am selben Tag noch wurde der Name auch für Kinder ein Begriff. Straßensperren selbst in Dudweiler im Saarland. Für heutige Verhältnisse dilettantisch geschützte Polizisten mit Kriegswaffen vor den Bäumen stoppen Pendler und bevorzugt Studenten in ihren rostigen Karren. Wir Kinder laufen zum Kiosk, so viel Polizei haben wir noch nie gesehen. Mit dem Dolomiti-Eis in der Hand gucken wir uns die Kontrolle an. Was ist eigentlich los? Anne weiß Bescheid: „Die suchen eine, die heißt Susanne und hat ihren Onkel umgebracht.“

Der Mord am Vorstandssprecher der Dresdner Bank Jürgen Ponto am 30. Juli 1977 in Oberursel ragt aus der Serie der Taten der RAF heraus. Einmal, weil es der einzige Mord ist, der durch eine Augenzeugin beobachtet wurde und damit aufgeklärt werden konnte, bei nahezu allen anderen Morden ist ja noch unklar, wer letztlich geschossen hat. Und dann, weil er nicht draußen verübt wurde, auf der Straße, sondern im Esszimmer der Familie, in welches die Terroristen freundlich zum Kaffee gebeten worden waren, weil eine von ihnen die Tochter des besten Freundes von Ponto war. Bei keinem anderen Mord der RAF gab es eine persönliche Beziehung zwischen Opfer und Täterin, immer ging es nur um irgendein System. Hier fand sich möglicherweise das fröhliche Gesicht der Täterin als Kind in den Fotoalben der Familie des Opfers. „Sie finden“, sagt Corinna Ponto, „in diesem Mord die großen Themen von Verrat, Freundschaft, Treue und Familie, Mut und Feigheit alle enthalten.“

Es wird ein langes Gespräch, bei dem sie ab und zu aus selbstgeschriebenen Texten vorliest, nächtlichen Gedanken, um die Komplexität der Geschichte irgendwie zu bändigen. Dabei lachen wir trotz allem auch ziemlich oft. Die Tat hat die Familie an andere Orte geweht, verändert, mit der Welt in eine sehr eigentümliche Beziehung gesetzt, aber nicht zerstört.

Auf Nachfrage schildert sie Erinnerungen an Susanne Albrecht, an deren Besuche noch kurz vor der Tat, und gibt ihre Einschätzung dieser Frau, die wiederum erheblich von der Schilderung im Film abweicht, das alles möchte sie aber nicht in der Zeitung lesen. Es ist ein Hantieren wie mit empfindlichen chemischen Stoffen, man weiß nie, was da wie reagiert.

Ein Ranking der Opfer

Denn in der deutschen Öffentlichkeit sind die Gedanken zu diesem und zu anderen Terrormorden nicht ganz sortiert. Immer noch gibt es eine Art Ranking der Opfer: Fahrer und Leibwächter, die Passagiere der „Landshut“, das sind die unschuldigen Opfer. Und bei den anderen, den angeblich Mächtigen? Da greift schnell eine populäre Viktimologie, nach der die es schon irgendwie verdient haben werden. Vielleicht ist es ein die Leute tröstender Gedanke, dass Mord zu denen ins Haus kommt, die etwas dafür können, die unvorsichtig waren oder gar als Kapitalist „strukturelle Gewalt“ verüben? Er ist dennoch falsch. Schuld an einem Mord sind die Mörder. Und wie reagiert man darauf? Indem man sagt, dass damalige

Bankchefs mitnichten die Reichtümer anhäufen konnten, die heute selbst mittleren Investmentbankern zufliegen? Indem man darauf hinweist, wer Jürgen Ponto noch war, außer Mordopfer?

Wer öffentlich sprechen soll, muss sich sicher fühlen. Doch wie sollte sich in dieser Familie so ein Gefühl einstellen, nicht einmal verstiegen psychologisch gesehen, sondern ganz physisch? Kurz nach dem Mord explodierte ein Sprengsatz auf dem doch schon von der Polizei bewachten Grundstück. Es gab Diebstähle, allzu viele unerklärte Vorkommnisse. Dann all die Morde der sogenannten dritten Generation, über die kaum etwas bekannt ist, geschweige denn, dass die Täter gefasst wären. Die Geschichte ist immer noch in weiten Teilen unklar. Was ist mit der Rolle der DDR? Und all die anderen, noch offenen Fragen. In diesen Dingen hat man es sich im Film einfach gemacht: Die Stasi kommt nicht vor.

Bald sind alle drei an der Tat von 1977 Beteiligten frei. Sie könnte ihnen in der U-Bahn begegnen. „Die Terroristen“, fragt Corinna Ponto, „sind heute in den Medien nur noch die Ex-Terroristen. Aber wie wird man Ex-Opfer?“

Eine eigene Stimme zu finden ist schon mal ein richtiger Schritt. Die betagte Witwe von Jürgen Ponto, die Mutter von Corinna, Irgnes von Hülsen-Ponto, hat sich zum öffentlichen Widerspruch entschlossen, nachdem das Erste sowohl in der „Tagesschau“ als auch bei „Beckmann“ die Szene der Ermordung ihres Mannes brachte, in der sie als dauertelefonierende Terrassentussi auftritt, die erst dann etwas mitkriegt, als es längst zu spät ist. Irgnes Ponto, eine Verwandte von Helmuth Graf von Moltke und auf dem Gut in Kreisau geboren, saß aber nicht plaudernd am Pool, während ihr Mann ermordet wurde. Sie hat gesehen, wie er erschossen wurde. Das Zimmer war völlig dunkel, kein Schuss war zu hören. Es war, schreibt Corinna Ponto in einem ihrer Texte, „ein leiser Tod nach einem kalten Verrat“.

Dennoch ist der Film in der Welt, was nun? Vor dem Kölner Gericht wies der Anwalt der Filmproduzenten darauf hin, die Zeugin habe über die Jahre leicht abweichende Darstellungen der Tat gegeben. Die Richterin, die den Fall mit rheinischer Gelassenheit verhandelt, klärt ihn darüber auf, dass das ihr Alltag sei: Von jedem Verkehrsunfall gibt es zwanzig Versionen. Das wissen freilich auch manche Filmemacher, dass Vielstimmigkeit einem Film eher guttut.

Klärende Kopfnote

Dabei waren die Macher so stolz über die Detailgenauigkeit, mit der alles rekonstruiert wurde. Das Original-Klo aus Stammheim wurde verwendet, heute kann man es auf der Bavaria-Studio-Tour bewundern. Jede einzelne der Schallplatten in Baaders Zelle ist authentisch. Doch im Falle dieses Mordes hat man sich nicht auf die neueste Literatur verlassen. Außerdem sei die Familie schwer zu erreichen, trug der Anwalt vor. Allerdings hätte man es ja mal versuchen können, der Witwe von Jürgen Ponto zu schreiben, beispielsweise mit einem Brief an die originelle Adresse Jürgen-Ponto-Stiftung am Jürgen-Ponto-Platz 1 in Frankfurt.

Die Chronistenrolle ist den Produzenten aber auch deshalb so wichtig, weil sie Neutralität suggeriert. Denn sonst hätte man ja sagen müssen, was man mit dem Film will. Was hätte das sein können? Zeigen, wie tolle, gutaussehende Menschen in schreckliche Dinge hineingeraten? Das Exkulpatorische des Ansatzes wäre schwer zu verteidigen gewesen. Chronist und Perfektionist ist da schon die bessere Rolle. Sie muss aber durchgehalten werden.

Das Kölner Verfahren ist nicht abgeschlossen. Das Gericht hat allerdings einen Einigungsvorschlag unterbreitet, der deutlich macht, dass es durchaus ein Problem sieht. Vor dem Film könnte doch, so die Kammer besänftigend, dreißig Sekunden lang eine Tafel

zu lesen sein, in der darauf hingewiesen wird, dass die Darstellung des Films in manchen Szenen von der Realität abweicht, auch der Name Ponto könnte dort stehen.

Es wäre eine Sensation. Diese Kopfnote könnte den Beginn einer ganz neuen Auseinandersetzung mit der Epoche markieren, mit dem nämlich, was am Komplex wirklich komplex ist. Am 7. Januar treffen sich die Parteien wieder.

Prozess um "Baader-Meinhof-Komplex" Nicht realistisch

sueddeutsche.de/dpa/rus

Düddeutsche Zeitung vom 02.12.2008

<http://www.sueddeutsche.de/kultur/235/449958/text/>

Wenn "Der Baader-Meinhof-Komplex" ins TV kommt, könne man den Vorspann ändern - dies hat das Gericht der Witwe des erschossenen Bankiers Jürgen Ponto als Vergleich vorgeschlagen.

Im juristischen Streit um den Film "Der Baader-Meinhof-Komplex" hat das Kölner Landgericht den Prozessparteien einen Vorspann mit Zuschauer-Hinweisen als Lösung vorgeschlagen. Darin solle stehen, dass die in dem Film dargestellte Erschießung des Vorstandssprechers der Dresdner Bank, Jürgen Ponto, durch RAF-Terroristen keinen Anspruch auf historische Authentizität erhebe.

Das sagte Gerichtssprecher Dirk Eßer am Montag und bestätigte damit einen Bericht der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Die Witwe Irgnes Ponto habe eine einstweilige Verfügung beantragt. Sie sehe sich und ihren 1977 getöteten Mann in ihrer Persönlichkeit verletzt.

Aus Protest gegen den Kinofilm von Bernd Eichinger über die RAF hatte Irgnes Ponto bereits ihr Bundesverdienstkreuz zurückgegeben. Die Klägerin machte laut Gerichtssprecher allerdings in dem Kölner Verfahren deutlich, dass sie den Film nicht grundsätzlich blockieren wolle.

Der Einigungsvorschlag des Gerichts würde demnach auch nur für zukünftige Formen der Vermarktung gelten, also etwa für eine TV-Ausstrahlung, die für 2009 geplant ist, oder eine DVD-Fassung. Bevor der Film beginnt, könnten die Zuschauer im Vorspann dann lesen, dass ein Abweichen einiger Filmszenen von der Realität möglich sei.

Nach Ansicht der Klägerin entspreche die Erschießungsszene nicht der Realität, obwohl der Film - nach dem Buch von Stefan Aust - den Eindruck der absoluten Authentizität erwecke, wie Eßer erklärte. Wenn Irgnes Ponto und die beklagte Verleihfirma Constantin Film dem Einigungsvorschlag der 28. Zivilkammer nicht zustimmen, will das Gericht am 7. Januar 2009 ein Urteil verkünden.

Mohnhaupt verliert

Der Spiegel vom 08.12.2008

<http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/47/02/dokument.html?titel=Mohnhaupt+verliert&id=62492074&top=SPIEGEL&suchbegriff=mohnhaupt+verliert&quellen=&qcrubrik=geschichte>

Brigitte Mohnhaupt, einst führendes Mitglied der Rote Armee Fraktion (RAF), ist vorläufig mit dem Versuch gescheitert, zwei Szenen aus dem Film "Der Baader-Meinhof-Komplex" entfernen zu lassen. "Fast fünf Jahre Knast", sagt Nadja Uhl, die Mohnhaupt in der Bernd-Eichinger-Produktion verkörpert, worauf Vinzenz Kiefer, alias Peter-Jürgen Boock, ergänzt: "Ist 'ne lange Zeit." Sie antwortet: "So lang hab ich mit keinem Mann gefickt." Mohnhaupts Medienanwalt verlangte von der Filmfirma Constantin und dem Hoffmann und Campe Verlag, bei dem Eichinger-Gattin Katja das Buch zum Film inklusive des Dialogs veröffentlicht hatte, diese und die anschließende Sex-Szene zu eliminieren. Filmgesellschaft und Verlag aber lehnten eine Korrektur ab. Die Passage sei durch die Kunstfreiheit gedeckt, Zuschauer und Leser würden nicht annehmen, dass dieser Dialog historisch verbürgt sei. Mohnhaupts Anwalt beantragte daraufhin den Erlass einer einstweiligen Verfügung gegen Hoffmann und Campe, doch das Hamburger Landgericht wies dies zurück. Die Ex-RAF-Frau kann nun noch eine Unterlassungsklage im Hauptsacheverfahren anstrengen.

Golden-Globe-Nominierungen RAF goes for gold

Von Susan Vahabzadeh

Süddeutsche Zeitung vom 11.12.2008

<http://www.sueddeutsche.de/kultur/550/451265/text/>

Orakel für die Oscars: Der "Baader-Meinhof-Komplex" ist als bester fremdsprachiger Film im Rennen um einen Golden Globe. Doch wird es eine Verleihung ohne Stars?

Bei den Golden Globes ist "Der Baader Meinhof Komplex" schon mal dabei, die Auslandspresse, die Hollywood Foreign Press Association, die die Preise vergibt - man spricht ihr Orakelqualitäten für die Oscars zu - hat ihn nominiert als besten fremdsprachigen Film. Eine sehr politische Kategorie in diesem Jahr, "Baader Meinhof" tritt an gegen den spektakulären israelischen Zeichentrickfilm "Waltz with Bashir" und die Saviano-Verfilmung "Gomorrha".

Auch die Hauptkategorien dominiert ein Polit-Thema, fünf Nominierungen hat Ron Howards "Frost/Nixon" bekommen. Als bester Film in der Sparte Drama tritt er gegen "Der seltsame Fall des Benjamin Button", "Der Vorleser", "Zeiten des Aufbruchs" und "Slumdog Millionär" von Danny Boyle an. Auch David Finchers "Button" hat insgesamt fünf Nominierungen, unter anderem für Brad Pitt.

Pitt, Nixon-Darsteller Frank Langella, Mickey Rourke für "The Wrestler" und Leonardo DiCaprio, der für Sam Mendes' "Zeiten des Aufbruchs" im Rennen ist, haben als beste Darsteller allerdings eine harte Konkurrenz: Sean Penn ist ebenfalls nominiert, für Gus Van Sants "Milk". Heath Ledger wurde posthum als bester Nebendarsteller für "The Dark Knight" nominiert. Kate Winslet ist für "Zeiten des Aufbruchs" und als Nebendarstellerin für den "Vorleser" dabei. Meryl Streep ist für den ebenfalls fünffach vertretenen "Glaubensfrage" nominiert und für "Mamma Mia!".

Bei den Globes wird unterschieden zwischen Ernst und Spaß, bestes Musical/Komödie können "Burn After Reading", "Happy-Go-Lucky", "Brügge sehen. . . und sterben?", "Mamma Mia!" und "Vicky Cristina Barcelona" werden.

Nacht ohne Sterne

Am 11. Januar findet die Verleihung statt - obwohl der seit mehr als einem halben Jahr schwelende Streit zwischen der Screen Actors Guild und den Produzenten, pünktlich zum Beginn der Preisverleihungs-Saison, doch noch eskaliert. Die Produzenten haben ihr Angebot vom 30. Juni als final bezeichnet, nun will die SAG sie zurück an den

Verhandlungstisch zwingen, am 2. Januar werden die Stimmzettel für einen Streik verschickt.

Was die Wirtschaftskrise angeht, wird die Gewerkschaft argumentieren, Kinofilme seien eine rezessionsresistente Branche. Die Ticketverkäufe sind, so sagen die Betreiber großer amerikanischer Kinoketten, bislang nicht von der Rezession dezimiert worden. Es zeichnet sich aber ab, dass der DVD-Markt bröckelt; und die Finanzierung von Kinofilmen, besonders von den ganz teuren, verlässt sich zunehmend auf diese Einnahmen.

Im vergangenen Jahr sind aufgrund des Autorenstreiks die Golden Globes statt im Rahmen einer Show nur in einer Pressekonferenz verliehen worden - ohne vom Profi geschriebene Texte keine Show. Diesmal könnte es die Oscar-Zeremonie am 22. Februar treffen. Ob die im Fall eines Arbeitskampfes bestreikt wird, ist zwar noch unklar, aber es ist sehr gut möglich, dass kein Schauspieler kommen darf - das wäre eine Nacht ohne Sterne.

Einstweilige Verfügung abgewiesen RAF-Film verletzt nicht Persönlichkeitsrechte

FAZ.NET mit dpa

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 09. Januar 2009

<http://www.faz.net/s/RubCF3AEB154CE64960822FA5429A182360/Doc~EC2A83CCF81A1407788E0F269BB5AA7E2~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Die Witwe des 1977 ermordeten Bankiers Jürgen Ponto ist mit ihrer Klage gegen die Produzenten des Spielfilms „Der Baader Meinhof Komplex“ gescheitert (siehe auch Die Familie Jürgen Pontos wehrt sich gegen den „Baader-Meinhof-Komplex“). Die 28. Zivilkammer des Kölner Landgerichts wies am Freitag den Antrag auf Erlass einer einstweiligen Verfügung gegen die Münchner Constantin Film ab.

Ignes Ponto hatte in der filmischen Darstellung der Ermordung ihres Mannes eine Verletzung ihres Persönlichkeitsrechts und desjenigen ihres verstorbenen Mannes gesehen. Laut Klageschrift erhob der Film zwar den Anspruch größtmöglicher historischer Authentizität, entsprach aber bei der Darstellung der Ermordung Pontos in mehreren Punkten nicht der Wahrheit. Die Klägerin wollte zudem die „effekthascherische Darstellung der Ermordung ihres Mannes“ nicht hinnehmen. Sie hatte deshalb eine einstweilige Verfügung gegen die weitere Veröffentlichung und Verbreitung der umstrittenen Szene beantragt.

Lebensbild Pontos wird nicht verfälscht

Dieser Argumentation schlossen sich die Kölner Richter nicht an. Nach Angaben eines Gerichtssprechers sieht die Zivilkammer in der Tötungsszene weder eine Verletzung des Persönlichkeitsrechts des Ermordeten noch der Klägerin. Der Film unterliege der Kunstfreiheit. Dies beinhalte auch die Entscheidung, auf welche Art und Weise eine Geschichte erzählt werden soll. Auch werde in der umstrittenen Szene weder das Lebensbild Pontos verfälscht noch seine Person entwürdigt. Die Interessen der Klägerin müssten hinter das Grundrecht der Kunstfreiheit zurücktreten.

Zudem sei die Ermordung Pontos derart „in den Gesamtorganismus des Filmes eingebettet, dass das Persönliche und Private der Klägerin und ihres Ehemannes hinter die Filmfigur zurücktrete“, hieß es in der Entscheidung. Ihr Schrecken und Leid sei, ebenso wie das der weiteren Opfer der im Film dargestellten Taten, nicht das Thema des Films. Gegen das Urteil kann Ponto Berufung einlegen.

Das RAF-Drama von Regisseur Uli Edel sahen bislang rund 2,5 Millionen Kinogänger. Der Film ist bei den Golden Globes als bester fremdsprachiger Film nominiert (siehe auch „Baader-Meinhof-Komplex“ für Golden Globe nominiert).

"Der Baader Meinhof Komplex" ist juristisch okay - ästhetisch nicht Richtiges zum falschen Film

Kommentar von Christina Nord

Die Tageszeitung vom 10.01.2009

<http://www.taz.de/1/debatte/kommentar/artikel/1/richtiges-zum-falschen-film/>

"Der Baader Meinhof Komplex" bleibt, wie er ist. Igenes Ponto, die Witwe des von der RAF ermordeten Bankiers Jürgen Ponto, wollte vor dem Landgericht Köln eine einstweilige Verfügung gegen den Film erwirken. Die Sequenz, die die Ermordung ihres Mannes darstellt, sollte entfernt werden, da sie vom wirklichen Hergang der Ereignisse abweiche. Im Urteil vom Freitag sah das Gericht Pontos Persönlichkeitsrechte nicht verletzt und berief sich auf die Freiheit der Kunst. Der Produzent Bernd Eichinger und der Regisseur Uli Edel wurden auch nicht dazu verpflichtet, den Vorspann um einen Hinweis zu ergänzen, der die Diskrepanz zwischen Filmversion und Wirklichkeit kenntlich macht.

Man muss "Der Baader Meinhof Komplex" nicht mögen, um das Urteil zu begrüßen. Dass die Sequenz Igenes Ponto großes Unbehagen bereitet, ist zwar nachvollziehbar. Doch hätte sie recht bekommen, liefe jeder Spielfilm, der sich zeitgeschichtlicher Themen annimmt, Gefahr, gekürzt zu werden.

Immer wird sich ein Beteiligter finden, der mit der Darstellung unzufrieden ist; jüngere Diskussionen wie die um Bryan Singers Attentatsthiller "Operation Walküre" oder Luigi Falornis "Feuerherz" belegen dies. Fiktionen aber folgen anderen Regeln als die Geschichtsschreibung; sie durchdringen und verdichten das historische Material und gelangen gerade über diesen Prozess zu einer eigenen Plausibilität.

In dieser Hinsicht führt sich "Der Baader Meinhof Komplex", freundlich formuliert, recht ungeschickt auf. Marketing und Selbstauskünfte der Macher zielen darauf, die Wirklichkeitstreue des Films zu betonen. Jeder mediensierte Zuschauer weiß aber, dass Authentizität, egal ob im Dokumentar- oder im Spielfilm, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Jedes Filmbild ist Auswahl, Ausschnitt, Setzung. Wer hier behauptet, er bilde die Wirklichkeit ab, muss sich fragen lassen, warum er etwa auf richtige Autokennzeichen Wert legt, die Ermordung im Film aber anders verläuft als in den Ermittlungsakten. Solche Fragen zu verhandeln steht jedoch einer ästhetischen Debatte an, keiner Gerichtsverhandlung.

"Baader-Meinhof-Komplex"

No sex, please, we are RAF

sueddeutsche.de/jb/rus

Süddeutsche Zeitung vom 16.01.2009

<http://www.sueddeutsche.de/kultur/11/450728/text/>

Ärger und kein Ende: Nach Witwe Ponto wollte auch Ex-RAF-Terroristin Brigitte Mohnhaupt gegen den "Baader-Meinhof"-Film vorgehen - und scheiterte.

Die ehemalige Terroristin der Roten-Armee-Fraktion (RAF) Brigitte Mohnhaupt sei mit ihrem Antrag auf eine einstweilige Verfügung gegen die Produktionsfirma Constantin Film und den Hoffmann-und-Campe-Verlag gescheitert, wie der Spiegel und die Bild-Zeitung berichten. Mohnhaupt hatte anwaltlich versucht, die Streichung von Dialogen des Films "Der Baader-Meinhof-Komplex" durchzusetzen.

Stein des Anstoßes sei unter anderem eine Szene, in der Nadja Uhl, Mohnhaupts Film-Alter-Ego, sagt: "Fast fünf Jahre Knast." Woraufhin RAF-Mitstreiter Peter-Jürgen Boock (gespielt von Vinzenz Kiefer) antwortet: "Ist 'ne lange Zeit." Was die fiktive Mohnhaupt wiederum mit den Worten kommentiert: "So lange habe ich mit keinem Mann gefickt."

Brigitte Mohnhaupt habe sich durch diesen Dialog und den darauf folgenden Intimverkehr zwischen Uhl und Kiefer, alias Mohnhaupt und Boock, in ihren Persönlichkeitsrechten verletzt gefühlt - und ihren Anwalt eingeschaltet.

Nachdem sich Produktionsfirma und Verlag mit Verweis auf die Kunstfreiheit geweigert hatten, den anzüglichen Dialog und die Sex-Szene zu streichen, sei die Angelegenheit vor das Hamburger Landgericht verwiesen worden. Dort sei Mohnhaupt die einstweilige Verfügung verweigert worden. Die im Frühjahr 2007 nach 24 Jahren aus der Haft entlassene Mohnhaupt habe nun noch die Möglichkeit, eine Unterlassungsklage im Hauptsacheverfahren anzustrengen.

Der Kinofilm "Der Baader-Meinhof-Komplex" von Bernd Eichinger rund um die linksterroristische Vereinigung RAF sorgt nicht zum ersten Mal für Unruhe. Nach Erscheinen hatten bereits Hinterbliebene von RAF-Opfern, wie die Witwe des von der RAF ermordeten ehemaligen Vorstandssprechers der Dresdner Bank, Jürgen Ponto, versucht, gegen den Film vorzugehen.

Bayerischer Filmpreis
Ehrung für RAF-Drama

Von Lisa Sonnabend
Süddeutsche Zeitung vom 16.01.09
<http://suche.sueddeutsche.de/query/Der%20Baader%20Meinhof%20Komplex/sort/-docdatetime>

Im Münchner Cuvilliés-Theater ist der 30. Bayerische Filmpreis vergeben worden. Zu den Gewinnern gehört auch der RAF-Film "Der Baader Meinhof Komplex".

Zum 30. Mal wurde am Freitagabend im Cuvilliés-Theater der Bayerische Filmpreis verliehen, zum ersten Mal durfte Ministerpräsident Horst Seehofer (CSU) den Bayerischen Oscar übergeben.

Der Ehrenpreis des Bayerischen Ministerpräsidenten geht in diesem Jahr an den Autor, Regisseur und Produzenten Peter Schamoni, der seit über 50 Jahren in der deutschen und internationalen Filmszene aktiv ist. Seehofer würdigte, dass Peter Schamoni mit seinen Portrait-Dokumentationen berühmter Künstler wie Max Ernst, Friedensreich Hundertwasser, oder Fernando Botero neue Maßstäbe gesetzt habe. Er habe es geschafft, das Genre des Künstlerfilms einem breiten Publikum zu vermitteln.

"Geschichte ungeschönt, erschreckend realistisch und nah bei Personen"

Der Produzentenpreis wird in diesem Jahr geteilt und geht zu je 100.000 Euro an Mischa Hofmann, Benjamin Herrmann und Jan Mojto für die Produktion des Films "John Rabe" und an Bernd Eichinger, Constantin Film, für den viel diskutierten Film "Der Baader Meinhof Komplex".

Zusammen mit dem Regisseur Uli Edel und den Schauspielern habe Eichinger "auf hohem Niveau einen Film geschaffen, der die jüngere deutsche Geschichte des Terrorismus der 70er und 80er Jahre ungeschönt, erschreckend realistisch und ganz nah bei den Personen thematisiert."

"John Rabe" arbeitet das Nanking-Massaker auf - ein wenig bekanntes Kapitel chinesisch-japanisch-deutscher Geschichte. Der Deutsche John Rabe setzte sich im Jahr 1937 für die Errichtung einer Schutzzone ein, um der chinesischen Bevölkerung Schutz vor den japanischen Soldaten zu bieten. Er konnte 200.000 Chinesen das Leben retten. Der Oscar-prämierte Regisseur Florian Gallenberger hat den Film inszeniert.

"Viele bayerische Talente"

Der Regiepreis, dotiert mit 20.000 Euro, geht an Caroline Link für ihren Film "Im Winter ein Jahr". Der Darstellerpreis weiblich (dotiert mit 10.000 Euro) geht an Ursula Werner für die Rolle in "Wolke 9". Den Darstellerpreis männlich (dotiert mit 10.000 Euro) erhält Ulrich Tukur für die Rolle in "John Rabe". Der Drehbuchpreis (dotiert mit 15.000 Euro) geht an Gernot Gricksch für den Film "Robert Zimmermann wundert sich über die Liebe".

Den Nachwuchsdarstellerpreis (dotiert mit 10.000 Euro) bekommt Karoline Herfurth für die Rolle in "Im Winter ein Jahr" und den Nachwuchsregiepreis (ebenso 10.000 Euro) Jan Fehse für "In jeder Sekunde".

Seehofer sagte: "Ich freue mich, dass sich unter den Preisträgern auch viele bayerische Filmgrößen und Talente befinden. Dies zeigt die hohe Kreativität und Professionalität der bayerischen Filmemacher und die Stärke unseres Filmstandortes."